



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE





C. M. Wielands

sämmtliche Werke

Dreiundfunfzigster Band.

Wielands Leben,

mit Einschluß vieler noch ungedruckter Briefe Wielands.

IV. Theil.

Herausgegeben

von

J. G. Gruber.

Leipzig, bei G. J. Göschen. 1828.

Siebentes Buch.

1.

Unverkennbar ist es, daß das Leben in der Nähe des Hofes in Wielands Gesinnungen nichts geändert und die freimüthigen Äußerungen derselben nicht gehemmt hat. Wäre der Fall eingetreten, daß man dies von ihm verlangt oder erwartet hätte, so würde er sich zurückgezogen haben; denn mit Wahrheit sagte Göthe von ihm: „Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen." Es war aber unmöglich, daß er an diesem Hofe in diesen Fall hätte kommen können. Weder Karl Augusts vielseitige Bildung und kräftiger Wille für das Gute, noch seiner erhabnen Gemahlin reiner und ernster Wahrheitssinn, noch der genialen Herzogin Mutter helle Ansicht des Lebens und seiner Verhältnisse, konnten dies befürchten lassen. So wurde für Wielands Wirksamkeit diese Nähe

eines solchen Hofes nie hinderlich, sondern ihr i
mehr vielfach förderlich.

Nachdem Karl August seine, gewiß unvergeßli
Regierung angetreten, wurde der Hof seiner Mut
deren Geist nun keine Regentensorgen mehr besc
tigten, ein Vereinigungspunkt für die Musenkün
deren Priester und Verehrer jetzt freieren Zutritt
Ihr fanden. Was irgend Bedeutendes in Poesie u
Musik erschien, ward in Amalia's Zirkel gelesen,
spielt, gesungen, und Gegenstand der Unterhaltu
von welcher jedoch überhaupt nichts ausgeschloss
war, was auf Wissenschaften und Künste der Hum
nität Beziehung hatte, den Geist würdig zu besch
tigen und das Herz zu vergnügen fähig war. W
wahr und gut, was schön und edel, was geistrei
und witzig, was zart und fein war, hieß hier, u
Scherz und Ernst wie Anmuth und Würde wechse
ten, gleich willkommen. Durchaus auf den Ton de
echten Urbanität gestimmt, gab dieser Hof vielleich
das erste Beispiel eines nicht leeren Anstandes, un
das Genie, welches in solchem Kreise Achtung, Nei
gung, Vertrauen fand, konnte sich nie gehemmt, son
dern nun gefördert fühlen. In der schöneren Jahres
zeit folgte dieser Kreis seiner Beschützerin auf das
Land, wo die Musen den Aufenthalt durch ländliche
Feste verschönerten. Dies geschah zuerst in dem, auf
einem Berghücken in der Nähe Weimars angelegten,

Ettersburg, wo Jacobi's Zuruf in eine Steinplatte eingehauen:

O laßt, beim Klange süßer Lieder
Uns lächelnd durch dies Leben gehn,
Und, sinkt der letzte Tag hernieder,
Mit diesem Lächeln stille stehn!

genau aussprach, in welchem Geist und zu welchem Zwecke man sich hier versammelte. Wieland in seinen Gedichten an Olympia, mit welchem Namen er seine fürstliche Gönnerin im Gedicht begrüßte, sagte davon:

Was ist's, das uns Olympiens hehren Wald
Zum Zaubergarten macht, zum Tempel schöner
Freuden,
Zu dem man eilt, um zögernd draus zu scheiden?
Sie selbst! — O, würde Sie zu Ihrem Aufenthalt
Den rauhsten Alpe Gipfel wählen,
Der rauhsten Alpe würde bald
Kein Reiz der schönsten Gegend fehlen;
Ja zöge Sie bis an den Nadir,
Wohin Sie gehen mag; die Musen folgen Ihr,
Ihr einen Pindus zu bereiten.
Sie, von Olympien stets geliebt, gepflegt, geschützt,
Belohnen Sie durch ihre Gaben itzt.
Sie schweben Ihr in Ihren Einsamkeiten,
Wenn Sie im Morgenthau die Pfade der Natur

Besuchet, ungesehn zur Seiten,
Und leiten Sie auf ihre schönste Spur.
Und wenn Sie, in begeisterndem Entzücken,
An einen Stamm gelehnt, mit liebender Begier,
Was Sie erblickt und fühlt, Sich sehnet auszudrücken,
So reichen Sie den Bleistift Ihr.
Sie sind's, die am harmonischen Klavier
Der leichten Finger Flug beleben;
Und wer als sie vermöchte Ihr
Die Melodieen einzugeben,
Von denen das Gefühl der lautre Urquell ist,
Die tief im Herzen wiederklingen,
Die man beim erstenmal erhascht und nie vergißt,
Und niemals müde wird zu hören und zu singen?

O Fürstin, fahre fort aus Deinem schönen Hain
Dir ein Elysium zu schaffen!
Was hold den Musen ist, soll da willkommen seyn.
Doch allen, die in Deiner Wildniß gaffen,
Und nichts darin als Bäume sehn,
Dem ganzen Midasstamm der frost'gen langen Weile
Mit ihrem Troß, dem Uhu und der Eule,
Und ihrer Schwesterschaft von Gänschen und von Kräh'n,
Sey Deine Luft zu rein! Das traurge Völkchen weile
Stets [illegible] das Wenige Guß; und fühlt das böse Glück

Es ja hinauf, so kehr' es bald zurück,
Und banne selber sich aus Deiner Republik!

Die schattenreichen Gänge dieser Waldung waren die Scene zu einer Menge von interessanten Vergnügungen, in deren Erfindung der damalige Kammerherr v. Einsiedel, welcher späterhin den Plautus und Terenz auf unsre Bühne brachte, und Fräulein v. Göchhausen, ein Hoffräulein der Herzogin, unerschöpflich waren, damit nach ernsteren Beschäftigungen auch dem fröhlichen Scherz und der genialen Laune Ihr Recht wiederfähre.

Zum Ersatz der jetzt in Weimar mangelnden Bühne war, hauptsächlich auf Göthe's Veranlassung, ein Liebhabertheater errichtet worden, zu dessen männlichem Personale Göthe selbst, v. Einsiedel, v. Knebel, v. Seckendorf, Musäus, Bertuch, Kraus gehörten, und zu dem weiblichen Corona Schröter, Fräul. v. Göchhausen, und eine Schwester Kotzebue's, dessen, damals Gymnasiasten zu Weimar, Neigung für das Bühnenwesen dadurch ungemein belebt wurde. Nicht leicht dürfte wieder eine Bühne entstehen wie diese, wo der poetische Genius so frei und kühn schalten und sich in allen seinen wechselnden Gestalten zeigen konnte, in seiner ganzen Würde auf dem erhabnen Kothurn und in der keckesten Ungebundenheit des Humors, der auch in extemporirter Posse und Schattenspielen seinem Witz

und satirischer Laune den Zügel schießen ließ. Mehrere der Mitspielenden dichteten eigne Stücke für diese Bühne. Wielands Beitrag war seine Pandora. Göthe erhielt hiedurch Veranlassung zu mehreren seiner kleinen Dramen. Während des Sommers folgte der Herzogin auch diese ausgezeichnete Bühne nach ihrem Ettersburg, und man gab die Vorstellungen bald in dem Schlosse, bald im freien Walde, wo, unweit der Hütte von Baumrinde, ein großer Platz dazu bereitet war. Unter anderem wurde hier auch der Jahrmarkt von Plundersweilern von dieser geistreichen Dilettantengesellschaft aufgeführt.

Was früher Ettersburg gewesen, das wurde seit dem Jahre 1783 Tieffurt, als Amalia dieses stille, liebliche Thal zu ihrem Sommeraufenthalte wählte. Um nicht blos dem Zufall die Unterhaltung zu überlassen, faßte man hier die Idee, ein eignes Tieffurter Journal zu verfertigen, wozu jeder, der hier Zutritt hatte, freiwillige Beiträge lieferte. Man braucht nur zu hören, daß es solche Beiträge von Göthe, Herder, Dalberg, Einsiedel, Knebel, enthielt, um daraus zu schließen, nicht nur daß es überhaupt sehr interessant, sondern auch nicht blos für eine flüchtige Belustigung berechnet gewesen seyn müsse. Dem Scherz war allerdings freier Spielraum gelassen, aber auch Gegenstände aus der praktischen Philosophie und der Aesthetik waren hier, als Stoff zu ernsten Betrachtungen, abgehandelt, und

Herder hat mehrere solcher Abhandlungen nachmals in seine zerstreuten Blätter und seine Adrastea aufgenommen. Um manchen solcher Gegenstände von mehr als einer Seite zu beleuchten, stellte man zuweilen die Fragen darüber sogar als eine Art von Preisaufgaben auf.

Eben eines solchen Kreises aber und solcher Verhältnisse bedurfte es auch, wenn Wieland nicht mitten in der Residenz als Einsiedler leben sollte. Was so manchen sonst an dem Hofleben erfreuen mag, äußerer Glanz, Repräsentation, und eine gewisse Festlichkeit, das alles war nicht für ihn. Mit ungemein komischer Laune und einem immer neuen Zufluß drolliger Einfälle schilderte er, wie er in früherer Zeit, wo die Herzogin Mutter noch ein strenges Hofceremoniel beobachten mußte, diesem so große und schwere Opfer gebracht, und nicht blos erduldet Langeweile im Vorzimmer, lästiges Stehen im Saale, peinliches Sitzen an der Tafel, Unverdaulichkeiten, Erkältungen durch Zugluft, sondern auch das Allerschlimmste, die fatale Beutelperrüque auf dem Kopfe. Späterhin war er alles Hofzwanges entladen, und wußte das Glück, einem so auserwählten Kreise anzugehören, so wie den geistigen Gewinn, den er davon zog, — da auch für den geistreichsten Mann Austausch der Ideen nöthig ist, — ganz zu schätzen: allein die meiste Zeit lebte er doch in stiller Zurückgezogenheit in dem einfachen Kreise seiner Häuslichkeit, an

welchen Neigung und Pflicht ihn mit gleich starken Banden fesselten. „Ich lebe, schrieb er i. J. 1782, in einer erwünschten Freiheit von öffentlichen Geschäften, den Musen und mir selbst, ein unscheinbares aber glückliches Leben, begünstigt mit der Gnade meiner guten Fürsten und der Liebe vieler Rechtschaffenen, umgeben von einer zahlreichen, um mich her theils aufblühenden, theils noch aufkeimenden Familie, die meine Existenz auf die interessanteste Art vervielfältigt, und durch die süßen Sorgen und angenehmen Pflichten des Hausvaters mein sonst sehr einförmiges Leben vor Stockung bewahrt. Kurz, ich bin vergnügt mit meinem Loos, und ohne andre Wünsche für die Zukunft, als jene bescheidenen, die ich mit meinem Horaz gemein habe:

Laßt mir nur was ich hab', und wär's auch minder,
Und was ihr etwa noch von Lebenszeit
Mir zugedacht, laßt mich nur selber leben!
Laßt mir's an Büchern nicht, auch nicht an Vorrath,
Was auf ein Jahr vonnöthen ist, gebrechen,
Damit die ungewisse Zukunft im Genuß
Des Gegenwärt'gen mich nicht stören müsse."

Um aber diesen bescheidenen Wunsch erfüllt zu sehen, bedurfte es seines Fleißes immer mehr, da seine Familie bedeutend angewachsen war. Von 14 Kindern, die ihm geboren worden, lebten ihm damals noch eilf, für welche, außer der Mutter und

Gattin, ihm die Sorge oblag. Mit Freudigkeit erfüllte er diese Pflicht: bei aller Anstrengung aber und aller hausväterlichen Sparsamkeit konnte er es wenig weiter bringen, als eben zur Erfüllung jenes Horazischen Wunsches, da er — um mit Göthe zu reden —

Da er sich auf den Erwerb schlecht, wie ein Dichter, verstand.

Der Ertrag von dem Merkur war sein Hauptgewinn; außerdem hatte er von seinen Werken nie einen sehr bedeutenden Vortheil gezogen. Für seine frühesten poetischen Schriften trug ihm der Bogen nicht mehr als ungefähr einen Dukaten ein, und als er eine neue verbesserte Auflage davon besorgte, so „hoffte er, die Verleger würden nicht unbillig finden, wenn er diese seine Arbeit, um sie nicht gar umsonst zu machen, auf einen großen Thaler für den Bogen taxire." Von seinen Komischen Erzählungen sagt er selbst: „Jedermann, welcher weiß, daß in Frankreich dem mittelmäßigen Reimer und Romänchenschreiber wenigstens 2 Louis d'or für den Bogen bezahlt werden, lacht mich aus, daß die komischen Erzählungen mir nicht mehr noch weniger als 5 Gulden für den Bogen eingetragen haben." Da nahm er sich nun vor, besser auf seinen Nutzen bedacht zu seyn, und wollte von dem Idris, „der ihm, ungeachtet des Vergnügens, das er bei der Komposizion gehabt,

doch unendliche Mühe und Erschöpfung gekostet, so viel als möglich Vortheil zu ziehen suchen." Nach einer langen Vorrede hiezu foderte er für Idris, Musarion und die neu zu druckenden komischen Erzählungen, 20 Louis d'or. Diese Ausgabe kam jedoch nicht zu Stande, und Wieland war späterhin erstaunt und erfreut, als ihm der Buchhändler Reich in Leipzig für die Musarion ein Honorar von 30 und für den Diogenes von 50 Dukaten sendete. Für seine Uebersetzung des Shakespeare erhielt er für den Bogen 6 Gulden 40 Kreuzer, und die Verlagshandlung konnte so viele Auflagen davon machen, als sie wollte. Agathon hatte kein besseres kaufmännisches Glück für ihn. Ein Buchhändler hatte ihm für den Bogen einen halben Louis d'or geboten. Dieser Unverschämtheit halber schalt er ihn einen petit fripon, und rühmte dagegen den Verleger, der ihm einen ganzen Louis d'or zahlte, als einen libraire assez honnête. Nicht lange darauf, als er mit Reich bekannt geworden, schrieb er: „der Freundschaftsknoten ist so enge zwischen uns zugezogen worden, daß ich an wenig andre Verleger mehr denken kann. Reich hat sich bisher sehr edelmüthig gegen mich betragen." Allerdings war er bei ihm sicherer, als bei der Dessauischen Buchhandlung der Gelehrten, die mit einem Kapital von 20,000 Thalern zu zahlen aufhörte und ihren treuherzigen Aktionairs mit keiner Sylbe von dem übrigen Rechenschaft gab. Der Versuch, welchen

Wieland mit ihr gemacht hatte, schreckte ihn nicht blos von künftigen ähnlichen Spekulazionen, sondern auch davon ab, sich mit andern Buchhändlern als dem ihm befreundeten Reich, diesem Theilnehmer an der Weidmannischen Buchhandlung, einzulassen; in welchen beiden Hinsichten er eben nicht zu seinem grössern Vortheil handelte. Als ihn im Jahre 1784 die Unternehmer der Jenaischen Litteraturzeitung, Schütz, Bertuch und Hufeland, zum Beitritt auffoderten, war er eine Zeit lang sehr geneigt, das verlangte Kapital von tausend Thalern daran zu wagen; allein die Besorgniß des Mislingens machte, daß er zurücktrat, um seiner Familie nichts zu entziehen. Wie sehr zu seinem Nachtheil er hier zurückgetreten sey, erkannte er bereits im nächsten Jahre; zu welcher Ueberzeugung er in Hinsicht auf jene Verlagshandlung kam, werden wir noch sehen. Genug, sein Entschluß, nur ihr seine Werke zu geben, wankte nicht, ungeachtet es ihm an Anerbietungen von vielen Buchhändlern nicht fehlte.

Eines Tages kam ein junger Buchhändler, der sich vor Kürzem in Leipzig etablirt hatte, zu ihm, und erhielt auf sein Ersuchen nur die Antwort: Reich ist mein Freund, und so lange dieser lebt, ändere ich nicht. — Indeß entspann sich zwischen beiden ein Gespräch, aus welchem Wieland immer mehr erkannte, daß er keinen alltäglichen Buchhändler vor sich habe, sondern einen Mann von Geist und vielseitiger

Kenntnissen, der sich der Würde seines Berufs bewußt und entschlossen war, das Geschäft eines Buchhändlers in dem Sinn und Geiste zu führen, wie Wieland es selbst hatte führen wollen, allerdings zum Gewinn für sich, aber stets auch zur Ehre für unsere Litteratur, zum möglichsten Vortheil für die Schriftsteller, und auch in typographischer Hinsicht zur Ehre Teutschlands. Je länger je mehr war Wielanden dieses Gespräch interessant geworden, und es war ihm verdrüßlich, daß seine Gattin hereintrat und es mit einigen Fragen, womit es wol Anstand hätte haben können, unterbrach. In Augenblicken solcher Störung konnte nun Wieland sehr mislaunig werden, und ward es auch jetzt. Die Milde und sanfte Heiterkeit, womit die Gattin augenblicklich sich entfernte, entzückte den jungen Buchhändler, und er brach in die Worte aus: Herr Hofrath, welch einen Engel von Weibe haben Sie! — Wieland sah ihn einige Augenblicke ernst an, stand auf, ging auf ihn zu, und sagte: „Junger Mann, Sie sind fähig, den Werth dieses Weibes zu erkennen; damit haben Sie auch mein Herz gewonnen. Hier meine Hand! Ist Reich gestorben, so wird kein anderer mein Verleger, als Sie.“

Georg Joachim Göschen war der junge Buchhändler, dessen Wieland auch, unaufgefodert, nach dem Tode Reichs sogleich gedachte; denn, seiner Zusage gemäß, gab er ihm jetzt den Peregrinus Proteus

und die Göttergespräche in Verlag; und übertrug ihm den Betrieb des Merkur. Die Verbindung, in welche Beide nun mit einander getreten waren, reifte in Göschen den Plan zu einer neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke Wielands; bei welchem Unternehmen etwas länger zu verweilen, um so nöthiger ist, da es von bedeutenden Folgen für die teutsche Typographie, den teutschen Buchhandel, und für Wielanden selbst gewesen ist, zu dessen noch genauerer Kenntniß die Mittheilungen aus einer beträchtlichen Reihe noch ungedruckter Briefe dienen werden.

2.

Die neue Ausgabe der sämmtlichen Werke Wielands unterlag für diesen großen Bedenklichkeiten von verschiedener Art, und zunächst rechtlichen, die auch von außen her angeregt wurden: denn kaum hatte von dieser Ausgabe im Publikum verlautet, als die Weidmannische Handlung, welche nicht geneigt war, ihr bisheriges Verlagsrecht*) aufzugeben, dagegen auftrat, und die Rechtsfrage anregte, ob ein Schriftsteller über sein Geistes-Eigenthum zum zweiten Male verfügen könne. Daß Wieland, um des zu hoffenden, und für ihn bedeutenden Gewinnes willen nicht leichtsinnig habe hinweggehen können, läßt sich schon aus seinem früheren Benehmen schließen, da er, um

eine neue Ausgabe des Agathon veranstalten zu können, der Verlagshandlung das erhaltene Honorar zurück zu zahlen sich verpflichtet fühlte. Er schrieb daher am 7. April 1791 an Göschen, der diesen Rechtsstreit nicht scheute, über dessen Ausgang Wieland, nicht blos seiner selbst, sondern weit mehr Göschens wegen, sehr besorgt war:

„Ich habe vieles auf dem Herzen, worüber ich mich noch nicht genug mit Ihnen expektorirt habe, und was mündlich am Besten abgehandelt werden kann. Es betrifft die allgemeine Ausgabe meiner sämmtlichen Werke, von welcher ich mir unmöglich aus dem Kopfe bringen kann, daß sie, unter den Bedingungen, die auf meiner Seite unumgänglich sind, nur gar zu wahrscheinlich der Ruin Ihrer Handlung seyn würde. Der Himmel weiß, daß ich es ehrlich mit Ihnen meine, — die Bedenklichkeiten, die mich für Sie ängstigen, sind nichts weniger als hypochondrische Phantome — sie sind nur gar zu real, und noch niemals haben Sie mir über das, was ich Ihnen bereits davon geschrieben habe, eine befriedigende Antwort gegeben. Die Sache ist zu wichtig, als daß man sie, in Cäsars Manier, auf gut Glück unternehmen dürfte. Kurz, lieber Göschen, wir müssen uns noch darüber besprechen. Sie müssen alle meine Bedenklichkeiten hören, müssen mir auf alle eine völlig beruhigende Antwort geben, oder ich kann, ohne einen großen Theil meiner Gemüthsruhe zu

verlieren, nicht zu einer Unternehmung konkurriren, die, meiner jetzigen Ueberzeugung nach, nicht anders als nachtheilig für Sie ausfallen würde. — Dies ist die Hauptsache, warum ich Ihre vor einiger Zeit vorgehabte Exkursion nach Weimar wünsche. Sollten Sie wider Verhoffen nicht Zeit dazu gewinnen können, so kann diese Angelegenheit auch schriftlich zwischen uns verhandelt werden. Inzwischen bleiben Sie versichert, daß das, was ich Ihnen hier geschrieben habe, keine andere Quelle hat, als die herzliche Freundschaft und Theilnehmung, womit ich, so lang ich lebe, seyn werde Ihr ergebenster W.

Auf die von Göschen erhaltene Erklärung schrieb er am 12. Mai:

„Mein schätzbarster Freund! Wenn meine Gesinnungen für Sie nicht schon lange vor Erhaltung Ihrer Antwort entschieden gewesen wären, so hätte mich die rechtschaffene, edle, männliche und wahrhaft freundschaftliche Art, wie Sie Sich darin über die bewußte Sache gegen mich erklärt haben, auf ewig zu Ihrem Freund im engesten Sinn des Wortes machen müssen. Brauche ich Ihnen noch zu sagen, wie stark mein Herz bei Entscheidung dieser Sache auf Ihre Seite hinüber schlägt, und wie sehr ich wünsche, daß ich, wo möglich, selbst die unbestechliche Göttin des Rechts zu Ihren Gunsten möchte gewinnen können? Urtheilen Sie daraus, wie glücklich ich seyn werde, wenn eine beruhigende Antwort von einem oder

zweien zuverlässigen Priestern derselben mich hierü[ber]
ein für allemal außer Zweifel setzen und mir die vo[lle]
Freiheit geben werden, bloß der Eingebung mein[er]
herzlichen Freundschaft für meinen lieben Gösch[en]
Gehör zu geben. — — Hier theile ich Ihnen inzu[i]-
schen den letzten Brief mit, den ich von dem H[rn.]
Gr. *) mit einem Antrag, dessen ich mich wahrli[ch]
nicht zu ihm versehen hätte, erhalten habe. Daß i[ch]
diesen Antrag, so höflich und mit so guter Art a[ls]
mir möglich war, geradezu von der Hand gewiese[n,]
werden Sie mir gerne glauben. Allem Ansehen na[ch]
suchte Hr. G. den so lange vergessenen goldene[n]
Spiegel nur darum aus dem Staub hervor, um eine[n]
Vorwand zu haben, sich über die Hauptsache mit mi[r]
in Korrespondenz zu setzen; denn wie hätte ihm son[st]
einfallen können, daß ich mir die vorhabende allg[e]-
meine Ausgabe durch eine neue verbesserte Auflag[e]
des Goldenen Spiegels selbst verkümmern würde[?]
Dieser Pfeil hat sein Ziel verfehlt!"

Es ist möglich, daß Wieland in dieser Vermuthun[g]
geirrt hat; er gerieth aber späterhin noch einmal i[n]
Versuchung. Eben als der Anfang der besagten neuen

---

*) Gräff, Director der Weidmannischen (jetz[t]
Reimerschen) Buchhandlung, deren Eigenthüme-
rin damals eine schon bejahrte Mamsell Weid-
mann war, nach deren Tode die Handlung an
Junius kam, was ich um einer gleich folgenden
Stelle willen bemerke.

Ausgabe erscheinen sollte, sendete ihm die Weidmannische Handlung 112½ Stück Dukaten, „und zwar — wie sie ihm meldete — 50 Stück für die *zweite Auflage* der Horazischen Satyren, zu welchen sich unser ehemaliger Associé, der sel. Reich, seiner Zeit erboten hat; 46½ für die *neue Auflage* Ihrer kleinern prosaischen Schriften, 2 Theile; und 16 Stück für eine *neue Auflage* des 7. Theils Ihrer auserlesenen Gedichte." Wieland ließ das erhaltene Päckchen uneröfnet, und schrieb an *Göschen*: „Sagen Sie mir aufrichtig und unverhohlen, was ich thun soll? — Das Geld gerade wieder zurück zu schicken, wäre unstreitig das edelste und *großherzigste*, was ich thun könnte. Aber auf der andern Seite kommt der *Versucher*, und flüstert mir zu: Die W. H. hat nun einmal diese zweite Auflage der Horazischen Satiren *gemacht*, wiewohl ich ihr, auf ihr vor einem halben Jahre geschehenes Ansuchen, die Revision dieses Werkes zu einer zweiten Auflage rund abgeschlagen habe. Ich kann sie nicht verhindern, diese zweite Auflage eines Buchs, zu dessen erster Auflage sie von mir berechtigt wurde, zu verkaufen, — ist es also nicht billig, daß sie für diese Auflage die sich selbst auferlegte Schatzung à 50 Dukaten bezahle? Was die übrigen 62½ Dukaten betrifft, so ist richtig (wie ich Ihnen schon mehrmahl gestanden habe), daß ein sub auspiciis Herrn Legationsraths Bertuch errichteter förmlicher Vertrag zwischen Weid-

manns Erben und Reich und mir subsistirt, verm
dessen diese Handlung bei jeder neuen Auflage
kleinen Format meiner auserlesenen pros
schen und poetischen Schriften so viel D
ten als das Buch Bogen hat bezahlen soll, und
erfüllen also dadurch bloß ihre Schuldigkeit, so
ich sie nicht verhindern kann, so viele Auflagen
machen, als sie Lust haben. Indessen bitte ich
doch zu bemerken, daß ich dieser neuen Auflage
kleinen prosaischen Schriften und
VII. Theils der auserlesenen Gedichte weg
nicht vorher gefragt worden bin, auch ni
ein Jota an diesen Schriften verändert oder verl
sert und also zu dieser Auflage nichts b
getragen habe. — Nun, lieber Freund, sa
Sie mir, was ich thun kann, darf und soll."

Göschen hatte gar nicht Zeit seinen Rath
ertheilen, denn gleich die nächste Post brachte i
von Wieland diese Zeilen: „Liebster Göschen! Oh
Ihre Erklärung abzuwarten, habe ich der W.
heute ihre 50 Dukaten für den neuabgedruckten Ho
mit einer der Sache gemäßen Beschwerde über i
unbefugtes Unternehmen zurück geschickt."

Wäre Wielands Entschluß zu der neuen Ausga
seiner Werke bei Göschen nicht durch dessen E
klärungen bestimmt geworden, so würden die imm
wiederholten Reizungen des Direktors der We
mannischen Handlung, der sich ihm am Ende gar v

haßt machte *), ihn bestimmt haben. Nach vielfältiger Erwägung dieser ihn nur zu oft störenden Angelegenheit gelangte er endlich zu dem Resultate, welches er Göschen in folgendem Briefe vom 15. Mai 1794 mittheilte.

„Die W. H. kann sich in nächster Messe ein Attestat von der ganzen Hochlöblichen Buchhändlerzunft des H. R. Reichs für die Richtigkeit ihrer aufgestellten Sätze geben lassen, ohne damit vor dem Richterstuhl der gesunden Vernunft und der Gerechtigkeit das Geringste zu beweisen. Gewohnheit und Herkom-

---

*) Wodurch hauptsächlich, kann man aus folgender Stelle eines Briefes von Wieland ersehen: „Ueber den Tod der Mslle. Weidmann werden wir uns beide vermuthlich leicht zu trösten wissen. Wenigstens sollte ich denken, Hr. Gräf werde Mühe haben, dem Herrn Junius den Grad von Rage zu inspiriren, der ihm den Vorsatz eingab, wenn es seyn müßte, zehntausend und mehr Tausend Thaler aufzuopfern, um Ihnen wenigstens so viel Verdruß und Schaden zuzufügen, als er könnte. — Oder sollte etwa Hr. Gräf einen Käufer zur Weidmannischen Handlung abgeben, und dann doch noch Mittel und Wege finden, seine schadenfrohe Bosheit an uns auszulassen? — So bald es aus seinem eignen Beutel gienge, würde er wol nicht so leicht entschlossen seyn, sich das Vergnügen der Schadenfreude und Rache mit Verlust einiger tausend Thaler zu verschaffen.“

men kann in Sachen dieser Art, worin veränd
Zeiten und Umstände auch die ganze Gestalt der S
ändern, keine beweisende Kraft haben, eben so w
als das partheiische Urtheil eines oder mehrerer
auch der großen Majorität der Buchhändler in e
Sache, welche im gewissem Sinn jeder für seine e
ansehen kann, von dem geringsten Gewicht ist. D
die Rede ist ja nicht von einer res facti, sondern
dem, was Recht ist. Die Anmaßungen der W.
und aller es mit ihr haltenden Buchhändler sind
sich selbst ungerecht, indem sie sich auf die Vora
setzung der Gültigkeit eines unbillig
Kontrakts gründen, wobei der eine Theil
enorm lädirt wird, daß er vollkommen berechtigt
denselben aufzuheben, ohne dem andern Theil,
sich dabei nicht über Beschädigung, sondern
über lucrum cessans (das Unterbleiben eines un
ligen Gewinns) beklagen kann, den mindesten E
schuldig zu seyn.

„Die verlangten Briefe zu schicken ist mir unm
lich, weil ich auf die Anträge, welche sie enthielt
gar keine Reflexion machte, diese Briefe also ni
achtete, folglich auch nicht weiß, ob sie noch vorh
den, oder bei Gelegenheit meines letzten Auszugs
eine neue Wohnung mit 10,000 andern unnü
Briefen dem Vulkan geopfert worden sind.“

„Indessen sende ich Ihnen hiebei die verlang
Attestate, so gut als ich sie mit einem sehr abn

menden Gedächtniß, welches ohnehin für Sachen dieser Art niemals eine lange dauernde Receptivität hatte, auszustellen im Stande bin. Gut wäre es gewesen, wenn Sie selbst sich in Zeiten dafür verwendet hätten, einige bedeutende Buchhändler von Ihrer Denkart in dieser Sache zu überzeugen; aber vermuthlich werden Sie, wenns zum Treffen kommt, der einzige Ihres Ordens seyn, der edel und billig genug denkt, sich für das Recht der Schriftsteller gegen die gewinnsüchtigen Anmaßungen der Buchhändler zu erklären.

„Sie schrieben mir: übrigens werde ich schon sagen, daß die Meinung der Buchhändler eine Meinung sey, welche von jenen Zeiten herrührt, wo die Schriftsteller sich n i c h t s für ihre Arbeit bezahlen ließen.“ — Ich glaube nicht, daß je eine solche Zeit war; wenigstens ist sie schon längst vorbei. Vor 50, 60 und mehr Jahren ließ sich ein berühmter Schriftsteller in Teutschland freilich für ein Werk seines Kopfes kaum so viel bezahlen, als jetzt ein leidlicher Taglohns-Uebersetzer für seine bloße Handarbeit bekommt; D. Franz Buddeus bekam 1 Dukaten, und der Kanzler Wolf in Halle 1 Louis d'or pr. 1 Bogen (der letztere machte von seinem großen lateinischen Werk in 4., das aus einer ungeheuern Menge von Theilen besteht, gewöhnlich alle Morgen vor dem Dejeuné e i n e n B o g e n fertig); aber dabei muß in Anschlag gebracht werden 1) daß damahls mit einem Dukaten

wenigstens so viel auszurichten war, als jetzt zweien, 2) daß das lesende Publikum in Teutsch bei weitem nicht so groß war als jetzt, folglich der Absatz desto kleiner, 3) daß es in jenen Ze noch wenig oder keine Schriftsteller von der Art Teutschland gab, wie die Leute sagen, daß derje sey, um dessen Werke dermahlen processirt wird, 4) die meisten Schriftsteller von jeher arme Teufel ren, die das Honorar, das ihnen der Verleger karg als möglich zumaß, oft so nöthig hatten, daß sich jede Bedingung gefallen ließen, um nur ba Geld zu kriegen. Wenn ein Benöthigter ein Geiziger zusammen treffen, so kommt erste immer zu kurz; (welches mit Hrn. Reich immer mein Fall war) zumahl wenn der necessit Autor überhaupt ein edelmüthiger und bescheide Mensch ist, der sich (ebenfalls wie ich) immer fü tete zu viel zu fodern, immer für seinen Verle Angst war, er möchte Schaden an seinen Wer haben, kurz keinen Begriff weder von dem kaufm nischen Werth seiner Schriften, noch vom Buchh del überhaupt hatte, bis er endlich nach langer mit Schaden klüger wurde.

„Was Musarion, Oberon, und alle übrigen der Sammlung der auserlesenen Gedichte befindlic Werke betrifft, so habe ich Ihnen schon ehemals n verhalten, daß wegen dieser Sammlung ein schri licher Akkord zwischen der W. H. und mir subsisti

der ihr das Recht giebt, besagte Gedichte, nicht einzeln, aber als Sammlung so oft zu drucken, als es ihr gefällt, mit Bedingung eines mäßigen Honorars, wofern ich etwas daran ändere oder verbessere.

„Daß ich mit dieser Handlung nichts mehr zu schaffen haben will, ist bei mir eben so ausgemacht, als daß keine Macht im Himmel noch auf Erden mich zwingen kann, wider meinen Willen auch nur einen Buchstaben für die W. H. zu schreiben. Hierüber brauche ich mich wol weder gegen die Löbl. Buchhändler-Innung noch gegen sonst Jemand in der Welt zu rechtfertigen. — So viel für diesmahl. Leben Sie wohl, lieber Göschen, und waffnen Sie sich mit dem Panzer der Geduld und dem Schilde des Glaubens, um die feurigen Pfeile des — abzutreiben.“

Der Gang des Prozesses in dieser Angelegenheit war nun aber dieser. Die Weidmannische Handlung, welche von Wielands sämmtlichen Werken 17 im Verlag hatte, kam zunächst bei der Bücherkommission in Leipzig ein mit dem Antrage, diesen neuen Druck von Werken, worauf sie ein Recht habe, zu verbieten, den Verleger derselben aber zu 50 Thaler Strafe zu verurtheilen. Göschen wendete dagegen ein, daß man wohl zu unterscheiden habe, ob einzelne Werke aus einem Verlag in einen andern gegeben, oder ob diese einzelnen Werke eines Schriftstellers in eine Sammlung seiner sämmtlichen Werke aufgenommen würden. Das Urtheil des Leipziger

Schöppenstuhls fiel dahin aus, daß dem Kläger
Klagrecht zustehe, und die Leipziger Juristen=Fa
tät bestätigte dieses Urtheil. Die Streitsache wu
nun an das Sächsische Ober=Appellations=Gericht
bracht, wo es zu Erörterungen über den Untersc
zwischen einer neuen Auflage und einer neu
Ausgabe kam. Der hier erhaltene Bescheid
dieser: „Klägern haben den Klagegrund darauf
setzt, daß die vom Beklagten veranstaltete Hera
gabe einer Sammlung der sämmtlichen Wielandisc
Werke als ein Nachdruck der einzelnen Wielandisc
Werke, deren rechtmäßige Verleger sie wären, zu
trachten sey. Dieses ist aber, wenigstens in geg
wärtigen Falle, da Beklagter die Herausgabe die
Sammlung zufolge eines mit dem Schriftsteller ab
schlossenen Contracts veranstaltet, offenbar unrichti
Denn in einem solchen Falle ist die Herausgabe ein
Sammlung sämmtlicher Werke, selbst wenn der er
Verleger alle diese Werke ohne einige Ausnahm
vorher einzeln in seinen rechtmäßigen Verlag übe
kommen, doch immer nur mit einer neuen Ausgal
in Vergleichung zu stellen, wie Kläger auch selbst zu
geben. Eine neue Ausgabe aber, die der zweit
Verleger mit Genehmigung des Schriftstellers veran
staltet, gewähret in der Regel dem ersten Verlege
kein Klagerecht gegen den zweiten Verleger, da da
Verlagsrecht in der Regel, und wenn nicht zwische
dem Schriftsteller und dem ersten Verleger etwa

anderes bedungen ist, nur auf die erste Ausgabe des Werkes sich erstreckt. Der erste Verleger hat zwar einen Schaden-Anspruch an den Schriftsteller, wenn dieser eine neue Ausgabe veranstaltet, und jener die von ihm rechtmäßig veranstalteten Auslagen der ersten Ausgabe noch nicht abgesetzt hat; allein gegen den zweiten Verleger hat er in der Regel kein Klagerecht. Dieses alles ist in der Natur des Verlags-Contracts gegründet, und nach derselben in dem Königlich Preuß. Landrechte P. I. Tit. XI. §. 996 seqq. festgestellet, und finden diese aus der Natur des Verlags-Contracts herfließenden Folgerungen auch in den hiesigen Landen bei dem Mangel eines positiven Gesetzes in denselben allerdings Anwendung. Ein andres ist es, wenn der Schriftsteller sich mit dem ersten Verleger, wie Kläger im Fortgange des Processes behaupten, dergestalt vereiniget, daß jener des Rechts auf eine neue Ausgabe sich ausdrücklich begeben, (aus der Unterlassung des Vorbehalts dieses Rechts aber kann eine stillschweigende Begebung desselben nach der Natur des Verlags-Contracts nicht gefolgert werden), und wenn, wie Kläger im ferneren Laufe des Processes vorgeben, Beklagter solches nicht nur gewußt, sondern den Schriftsteller sogar selbst zu dem mit ihm geschlossenen Contracte unter Uebernehmung der Vertretung desselben gegen die Kläger veranlasset; dann haben Kläger gegen Beklagten ex damno culpa et dolo dato allerdings ein Klagerecht. Die von Klä-

gern gegenwärtig angestellte Klage aber ist auf d
Grund nicht gebauet, und also ist solche, zwar
schlechterdings, jedoch angebrachter maßen zu ver
fen gewesen *)."

So war von dieser Seite die neue Ausgabe se
Werke für Wieland eine Quelle vielfachen, jahre
gen Verdrusses; und wenn er von der Vergangen
auf die Zukunft schloß, schien es ihm nicht unmög
daß neue Verdrüßlichkeiten ihm bevorstehen könn
selbst von einer Seite her, von welcher sie für
Augenblick freilich gar nicht zu besorgen waren,
Seiten des neuen Verlegers nämlich. Um die
möglichen Uebel vorzubeugen, glaubte er Gösch
und sich selbst schuldig zu seyn, seine Denk= 1
Sinnesart über ihr einzugehendes Verhältniß die
ganz frei und unumwunden zu eröffnen. Dies t
er in folgendem Briefe:

„Gegenseitige Gerechtigkeit ist die Basis al
menschlichen Verbindungen, und also gewiß auch ei
wahren und dauerhaften Freundschaft; man ka
aber nicht gerecht gegen einander seyn, wenn
nicht immer der Eine an des Andern Stelle zu set
weiß. Dies, mein lieber Freund, ist, was ich imm
gegen Sie beobachten möchte, was ich aber auch i
mer von Ihnen erwarte. Wir haben beide ungefä

*) S. hierüber Kindii Quaestiones forenses. Bd.
S. 288—291.

einerlei Herz und Sinnesart. Dürften Sie immer nur der Generosität ihres Herzens Gehör geben, so würden Sie immer dreimal so viel für mich thun, als ich mir selbst im Traum nicht einfallen lassen könnte, zu fodern. Nathan der Weise selbst würde nicht freigebiger seyn als mein Freund Göschen, wenn er Nathans Reichthümer besäße. Mit mir ist es nun angefähr eben so. Mit wie vielem Vergnügen wollte ich Ihnen meine Manuscripte geben und nichts anders dafür verlangen als Ihre Freundschaft, wenn ich so handeln könnte und dürfte! Aber Sie kennen meine Umstände und Verhältnisse so gut als ich die Ihrigen. — Wir können nicht großmüthig seyn; gerecht und billig in unserm leidigen Autor- und Verleger-Verhältniß gegen einander zu seyn, ist alles, was Ihnen und mir die Pflichten gegen die Unsrigen erlauben; und bei Ihnen, da Sie ein Kaufmann sind, und zu glücklicher Fortsetzung Ihrer Geschäfte beständig Geld und Credit brauchen, walten natürlicher Weise noch Umstände vor, die ich nicht verkenne, und die Ihre Lage gewissermaßen noch schwieriger machen, als die meinige mit eilf, meistens noch unerzogenen, Kindern ist. Ich bin mir bewußt, daß ich immer nach den Regeln der Billigkeit gegen Sie gehandelt habe; und auch Sie wissen, daß ich Ihnen meine Manuscripte nicht deßwegen anbiete, weil es mir an bereitwilligen Verlegern fehlte, sondern weil ich, so lange Sie mein Verleger zu seyn

wünschen, Sie aus persönlicher Zuneigung allen andern vorziehe. Sie wissen nicht weniger, daß ich mich des Umstandes, daß Sie Selbst mein Verleger zu seyn wünschen, nicht gegen Sie prävalire, daß ich nie mehr, aber wohl (erweislicher maßen lieber weniger verlange, als mir andere, die mich von Zeit zu Zeit schriftlich um Verlagsartikel quälen, geben würden, und kurz, daß ich es immer in Ihre Willkühr stelle, ob Sie unter den Bedingungen, die ich zu machen genöthiget bin, meine Waare wollen oder nicht — denn Waare muß es nun leider einmal seyn. — Wenn ich denn also auch von Ihnen erwarte, daß Sie immer nicht nur genau, sondern auch de bonne grace erfüllen wozu Sie sich anheischig gemacht haben, so glaube ich dazu berechtiget zu seyn und sehe mich ungern in meiner Erwartung getäuscht. Wozu, mein Freund, sage ich Ihnen das alles? Wahrlich nicht, um Ihnen Vorwürfe zu machen, denn, habe ich nicht Ursache mit Ihnen sehr zufrieden zu seyn? Haben Sie bisher nicht immer alle meine Wünsche erfüllt? — Und wenn es ein einzigesmal auch nicht so recht de bonne grace geschehen wäre, soll die Freundschaft nicht so viel Nachsicht haben, zu bedenken, daß ein mit Geschäften und Sorgen überhäufter Mann unmöglich immer in der besten Laune seyn kann, zumal wenn er alle Augenblicke Geld auszuzahlen hat, und selbst nicht bezahlt wird? O ganz gewiß! Auch soll wahrhaftig dies

Kleinigkeit Ihnen nicht ein Iota von meiner Hochachtung und Liebe rauben. Aber demungeachtet ist die Betrachtung, um deren willen ich das alles schreibe, für mich von grosser Wichtigkeit. Es ist ein wunderlich Ding um das menschliche Herz, und eine seiner Wunderlichkeiten ist, daß es beinahe unmöglich ist, daß einem ein Mensch, an den man oft Geld zu zahlen hat, nicht endlich lästig und fatal werden sollte, zumal wenn wir dadurch zuweilen ins Gedränge kommen, wie das bey einer nicht immer vollen Kasse doch manchmal der Fall seyn muß. Ist nun der Mann, an den wir immer so viel und oft zahlen müssen, ein Freund im engern Verstande, so wird es (oder ich müßte das menschliche Herz nicht kennen) in der Länge nur desto schwerer, daß die Freundschaft unter einem so drückenden Verhältnisse nicht endlich unvermerkt leiden sollte. Unglücklicher Weise befinden Sie sich auch mit mir in dem vorerwähnten Falle: kaum haben Sie einen Posten an mich bezahlt, so kommt in wenigen Wochen schon wieder ein anderer. Freilich geht es damit ganz natürlich zu, da Sie mein Kommissionair für den Merkur und überdies für alles was ich schreibe mein Verleger sind. Aber das ändert die Natur der Sache nicht; und ich bin nun einmal, wider meinen Willen, durch das Verhältniß, worin wir uns gegen einander gesetzt haben, ein lästiger Mann und ein theurer Freund (in einem keinesweges angenehmen Ver-

deutung des Worts) für meinen lieben Freund Gö-
schen, ohne daß ich mit dem besten Willen von der
Welt auch nur ein Quentchen von der Last, wodurch
ich ihn drücke, wegzunehmen im Stande bin. —
Was ist nun bei so bewandten Umständen zu thun?
Uns selbst Illusion machen zu wollen hilft nichts;
keine Täuschung hält in die Länge gegen das Gegen-
gewicht wahrer Gefühle aus. Ich sehe also kein an-
der Mittel, mein Lieber, als daß Sie, ehe wir wei-
ter gehen, und den Accord über alle meine gegen-
wärtige und künftige Schriften, welchen ich Ihnen
neulich vorgelegt habe, völlig ins Reine bringen,
Sich nochmals Zeit nehmen, sowohl diese wichtige
Sache, als Ihr ganzes buchhändlerisches Verhältniß
mit mir, aufs genaueste zu überlegen. Der bloße
Gedanke, daß dieser Accord das Grab unsrer
Freundschaft seyn könnte, ist mir unerträglich.
Gleichwohl drängt sich wider Willen diese Betrachtung
auf. — Ich beschwöre Sie also nochmals, überlegen
Sie alles von allen Seiten; berechnen Sie
nicht in Jovialischem, sondern kaltem Muthe
was dabei zu verlieren und zu gewinnen ist, und
machen Sie Sich zu Nichts verbindlich, was Sie
nicht genau und mit guter Art halten wollen und
können; und zwar halten können ohne daß das
reine und schöne Verhältniß, das vom Anfang unsrer
Bekanntschaft zwischen uns bestand, auch nur im Ge-
ringsten dadurch alterirt werde. Haben Sie die

nochmals gethan, und das Resultat Ihrer Ueberlegung ist Ja, so verlasse ich mich dann auch darauf mit unbeschränktem Vertrauen, et tout sera dit pour toujours!

„Ich bitte Sie nicht um Verzeihung, lieber Freund, wegen dieses Briefes. Wenn unsre Freundschaft wahr seyn und bestehen soll, so mußte schlechterdings alles heraus, was ich auf dem Herzen hatte. Und nun leben Sie wohl, mit einer herzlichen Umarmung von Ihrem aufrichtig ergebenen Freunde

Wieland."

Der Biedermann Göschen schätzte den Biedermann Wieland um dieser seiner Herzenserleichterung willen nur noch höher, und beeiferte sich nur um so mehr, das Verhältniß zwischen ihnen beiden rein und schön zu erhalten. Das Resultat seiner Ueberlegung blieb ein Ja.

3.

Göschen entwarf den Plan, diese neue Auflage der Wielandischen Werke von letzter Hand in vier Auflagen zugleich erscheinen zu lassen; eine in Groß-Quart auf geglättetem Papier Velin erster Sorte; eine in Groß-Oktav auf geglättetem Papier Velin zweiter Sorte; eine Taschenausgabe auf eben solchem

Papier; und eine wohlfeile Ausgabe in gewöhnlichem Oktavformat auf Druckpapier. Zu den drei ersten Ausgaben wurden Kupferstiche bestimmt, von unsern besten Künstlern gearbeitet, und Bause, Berger, Geyser, Klauber, Kohl, Lips, Meyer, Penzel, Ramberg, waren aufgefodert, um eine würdige Wielands-Gallerie darzustellen. Göschen selbst von seiner Seite bot alles auf, damit, wie er erklärte, Zeitgenossen und Nachwelt nicht bedauern sollten, daß eine solche Ausgabe seiner Sorgfalt anvertraut worden. Die in allen Städten Teutschlands niedergelegten Proben zeigten von seinem unermüdeten Eifer, bei dem rühmlichen Streben nach typographischer Vollkommenheit nicht zurück zu bleiben, und ein sowohl dem Dichter als dem Zeitalter ehrenvolles Denkmal auch in dieser Hinsicht aufzustellen.

Während Göschen mit dem Plane hiezu beschäftigt war, hatte er Alxingers Bliomberis drucken lassen, und Wieland schrieb ihm darüber: „Verwichenen Montag langte das prachtvolle Exemplar des Bliomberis an. Lieber, lieber Göschen! In was für Unternehmungen lassen Sie sich ein! Oder sind Sie wirklich bei dem Doolin — der doch (meines Wissens wenigstens) so gleichgiltig aufgenommen wurde, so gut gefahren, daß Sie zum Dank [illegible] von diesem Bliomberis eine solche Ausgabe machen, an welcher Sie Gefahr laufen, alles wieder zu ve[illegible] [illegible] Sie vielleicht mit Hrn. von [illegible]

Reisen und mit andern Artikeln gewinnen dürften. Nicht nur der Preis einer Ausgabe in Median 8, auch die Unbequemlichkeit in einem so schwerfälligen Buche zu lesen, schadet dem Absatz. Wahrlich eine Ausgabe in klein 8 wäre Ihrem Vortheile und dem Wunsche der Liebhaber angemessener gewesen, und Hr. A. hätte sich, bis der Beifall des Publikums und der gute Absatz der ersten Ausgabe eine splendidere erheischt hätte, daran wohl begnügen lassen können. Uebrigens fürchte ich sehr, daß unser guter Alxinger (dem die Teutschen, so viel ich bisher habe merken können, nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen), sich diesmal in seiner Erwartung noch ärger betrogen finden werde, als beim Doolin, von welchem schon lange gar nicht mehr die Rede ist. Ich habe bis dato noch nicht weiter als bis zum zweiten Gesang kommen können. Bliomberis hat, nach dem ersten Gesange zu urtheilen, große Moralische Schönheiten, aber es fehlt ihm so sehr an dem, was man Poesie des Stils nennt, an Leichtigkeit, Grazie, ungezwungener Schönheit der Sprache, sogar an grammatischer Richtigkeit der Konstruction, er ist oft so trocken, so prosaisch, so — mit einem Wort, er ladet so wenig zum Fortlesen ein, daß einem ordentlich Angst vor dem Gedanken wird, dies große Buch voll Stanzen durchlesen zu müssen. Horaz sagt: es ist nicht genug, daß ein Gedicht schön sey, es soll auch lieblich seyn und den Hörer oder Leser anzie-

hen, bezaubern und fesseln. Dies ist nun aber leider! gerade das einzige, was, so viel ich bisher sehen kann, dem Bliomberis fehlt; und ist dies, so helfen ihm die herrlichsten Charaktere, die rührendsten Situazionen, die größten moralischen Schönheiten, bei dem größten Theil des Publikums nichts. Ich wünsche, daß ich mit meiner Prophezeiung, wie dort Jonas zu Ninive, zum Lügenpropheten werden möge; ich werde mich gewiß nicht darüber erzürnen, wie Jonas, denn ich interessire mich für Ihre Handlung und für Alxingers Ruhm gleich stark."

Wielands nächster Brief enthält einen Widerruf dieses Urtheils. Da schreibt er: „Ich habe nun den Bliomberis ganz gelesen, und kann Ihnen nunmehr mit voller Ueberzeugung sagen, daß Alxinger sich durch dieses Werk eine ehrenvolle Stelle unter den ersten Dichtern aller modernen Nazionen errungen hat. Es ist im Ganzen ein vortreffliches Gedicht, und besonders scheint mir der neunte Gesang an allem, was zur Vollkommenheit eines Gedichtes dieser Art gehört, das non plus ultra erreicht zu haben. Wären alle übrigen an Interesse, Feuer, Stärke der Diction und Schönheit der Stanzen diesem gleich, so weiß ich nicht, wer unserm Freunde den Apollinarischen Lorberkranz streitig machen wollte. Wiewohl indessen dieses Gedicht überhaupt noch vieler Feilen bedarf, so bin ich doch nunmehr seines Succeßes halber unbe

kümmert, werde aber demungeachtet durch eine ausführliche Abhandlung über diese große Erscheinung an unserm poetischen Himmel (welche gewiß kein Meteor, sondern ein neuer, durch sich selbst glänzender Stern ist) im Merkur nach Möglichkeit dazu betragen, unsere fischblütigen Teutschen aufmerksam darauf zu machen."

Nach diesem Urtheil über diese Prachtausgabe des Bliomberis dürfte man vielleicht vermuthen, daß Wieland einen desto größeren Werth auf sich und seine eigenen Werke gelegt habe, da er von diesen eine bis dahin in Teutschland beispiellose Prachtausgabe veranstalten ließ. Wieland aber urtheilte hierüber eben so. Er schrieb darüber d. 15. Oktober 1792:

„Die letzthin überschickten Proben vom Papier und Druck der 4., gr. 8. und Taschenausgabe haben mich durch ihre ausnehmende Schönheit überrascht. Die zu der gr. 8. Ausgabe, für die prosaischen Schriften von Ihnen gewählte Schrift hat, so wie die zur Taschen-Ausgabe, meinen vollkommensten Beifall. Für die Quart-Ausgabe ziehe ich die kleine Schrift vor. — — Indessen überlasse ich dies, wie alles was vor Ihr Forum gehört, gänzlich Ihrem Geschmack und Gutbefinden.

„Aber, liebster Freund, ich bitte Sie was ich bitten kann, wählen Sie einen andern Text zu den Proben, als ein Eloge von mir. Sie sehen leicht, was für ein Licht dadurch auf mich fallen muß, da

man natürlicher Weise glauben muß, oder doch wenig stens Viele, die auf jede Blöße, die ein Mann vo bekanntem Namen giebt, Jagd machen, sich stelle werden als glaubten sie, daß ich Antheil an diese Sache habe. Doch vermuthlich ist es auch nicht Ihr Meinung, diese Probeblätter in die Welt auszuser den. Nehmen Sie lieber eine Stelle aus dem Ag thon oder aus dem Goldnen Spiegel, — alles, nu kein Fragment von Lobrede auf Wieland.

„Lachen Sie nicht über mich, liebster Göschen, — aber ich muß Ihnen meine Schwachheit, wenn e eine ist, gestehen: ein inneres Gefühl, das mir etw mehr als bloße Bescheidenheit scheint, repugnirt i mir dem Gedanken, alle meine Schriften in ein so prächtigen Ausgabe als Ihre Quart-Ausgabe sey wird, in die Welt gehen zu sehen. Es kommt m gerade so vor, als ob ich mich zum Baron oder Gr fen machen lassen sollte. Ein Autor muß wenigste ein König seyn, um sich ohne Schamröthe eine außerordentliche Ehre anthun zu lassen. Also, i Ernst, wäre es nicht für Sie und mich besser, we die große Oktav-Ausgabe die vornehmste wäre? S muß immer noch sehr hoch im Preise kommen, u wird doch wahrlich schön genug seyn, daß der er Schriftsteller in der Welt nicht mehr verlangen kan

Für den Erfolg, welchen Göschens Untern mung haben würde, war er eine Zeit lang ängstl besorgt. „Sie thun — schrieb er ihm — so auß

ordentlich viel um einen completen Succeß Ihrer großen Unternehmung zu verdienen und gleichsam zu erringen, daß das Schicksal ungerecht wäre, wenn er Ihnen versagt würde." Mit Freude sah er dann zwar, daß das Publikum die Unternehmung zu begünstigen schien, hatte aber neue Bedenklichkeiten wegen der Zeitumstände. „Was sagen Sie, mein Freund, — schrieb er — zu Teutschlands gegenwärtiger Lage? Ich besorge sehr, Sie hätten Ihre kostbare Entreprise zu keiner ungünstigeren Zeit unternehmen können, und es dürfte vielleicht auf jeden Fall rathsam seyn, noch etwas länger zurückzuhalten."

Seit dem Jahre 1789 war diese Ausgabe vorbereitet, und wurde gegen Ende des Jahres 1793 angekündigt. Von da an erst wuchs allmählig Wielands Muth. Am 23. September jenes Jahres schrieb er an Göschen: „Der neue impertinente Schritt, den die Weidmannische Buchhandlung durch Herabsetzung des Preises meiner ehemals in ihrem Verlage gedruckten Schriften gethan hat, ist ihnen natürlicher Weise schon bekannt. Ob es nicht nöthig seyn dürfte, daß Sie Ihrer Seits das Publikum ebenfalls durch den Gothaischen Reichsanzeiger und andere öffentliche Blätter prävenirten, überlasse ich Ihrem eigenen Gutbefinden. Wer meine Schriften kaufen will, müßte ein Thor seyn, wenn er (falls er ja auf wohlfeile Preise zu sehen hat) nicht lieber alle in einerlei Format, zum letztenmal revidirt und

Pr. C. 3183

verbessert in einer schönen und höchst wohlfeilen Ausgabe von der letzten Hand kaufen wollte, als die verlegne Waare der W. H., die in Vergleichung mit der Neuen Ausgabe eigentlich gar keinen Werth mehr hat. Man muß diesen Leuten lassen, daß sie ihr Möglichstes thun, Unser Unternehmen zu traversiren, und, wo es seyn könnte, zu Grunde zu richten. Ich hoffe aber, daß es ihnen nicht gelingen soll; wiewohl ich nicht aufhören kann zu beklagen daß wir gerade in diesen fatalen Zeitpunkt fallen mußten. Denn mit dem gehofften Frieden sieht es noch mißlich aus, da die Jakobiner und Sansculotten die das gros der französischen Nazion ausmachen, himmelweit von dem Gedanken sich zum Ziel zu legen entfernt, und alle Mächte von Europa zusammengenommen nicht im Stande sind, gegen eine so große Nazion etwas auszurichten, in welcher aufs wenigste Vier Millionen wehrhafter Menschen entschlossen sind eher zu sterben als sich vom Auswärtigen Gesetze vorschreiben oder ihr Territorium zerstückeln zu lassen. Gott allein weiß also, was dies alles für einen Ausgang nehmen kann. Freilich müssen wir den Muth darum nicht sinken lassen; nur besorge ich, Sie, mein Bester, werden diese Tapferkeit vor der Hand, mehr als mir lieb ist, nöthig haben. Indessen zweifle ich nicht, daß Sie, wenn gleich die Pränumerazionen und Bestellungen bis Ende dieses Jahres noch sehr unbeträchtlich seyn werden, nichts desto weniger sich

darauf rechnen können, daß ihre Anzahl nach und nach immer zunehmen werde, und also auch die Zahl der Exemplare, so Sie drucken lassen, dieser gerechten Hoffnung gemäß bestimmen dürfen. Auf allen Fall nehmen Sie Weimar nicht zum Maßstab, — denn 1) gilt kein Prophet in dem Ort seines Aufenthalts, und 2) sind hier die meisten Liebhaber so arm wie die Kirchenmäuse, und die Vermöglichen hingegen keine Liebhaber. Die Erndte wird also hier sehr klein seyn. Inzwischen hat mich wenigstens die Herzogin Mutter versichert, daß sie ein Exemplar der Quart-Edition bestellen wolle, und hoffentlich wird der Herzog das Nehmliche für die fürstliche Bibliothek thun, da er doch nicht wohl erwarten kann, daß ich pauvre diable ihm ein Präsent von 200 Thaler mache. Ich bin ordentlich neugierig darauf, ob Sie ein Dutzend teutsche Fürsten und Magnaten auf Ihre Pränumerantenliste bekommen werden; denn es ist unsäglich, wie die französische Barbarei seit vier Jahren auch unsre hohen Aristokraten angesteckt hat, und was für eine gewaltige Ungnade sie auf alle Bücher und Büchermacher geworfen haben, seitdem sie sich in den Kopf gesetzt, daß blos die Gelehrten, Philosophen und Poeten an der französischen Revoluzion Schuld seyen. Kurz, mein Herz weissagt mir nicht viel Tröstliches. Wolle der Himmel, daß es besser gehe, als mich mein leidiger Thomasglaube hoffen läßt."

d. 18. Nov. 1793.

„Sie wissen, lieber Göschen, daß ich Sie seit 3 Jahren von dieser grossen Unternehmung, Gott weiß aus reinen Beweggründen! mehr abzumahnen als dazu aufzumuntern gesucht habe. Aber Sie wiederlegten alle meine Einwürfe und Bedenklichkeiten und gingen muthig ans Werk. Nun, da es angefangen ist, und von reculieren die Rede nicht mehr seyn kann, ist Muth, Zuversicht und Beharrlichkeit doch vonnöthen, und ich würde es sehr beklagen wenn Sie, falls die Teutschen Ihnen nicht mit einem Enthusiasmus, dessen sie gar nicht fähig sind, entgegen kommen, etwa mißmuthig werden und dem Dämon des Königs Saul Raum geben wollten. Auf einen brillanten Succeß konnten Sie (wie ich Ihnen so oft sagte) nie rechnen; am wenigsten in einer so unglücklichen Zeitepoche wie die gegenwärtige. Aber, da Sie sicher seyn können, daß die Kostbarkeit der schönen Ausgabe und die äusserste Wohlfeilheit der geringen (welche gleichwohl noch elegant und höchst korrekt ist) Sie auf 50 Jahre wenigstens vor Nachdruckern sichern, so ist, so viel ich sehen kann die allgemeine Meinung, es könne Ihnen bei dieser Entreprise nicht fehlen, und, wenn Sie gleich nicht auf einmal einen coup damit machen würden, so werde doch das Ganze nicht nur die Unkosten remboursiren, sondern auch ein sich sehr gut verzinsendes Kapital für Sie und die Ihrigen seyn und bleiben –

wozu denn von ganzem Herzen Amen! sagt Ihr ergebenster Freund

Wieland.

Am 30. November schrieb er: „Ihr guter Muth, mein bester Göschen, und was Sie mir von dem Eifer Ihrer durch Teutschland zerstreuten Freunde melden, macht auch mir leichter ums Herz, denn ich gehöre leider! unter die Schwachgläubigen. — — Weil es, wie ich völlig mit Ihnen einstimmig bin, nöthig ist, alle Stränge anzuziehen, so will ich Ihre Ankündigung auch im 12ten Stücke des Merkurs erscheinen lassen.“

Wielands eigene Ankündigung war diese: „Auch ohne Rücksicht auf die häufigen Auffoderungen, welche seit mehreren Jahren von meinen Freunden aus allen Gegenden Teutschlands an mich ergangen sind, würde ich es für eine Pflicht, deren ich mich gegen meine Nazion noch zu entledigen schuldig bin, gehalten haben, meine sämmtliche Poetische und Prosaische Werke und Schriften nach einer letzten, mit möglichster Strenge gegen mich selbst vorgenommenen Auswahl, Verbesserung und Ausfeilung, in einer allgemeinen gleichförmigen Ausgabe von der letzten Hand, so vollendet als es in meinem Vermögen steht, meinen Zeitgenossen und der Nachwelt zu übergeben; da es doch wahrscheinlich ist, daß sie, wie kurz oder lang auch ihre Dauer seyn mag, mich wenigstens eine Zeit lang überleben

werden. Diese Arbeit beschäftigt mich schon seit einigen Jahren, und ich widme ihr noch itzt die heitersten Tage und Stunden meines Lebens mit desto größerem Vergnügen; da ich mir innigst bewußt bin, daß es reine Liebe der Musenkunst und des wahren Schönen und Guten überhaupt ist, was mich dabei leitet, und mich keine Zeit noch Mühe bedauern läßt, die ich anwenden muß, um selbst den kleinsten Flecken den ich an einem bereits vollendet scheinendem Werk noch gewahr werde, wegzubringen. Es ist ein süßer Gedanke, zumal in den letzten Herbsttagen des Lebens, auch nach seinem Tode noch unter den Menschen, die man geliebt hat, fortzuleben, ihnen noch werth und nützlich zu seyn, und von den Besten unter ihnen noch geliebt zu werden! Wofern auch die Hoffnung, daß die Zukunft diesen Gedanken realisiren werde, nur Täuschung wäre: welche Aufopferung, welche Nachtwachen könnten zu viel seyn, um sich noch in seinem Leben eine so süße Täuschung zu verschaffen? Niemand kann es stärker fühlen und einsehen als ich selbst; daß meiner angestrengtesten Bemühungen ungeachtet, auch die besten Produkte meines Geistes noch immer weit unter meiner eigenen Idee, geschweige dann unter dem Ideal des Schönen und Guten in ihrer Art bleiben, und auch bei dem festesten Vorsatz, ohne Schonung und mit der strengsten Schärfe bei Verbesserung meiner Schriften zu verfahren, noch immer manche Fehler entweder meine

Aufmerksamkeit entgehen, oder mein Unvermögen, ihnen abzuhelfen, bezeugen werden. Aber dieser Gedanke wird meine Aufmerksamkeit schärfen und meinen Fleiß verdoppeln; und so werde ich, was auch der Erfolg seyn mag, die Welt dereinst desto ruhiger verlassen können, wenn ich mir bewußt seyn werde, alles was in meinen dermaligen Kräften stand, gethan zu haben, um ihr meinen geistigen Nachlaß, so wohl beschaffen und in so guter Ordnung, als mir möglich war, zu hinterlassen."

4.

Was er hier versprochen, strebte er mit der größten Gewissenhaftigkeit zu leisten, wie er denn überhaupt stets bemüht gewesen, allen seinen Werken der späteren Periode die möglichste Vollendung zu geben. Göthe, als er von der Fruchtbarkeit seiner Feder sprach, fügte hinzu: „Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich; und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeichnung würdig seyn. Denn daß er Alles mit eigener Hand, und sehr schön schrieb, zugleich mit Frei-

heit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene im
mer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte
besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nich
müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzu
schreiben *), dieses gab seinen Produktionen das Zarte
Zierliche, Faßliche, Natürlichelegante, welches nich
durch Bemühung, sondern nur durch heitere, genia
lische Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Wer
hervorgebracht werden kann."

Seine nächste Sorge war auf die *Anordnun*
gerichtet. Anfangs war er willens seine Jugendar
beiten ganz auszuschließen; dann wollte er nur einig
davon aufnehmen, und namentlich die *Moralische*
Erzählungen und *Araspes* und *Panthe*
„Die moralischen Erzählungen — schrieb er, — d
sie nach dem Urtheil der Weisen das Beste und Kor
rekteste von allem, was ich vor meinem 25sten Jahr
geschrieben habe, sind, können billig unter die Werk
des reiferen Alters untergesteckt werden." In An
sehung von Araspes und Panthea aber wurde er bal
selbst bedenklich, und verwarf deswegen seine zuer
gemachte Anordnung selbst wieder.

„Werden Sie, schrieb er, nicht ungehalten üb
mich, lieber Göschen, wenn ich Ihnen melde, daß d
Anordnung der Bände nicht so bleiben kann, wie
ehedem zwischen uns verabredet worden. Ich hat

*) Mit dem Oberon that er dieses *viermal*.

damals nur noch eine schwache Erinnerung an Araspes und Panthea: nun aber, nachdem ich dieses Werkchen, nach mehr als 22 Jahren zum erstenmale wieder gelesen habe, finde ich, daß es die höchste Unschicklichkeit wäre, dieses noch sehr jugendliche und meinen frühern Jugendwerken noch viel zu ähnliche Produkt an die Spitze meiner sämmtlichen Schriften zu stellen; und dies nicht in Rücksicht auf den Inhalt oder die darin geäußerten Geisteskräfte (in welcher Rücksicht es nicht zu verachten ist), sondern weil mein Geschmack und Styl damals noch zu unreif und von dem, was er im Agathon und Goldnen Spiegel ist, noch gar zu weit entfernt war. Ich hoffe also, daß Sie es Sich nicht entgegen seyn lassen werden, daß die Anordnung der ersten Bände folgende sey: I. II. III. Agathon. IV. V. Amadis (um so mehr, da er gewissermaßen und in Absicht der Form und Korrektheit als ein neues Werk zu betrachten ist), VI. VII. Goldner Spiegel. VIII. Musarion. Grazien. Verklagter Amor. Wiewohl es sehr leicht so kommen kann, daß wir den Verklagten Amor zum fünften Bande nöthig haben werden, denn der Amadis kann schwerlich 2 Bände, wenn Sie auch nur 21 oder 22 Bogen auf den Band rechnen wollten, ausmachen. Ueberhaupt halte ich es nicht für gut (es wäre denn, daß Sie mich des Gegentheils überzeugten), daß ich mich über die Anordnung der ganzen so voluminösen Ausgabe gegen das Publikum

voraus so engagire, daß ich mir selbst die Fakultä benehme, eine vielleicht in der Folge schicklicher be fundene Abänderung darin zu treffen."

Die strengsten Anfoderungen, die man an eine Herausgeber seiner sämmtlichen Werke machen kann machte diesemnach Wieland, da er weder eine chrono logische Folge derselben zu beobachten, noch das seine Natur nach zusammen Gehörige zusammen zu stelle sich vornahm, nur insofern an sich, als er dem Publi kum nur die Werke seiner reiferen Jahre und dies möglichst vollendet darzubieten entschlossen war. I Beziehung auf den ersten Punkt machte Gösche ihm Gegenvorstellungen: und da er zugestehen mußt daß seine Jugendwerke „gewissermaßen zur Geschicht unsrer Litteratur gehören, und daß sie zeigten vo welchem Punkt er ausgegangen," er auch selbst be dachte, daß ohne sie die Geschichte seines Geistes un seiner Schriften unverständlich bleiben müßte; so ga er jenen Vorstellungen nach, jedoch nur in der Ar daß seine Jugendwerke als Supplemente erschei nen sollten. Diese Supplementbände wurden ab nachmals durch manche Aufsätze aus seinen spätere Jahren vermehrt.

„Die kleinen litterarischen Abhandlungen, schri er, die von mir durch den ganzen Teutschen Merk zerstreut sind, lassen sich nicht wohl unter eine and Rubrik bringen, als was man im französischen Mé langes und mit einem lateinischen Wort Misce

laneen heißt. Außer denjenigen, die sich in den beiden Theilen der bei Weidmanns herausgekommenen Sammlung auserlesener prosaischer Schriften befinden, sind die beträchtlichsten der übrigen folgende:

1) Charakteristische Biographien einiger merkwürdigen Personen beiderlei Geschlechts, die sich von 1776—78 durch 12 Bände des Merkurs zerstreut befinden.

2) Die Bunkliade in den 6 letzten Stücken des Jahrgangs 1778 (NB. wird sehr verändert und von allen Personalitäten gegen Hrn. Nicolai gereiniget.)

3) Die Unterredungen mit dem Pfarrer zu **, in den letzten Monaten 1775.

4) Die Politischen Aufsätze, welche die französische Revoluzion seit 1789 veranlaßt hat; und welche zum Theil auch noch einer strengen Revision und Beschneidung bedürfen."

Eine Zeit lang war Wieland willens, auch seine späteren Uebersetzungen in seine neue Sammlung aufzunehmen. „Alle Welt, schrieb er Göschen am 1. Nov. 1793, stimmt mit Recht darin überein, daß sowohl meine Uebersetzungen des Horaz als des Lucian so viel von meinem Eigenen haben, und sich so weit von der gewöhnlichen Uebersetzer-Manier entfernen, daß sie so gut, als irgend eines meiner originalsten Werke, in eine Sammlung aller meiner Schriften

gehören, zumal da der Kommentar einen so be-
trächtlichen Theil derselben ausmacht. Ich trage also
ganz und gar kein Bedenken, sondern glaube vielmehr
es dem Publiko schuldig zu seyn, daß die Allgemeine
Ausgabe aller Meiner Werke auch die Satyren und
Briefe des Horaz und wenigstens die auserlese-
nen Werke Lucians nebst meinem Kommenta
enthalte. Den Aristofanes werde ich für unsr
allgemeine Ausgabe aufsparen, jedoch vorhe
noch einige Proben davon im Teutschen Merkur zu
Beurtheilung der Kenner ausstellen." Er blie
aber auch hierin so wenig auf einerlei Meinung, al
in Ansehung der Supplemente überhaupt.

Bei Gelegenheit des von der Weidmannische
Handlung ihm gemachten Antrags wegen einer neue
Auflage der Horazischen Satiren schrieb er (den 8. M
1794): „Ich habe inzwischen meinen schriftliche
Kontrakt mit der W. H. über die kleine Taschenau
gabe der auserlesenen Poetischen und kleinen Prosa
schen Schriften aufgesucht, und daraus ersehen, d
die W. H. vermöge des 4ten Artikels schuldig ist, b
jeder künftigen Auflage dieser Werke, wenn s
dergleichen machen sollte, und die Aufla
nicht 1500 Exemplare übersteigt, einen Dukaten H
norar für den gedruckten Bogen zu bezahlen, ob
daß ich schuldig bin eine Revision vorzunehmen o
etwas anders dabei zu thun, als diese nach Propo
zion einer Auflage von 1500 Exemplaren ganz mäßi

Rekognizion einzustreichen. Ueber diesen Punkt wäre also nichts zu bedenken. Die Weidmannschen sind, laut des Kontrakts zu so viel Auflagen berechtigt als sie machen wollen, und sind schuldig dafür die stipulirten Dukaten zu bezahlen. Mit der Uebersetzung der Horazischen Satiren dagegen scheint es eine andre Bewandtniß zu haben. Hier ist kein förmlicher Kontrakt in medio, und die W. H. befolgt demnach, indem sie, ohne mich um Erlaubniß zu bitten, nach Verkauf der ersten Auflage eine neue macht, bloß nach ihrem Grundsatze, daß ein Verleger durch Ansichkaufung des Manuscripts der ersten Ausgabe, ein ewiges, unverlierbares Jus quaesitum erlangt habe, so viel folgende Auflagen zu machen als ihm beliebe. Diesem gemäß notificirte mir denn auch besagte Handlung, sive Herr Gräff, im vorigen Sommer (wie Sie sich aus seinem Ihnen kommunizirten Briefe noch erinnern werden) sie fänden nöthig von den Horaz. Satiren eine neue Auflage zu machen, und ersuchten mich also, wofern ich etwas daran zu ändern hätte, mich dieser Arbeit in der Maße zu unterziehen, damit Hr. Mauke in den Stand gesetzt würde, das Werk diesen Winter durch abzudrucken. Auf dieses antwortete ich nun damals: es wäre allerdings an meinen Horazischen Satiren vieles zu verbessern; ich hätte aber vor der Hand und auf geraume Zeit hinaus keine Muße dazu, und könnte also an der vorhabenden neuen Auflage keinen Theil neh-

men. Dessen ungeachtet haben sie, wie es sich nun
in Facto ausweiset, mit ihrer neuen Auflage vorge-
fahren, und schickten mir, wiewohl sie kein Kontrakt dazu
verbindet, 50 Dukaten dafür, natürlicher Weise in keine
andern Absicht als mir den Mund zu stopfen
damit ich dem Publiko nicht sagen könne, daß ic
keinen Theil an dieser Ausgabe habe, so sehr sie mi
auch schon darum unangenehm ist, weil es so heraus
kommt, als ob ich an diesem Werke nichts zu ve
bessern finde. — Bei allem dem aber, liebster Gö
schen, kommt es hauptsächlich darauf an, ob Si
meine Uebersetzung der Horazischen Briefe un
Satiren zu Ihrer Ausgabe meiner sämmtliche
Werke ziehen wollen oder nicht."

Am 6. Febr. 1795 schrieb er: „Wir sind, wie S
wissen, über den Punkt schon einverstanden, daß mei
ersten Poetischen und Prosaischen Schriften, welc
vom Jahr 1751—57 incl., d. i. bis auf den Cyr
und Araspes und Panthea nach und nach he
auskamen, als Anhang zu meinen Sämmtlichen We
ken in 5 Bänden erscheinen und also zusammen ei
Lieferung ausmachen sollten. Nun finden sich al
in den 21 Jahrgängen des Teutschen Merkurs ei
Menge größerer und kleinerer Aufsätze vermischt
Philosophischen, Historischen und Litterarischen I
halts, welche alle (bis auf Weniges, was zum Ueb
gang auf die Nachwelt nicht qualifizirt ist) aufbewa
zu werden verdienen, und zum Theil unter das G

meinnützlichste gehören, was ich jemals geschrieben habe. Indessen ist doch auch manches darunter, das mir nicht wichtig, oder in seiner Art vortreflich genug scheint, um in die Hauptsammlung meiner besten Werke aufgenommen zu werden. Ueberdies sind diese Stücke sämmtlich so beschaffen, daß schlechterdings keine Kupfer dazu passen; und gleichwohl werden sie zusammen eine Lieferung von 4 Bänden wenigstens ausmachen. Mein Vorschlag wäre also: Nach der 6ten Lieferung, welche aus den Gesprächen im Elysium und den Göttergesprächen, dem Peregrinus Proteus in 2 Bänden, und den Briefen und Satiren des Horaz in 2 Bänden bestehen wird, die Sämmtlichen Werke einstweilen für beschlossen anzunehmen, und nun zwei Anhänge (beide ohne Kupfer) darauf folgen zu lassen, wovon der erste die aus dem Merkur gezogenen kleinen Schriften, und der zweite meine ersten Jugendwerke enthalten würde. Was über meinen Lucian alsdann zu beschließen wäre, bliebe vor der Hand noch unausgemacht."

Am 30. Jun. 1795 schrieb er: „Unter meinen sämmtlichen Werken will ich eigentlich nichts verstanden haben, als was ich nach meiner besten Ueberzeugung für werth halte, unter die besten und reifesten Produkte meines Geistes aufgenommen zu werden, und also davon ausschließe.

Orl. 3542

a) alle meine ehemals bei Orell ꝛc. in 5 gr.8 Bänden zusammen gedruckten Poetischen und Prosaischen Schriften, mit einzigem Ausschluß von Cyrus und Araspes und Panthea
b) Eine Menge kleiner vermischter, historischer philologischer, kritischer, politischer und anderer Aufsätze im Teutschen Merkur, von welchen ich glaube, daß sie eigentlich nur für den Moment geschrieben und keineswegs dazu gemacht sind in einer Sammlung meiner Werke zu figuriren.

2) Sehe ich als ausgeschlossen an
a) Meine in 6 Bänden herausgekommene Uebersetzung Lucians,
b) Was ich von Aristofanes bereits übersetzt habe, und
c) Alles, was ich etwa noch künftig aus alten Griechischen Schriftstellern übersetzen werde.

Aus hinlänglichen Ursachen soll hingegen meine Uebersetzung der Briefe und Satiren des Horaz in die Sammlung der Sämmtlichen Werke kommen, jedoch ohne daß der lateinische Text beigedruckt werde.

Nun entsteht aber natürlicher Weise die Frage ob nicht das Publikum, oder doch viele Liebhaber meiner Schriften, meines (wiewohl sehr kompetenten Endurtheils ungeachtet, nicht alle meine Schriften auch die ephemerischen im Merkur und die vor de

Jahr 1756 publizirten, besitzen wollen? Auf alle Fälle ist wahrscheinlich, daß, wofern ich selbige zu abandoniren scheinen würde, sich gar bald Leute finden würden, die sich derselben bemächtigten. Es ist also klar, daß ich mich nicht entbrechen kann, auch die sämmtlichen aus der großen Ausgabe ausgeschlossenen Stücke (worunter sich gleichwohl viel Gutes, Unterhaltendes und Interessantes befindet) als Anhang oder unter welchem allgemeinen Titel es am schicklichsten seyn wird, der Hauptsammlung beizufügen; und es versteht sich von selbst, daß ich bereit bin Ihnen auch hievon den Verlag zu überlassen, wenn Sie sich damit beladen wollen. Nur müßte ich auf alle Fälle darauf bestehen, diesen Anhang, der aufs wenigste 8 Alphabet ausfüllen wird, nur in Klein Oktav drucken zu lassen, und die Interessenten der Quart- und Groß Oktav-Ausgabe nicht zu einer beträchtlichen Depense gleichsam zu nöthigen, die mit dem innern Werth dieser Schriften in keinem Verhältniß stünde."

175 Am 10. Juli schrieb er: „Wiewohl meine Metrische Uebersetzung der Horazischen Satiren und Episteln aus dem Grunde, weil zwei Drittel dieser Werke gänzlich aus Abhandlungen, kleinen Dissertazionen und Noten bestehen, mit bestem Fuge einen Platz unter meinen vorzüglichern Werken einnehmen könnten, so bin ich es doch sehr wohl zufrieden, daß sie davon ausgeschlossen werden; nicht aus Rücksicht auf

Fort. 3550

Geßnern, — denn weil die Weidmannische Handlung ein unläugbares Vorrecht auf den Lucian hat; so könnte Geßner doch niemals eine Spekulazion auf meine Sämmtlichen Uebersetzungen machen — sondern um besagter Weidmannischen Handlung einen Beweis zu geben, daß ich billiger gegen sie zu verfahren geneigt bin, als sie es durch ihr Betragen gegen mich, seit den nächsten Jahren, verdient hat."

So befand sich Wieland über die Anordnung seiner Werke stets im Schwanken, und sie machte ihm bis zum Ende der Ausgabe Mühe und Sorge, weil er, kein Princip streng befolgend, dem Zufall Einfluß verstattet hatte, durch welchen er zu verschiedenen Rücksichten genöthigt wurde. So kam es denn, daß Mehreres für die Supplemente bestimmt Gewesene in die sämmtlichen Werke überging, Einiges aber, was in diese hätte aufgenommen werden sollen, in den Supplementen nachgeliefert werden mußte, und Anderes ganz übersehen und vergessen wurde. Der spätere Herausgeber von Wielands Werken konnte sich daher nicht an dessen „aufs feierlichste" gegebene Erklärung binden, daß Wieland nichts für sein erkennen, was keinen Platz in der Sammlung seiner sämmtlichen Werke gefunden habe. Denn hätte der Herausgeber auch nicht bestimmt gewußt, daß jene Erklärung auf einem Irrthum beruhe, so würde er dennoch nicht bedenklich gewesen seyn, manches Vergessene in die Miscellaneen aufzunehmen

theils aus demselben Grunde, aus welchem Wieland sich überhaupt zu seinen Supplementen entschloß, theils aber auch weil manches des Weggelassenen in Beziehung auf die Schriften anderer Autoren, namentlich Göthe's und Herders steht, was ein künftiger Litterator nur mit Mühe auffinden würde.

Uebrigens braucht wol Niemand erst darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie achtungs- und liebenswürdig Wieland bei den Bedenklichkeiten, die er sich oft machte, erscheint. Wie besorgt ist er für das Publikum und für den Verleger! Wie bescheiden denkt er von sich selbst! Wie billig selbst gegen diejenigen, die ihm Jahre lang nur Verdruß gemacht hatten! Es darf hier nicht verschwiegen werden, was ihm vornehmlich von dem Vorsatze zurückbrachte, seine Uebersetzungen in die Sammlung seiner sämmtlichen Werke aufzunehmen. Familienverhältnisse hatten ihn bestimmt, seinem Schwiegersohne Geßner seine Uebersetzungen vorzubehalten, allein doch keine vollständige Sammlung; denn er schloß den Lucian davon aus, weil die Weidmannische Handlung ihm für den Bogen der Uebersetzung desselben 3 Karolins gezahlt, und, wie er erfahren, keinen allzustarken Absatz davon gehabt habe.

Hatte nun aber Wieland hinsichtlich der Anordnung keineswegs die strengsten Anfoderungen erfüllt, so konnte er sich dagegen allerdings „mit reinem Bewußtseyn das Zeugniß geben, daß er bei der letzten

Durchsicht und Verbesserung seiner Schriften mit unverdrossenem Fleiß und strenger Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen sey," und zwar nicht blos in Hinsicht auf Reinheit der Sprache, Schicklichkeit des Ausdrucks und Harmonie des Styls, sondern auch in Hinsicht auf die Richtigkeit der Gedanken und den Inhalt überhaupt.

Agathon, mit welchem er die Reihe seine sämmtlichen Werke eröfnete, hatte, wie wir gesehen haben, zufälliger Umstände halber, auch in der zweiten Bearbeitung der Idee dazu, wie sie ursprünglic in der Seele des Dichters empfangen war, noch nich entsprechen können. Jetzt hielt er es für heilig Pflicht, allem an demselben abzuhelfen, was Ander und er selbst vielleicht noch mehr, als Mängel a demselben erkannt hatten. „Ich habe, schrieb er a 23. Sept 1793, an Agathon fleißig gearbeitet, un bin mit der Revision aller vier Theile fertig. Den ungeachtet werde ich das Ganze noch zum letzte mal die Revue passiren lassen, und dann die beid ersten Bände vollständig revidirt Ihnen übersende Nur eine kleine Vorrede, die ich noch zu dieser neu Ausgabe machen möchte, bleibt einiger Ursachen w gen noch zurück. Der letzte Band von Agathon hält einen für das ganze Werk wichtigen neuen sat in einem Dialog zwischen Archytas und Agathon — Am 30. Januar 1794 schrieb er: „Ich bin voller Arbeit am letzten Theil des Agathon. Au

Prl. ? 183

Prl. 3251

I. K. 3. II. 1794

dem ganz neuen Dialog und Diskurs des Archytas, wovon ich Ihnen schon ehemals schrieb, habe ich aber noch eine beträchtliche Umarbeitung einer ganzen Suite von Kapiteln vorzunehmen, welche, außerdem, daß die Kompoſizion des Ganzen dadurch merklich gewinnt, durch einen Besuch, den ich den Hippias dem Agathon während seines Verhafts zu Syrakus abstatten lasse, unumgänglich nothwendig gemacht wurde. Durch diese beiden resp. Veränderungen und Zusätze erhält unsre neue Ausgabe einen wesentlichen Vorzug." Wieland hätte aber eigentlich sagen müssen, daß sein Agathon hiedurch erst geworden sey, was er seiner Bestimmung nach werden sollte, aber nicht wurde. Wenn Wielands Agathon der Vorwurf je hat treffen können, den ein berühmter Schriftsteller ihm gemacht hat, daß das darin aufgestellte Ideal der Menschheit das Ideal der kunstmäßig ausgebildeten Wollüstigkeit gewesen sey, so kann er doch unmöglich dem Agathon nach diesen mit ihm getroffenen Veränderungen gemacht werden, nachdem Archytas den ganz einfachen Weg vorgezeichnet hat, auf welchem er zu seinem Frieden mit sich selbst und der ganzen Natur, zu seiner, mitten im Getümmel der Welt sich immer erhaltenden, nur selten durch vorübergehende Wolken leicht beschatteten Heiterkeit der Seele, und zu dieser Ruhe, womit er dem Ende eines langen, immer beschäftigten Lebens entgegen sah, gelangt war. Es ist früher gezeigt

worden, daß Wieland der Hauptsache nach in Agathons Geschichte seine eigne Seelengeschichte dargestellt habe, und es war nicht zu verkennen, daß er sie nur bis zu dem Punkte fortgeführt hatte, wo er, aus Mangel schon errungener Selbsteinigkeit, stehen bleiben mußte. Bei der zweiten Ausgabe würde er schon mehr haben leisten können, wenn er nicht wäre unterbrochen worden; in dieser von letzter Hand findet man die völlige Ausgleichung zwischen Schwärmerei und Unglauben, Zweifelsucht und Vernunftglauben. Die mit edler Würde hier ausgedrückte Selbsteinigkeit eines Weisen ist der Gewinn eines langen Lebens, die Frucht vielfacher, sorgfältig angestellter Prüfungen, unter manchem inneren Kampf gezeitigt. Wie im Agathon der Jüngling Wieland, so stellt sich Wieland der gereifte Mann im Archytas dar. Wer aber, wenn er dessen System kennen gelernt hat, wird noch behaupten wollen, daß Wieland nur ein solches Ideal der Menschheit habe darstellen wollen, als der angeführte berühmte Schriftsteller ihm nachsagte? Es war überhaupt seine Absicht nicht in Agathon ein Ideal der Menschheit, einen Helden der Tugend, ein sittliches Muster aufzustellen, sondern nur eine enthusiastische Natur, schwärmerisch für Tugend und ein System, welches dieselbe ungemein begünstigt und befördert, wenn es in seiner Reinheit aufgefaßt ist, außerdem aber vor Verirrungen, die um so gefährlicher seyn können, je feiner

sind, so wenig sichert, als jede andre Schwärmerei. In diese Verirrungen ließ der Dichter seinen Helden so tief gerathen als nöthig war, um zu zeigen, wie weit und wohin auch diese Schwärmerei eine von Natur und durch Erziehung reine Seele führen könne. Durch alle Labyrinthe der Sophistik und der Schwärmerei hindurch führt er seinen Helden zu Selbstprüfung und Selbsterkenntniß, und so zur Huldigung eines Systems, welches das Resultat der sorgfältigsten Prüfung eines Sokratikers ist, welchem Weisheit und Tugend heilig sind. — Nur durch die Aufstellung dieses Systems konnte Wieland jetzo sich selbst befriedigt fühlen.

Er schrieb darüber an Göschen den 1. Febr. 1794: „Ich schicke Ihnen, lieber Göschen, hier ein Stück Manuskript vom Agathon, welches ganz neu ist, und mir mehr Mühe gekostet hat, als ich Ihnen sagen möchte. Aber der moralische Werth des ganzen Agathon hieng davon ab, und nun erst bin ich mit mir selbst und meinem Werke zufrieden. Dieses Räthsel Ihnen recht begreiflich zu machen, müßte ich Ihnen eine ganze Dissertazion schreiben; es bleibe also auf unsre erste mündliche Unterredung aufgespart!“

„Hier — so schrieb er den 14. April — erhalten Sie, bester Göschen, endlich das versprochene Manuscript — das 16te Buch vom Agathon, womit das ganze Werk beschlossen ist. Was in der Weidmanni-

schen Ausgabe das 12te und letzte Kapitel des 12ten Buchs ausmachte, ist hier (mit den nöthigen Veränderungen, Zusätzen und Weglassung einer Stelle, deren Inhalt in das dritte Kapitel verwebt werden mußte) das 4te Kapitel des 16ten Buchs. Wenn Ihnen die ganz neuen drei ersten Kapitel des 16ten Buchs gefallen, und wenn Sie, wie ich, der Meinung sind, daß sie dem ganzen Werke die Krone aufsetzen, und daß der moralische Plan desselben ohne sie unvollständig gewesen wäre, so werde ich mich für die Zeit und Arbeit, so mir diese wenigen Bogen gekostet haben, reichlich belohnt halten. Sie thun so viel für mich, daß ich gar zu gern auch für Sie recht viel möchte thun können."

Dem Agathon ließ er den Amadis folgen. Da, nach seinem eigenen Urtheil, die frühere Vers- und Reimart desselben weniger den Namen einer freien, als einer licenziösen Versart verdiente, und ihn wirklich nur zu oft zu Nachlässigkeiten verleitet hatte, die, wenn auch Andere sie zu vergeben geneigt wären, niemand sich selbst verzeihen solle, so „hielt er es für eine Pflicht, die er der Kunst schuldig sey, das Aergerniß, das eine solche poetische Sansculotterie künftigen angehenden Versemachern geben könnte, wegzuschaffen, und sich weder die Zeit noch die Mühe dauern zu lassen, die dazu erfodert wurde, siebzehn Gesänge dieses Gedichts in zehnzeilige Stanzen umzuschmelzen; eine Operazion, die ihm zugleich Gelegenheit

gab, in der Sprache und Versifikation, und nicht selten in andern noch wichtigeren Erfodernissen eines guten Gedichts, eine Menge Verbesserungen zu machen; die aber auch um so viel schwerer war, da das Mühselige der Arbeit dem Leser gänzlich verborgen werden mußte, und der ursprünglichen Laune, welche den wesentlichen Charakter dieses komisch-satyrischen Gedichts ausmacht, nicht der geringste Abbruch geschehen durfte. Seine aufmerksamste Bemühung ging dahin, demselben, ohne Nachtheil der ungezwungensten anscheinenden (aber auch nur anscheinenden) Leichtigkeit, Korrektheit des Stils und der Sprache zu geben."

Nach aller dieser aufgewendeten Mühe schrieb er Göschen: „Ich bin nun mit dem Manuskript des Neuen Amadis und des Verklagten Amor völlig fertig; und doch macht mir der Gedanke, daß, wenn das Manuscript einmal in Ihren Händen ist, jedes Wort und jeder Buchstabe alsdann ewig so wie es ist bleiben muß, so bange, daß ich mir nicht getraue, Ihnen das Manuskript zum Amadis zuzusenden, bis ich es noch einmal (welches vielleicht das zehntemal ist) wieder ganz durchgegangen habe. Ich bitte Sie also noch um acht Tage Geduld. Die Nachwelt ist ein furchtbares Gericht, mein lieber Freund, und ich zittre von Zeit zu Zeit, in einem so glänzenden und triumphmäßigen Aufzug vor einem so strengen Richter zu erscheinen."

Es würde unnöthige Mühe seyn, zu zeigen, was

Wieland bei jedem seiner Werke gethan hat, um es dem ihm vorschwebenden Ideal von Vollkommenheit anzunähern, da er selbst bei seinen Poetischen Werken durch die beigefügten Lesarten jedem die Vergleichung des Neuen mit dem Alten leicht genug gemacht hat. Ein Freund der Kritik, der diese, sich belohnende, Vergleichung anstellt, wird sich bald überzeugen, mit welcher Strenge Wieland verfahren ist; wie wenig es ihm kostete, selbst schöne Stellen, um der Vollendung des Ganzen willen, aufzuopfern; mit welcher Sorgfalt er das Verworfene durch Verbessertes zu ersetzen suchte; und daß er überhaupt alles das in sich vereinigte, was er, nach dem Geniusstrahl, der das Kunstwerk beseelt, von dem Dichter foderte, daß er nämlich

> Verbinden soll mit einem scharfen Blick
> Die Linie des Schönen nie zu fehlen,
> Das leiseste Gefühl im Prüfen und im Wählen,
> Und mit der Kunst, durch rhythmische Musik
> Sich in die Herzen einzustehlen,
> Die Leichtigkeit, der Grazien letzte Gunst;
> Und — wenn sie spröde sind — zum wenigsten die Kunst
> Den strengen Fleiß der Feile zu verhehlen.

Eine besondere Anerkennung verdient es, daß er einer noch ungleich mühevolleren Arbeit sich unterzog,

indem er denselben Fleiß auch an das möglichste Besserung seiner Jugendwerke wendete. Bei seinen prosaischen Schriften sind die vorgenommenen Verbesserungen nicht so in die Augen fallend: aber wer eine Vergleichung anstellt, wird sich überzeugen, daß Wieland auch auf sie dieselbe Sorgfalt verwendet hat, und zwar auch nicht blos in Hinsicht auf Form und Ausdruck, sondern ebenfalls auch, und zum Theil noch weit mehr, in Hinsicht auf Inhalt und Gedanken.

Anstatt aber hiebei länger zu verweilen, mögen hier nur noch die hierauf bezüglichen Stellen aus seinen Briefen an Göschen ihren Platz finden.

Den 18. Mai 1794. „Hier schicke ich Ihnen die allgemeine Vorrede zu den Sämmtlichen Werken. Nehmen Sie damit vorlieb. Ich trage die Sache schon lange mit mir herum, habe in mancher Nacht, wo ich wenig schlief, darüber gedacht, entworfen, gewählt, verworfen, verändert u. s. w., und am Ende gefunden, daß diese Vorrede nicht kurz genug seyn könne, und weder mehr sagen, noch in einem andern Tone sprechen dürfe, als in der gegenwärtigen geschehen ist. — Die Frage ist nur bloß, ob Sie nicht als Verleger auch noch eine Periode hinzusetzen sollten. Ich hatte diese Periode schon angefangen, als mir auf einmal einfiel, daß Sie allein sie vollenden konnten; denn nur Sie können wissen, ob Sie Ursache haben, dem Publiko für seinen

guten Willen zu danken. Meine angefangene Periode lautete so:

„Was der Verleger dieser Ausgabe — einer Unternehmung, die in Rücksicht auf die dabei abgezielte typographische Vollkommenheit in Teutschland ohne Beispiel ist — aus Freundschaft für den Verfasser und aus patriotischem Gefühl für den Ruhm der Nazion und ihrer Litteratur geleistet hat, liegt nun der Welt vor Augen ꝛc. — aber was hat das Publikum dagegen gethan?

Können Sie, lieber Freund, dem Publiko mit gutem Gewissen etwas Schönes darüber sagen, so thun sie es nach Willkühr. Wo nicht, so ist wohl am besten, gar nichts zu sagen, und die Periode bleibt weg."

Den 23. Mai. „Ihre Zufriedenheit mit der Allgemeinen Vorrede, mein geliebtester Freund, ist mir um so angenehmer, je größer meine Meinung von der Feinheit und Richtigkeit Ihres Gefühls in allen Dingen ist, die vor den Richterstuhl des Moralischen Takts gehören.

„Was ich Ihnen hier vom Goldnen Spiegel schicke, ist, meinem Ueberschlag nach, gerade so viel, als Sie zum ersten Theil desselben nöthig haben. Es hat eine dreifache scharfe Revision passirt, und ich weiß nun nichts mehr daran zu ändern, davon noch dazu zu thun, denn der Goldene Spiegel war bereits in der ersten Ausgabe eines meiner vollendet-

sten Werke in Rücksicht auf Form und Styl. — Der zweite Theil ist auch schon ganz fertig; nur kommt noch ein kleiner Zusatz hinzu."

Den 17. Juli. „Ich muß Ihre Verzeihung erbitten. Ich habe ein paar nöthige kleine Veränderungen bemerkt, — — weßwegen es schlechterdings nöthig ist, daß Sie dieses Blatt umdrucken lassen. Die Emendazion dieser Stelle ist auf beiliegendem Blatte."

Den 28. August. „Hier, lieber Freund, die erste Hälfte des zweiten Theils des Goldnen Spiegels. — Sie wünschen, daß auch der Goldne Spiegel etwas enthalte, das die alten Ausgaben nicht haben. Auch dieser Wunsch soll erfüllt werden. In den drei ersten Bändchen dieses Werkes (welches eben so gewiß das wichtigste und beste unter meinen prosaischen, als Oberon unter den poetischen Werken ist) war nichts erhebliches zu verbessern und gar nichts hinzuzuthun; aber zu dem letzten (welches ich zu diesem Ende noch zurückbehalte) bin ich im Begriff einen nicht unbeträchtlichen Schluß zu machen, der einen kurzen Auszug der Scheschianischen Geschichte, vom Tode Tifans bis zur gänzlichen Zerstörung dieses Reichs, enthalten, und dadurch die in der Erzählung Danischmends gelaßne Lücke ergänzen wird. Ueberhaupt habe ich an die nochmalige Durchsicht und Auspolirung dieses Buchs beinahe so viel Zeit und Aufmerksamkeit verwandt, als zu einem ganz neuen

Werke nöthig gewesen wäre; denn es liegt mir sehr am Herzen, an den Kindern meines Geistes und Herzens, da sie nun gänzlich und auf ewig aus der Väterlichen Gewalt kommen, nichts zu verabsäumen. Darauf, mein lieber Freund, verlassen, und dabei beruhigen Sie Sich."

Den 15. September. „Hier, mein liebster Göschen, der Rest des Goldenen Spiegels nebst dem 16ten Abschnitt, welchen ich, um dem Werke die gehörige Vollständigkeit und Rundung zu geben, noch beizufügen für nöthig erachtet hatte. Wenn Sie diese nicht unbeträchtliche Vermehrung zu der durchgängigen Auspolirung der Sprache und des Stils und eine Menge kleiner, aber doch dem Ganzen vortheilhafter, Verbesserungen ꝛc. hinzufügen, so werden Sie finden, daß Ihre Ausgabe einen ganz ansehnlichen Vorzug vor der ersten hat. Wenigstens ist dies Alles, was ich an diesem mir selbst sehr am Herzen liegenden Werke thun konnte.

„Danischmend passirt nun bereits seit 8 Monaten die dritte Feile, und nächstens werde ich mich auch, will's Gott! mit tolerabler Laune, an die Ergänzung dieses unvollendeten Werkleins machen, welches, wie Sie wissen, nicht unter denen begriffen ist, auf welche die Weidmannische Handlung ein ausschließliches Eigenthumsrecht prätendiret. Ich kann nicht versprechen, am Ende des Oktobers mit dieser Ergänzung fertig zu werden."

Den 26. Januar 1795. „Diesmal, lieber Göschen, ist die Reihe an mir, mich zu Ihren Füßen zu legen, und Sie zu bitten, einen Irrthum wieder gut zu machen, den ich bei Anordnung des 9ten Bandes begangen habe. Sie können nicht glauben, wie viel Kopfzerbrechens mir die Sorge macht, meine kleineren Gedichte so zu vertheilen, wie es zugleich die 3 verschiedenen Rücksichten — auf die nicht zu große innere Differenz der Stücke, — auf die Proporzion der Bände, und auf die — leidigen Kupfer, erfodern. . . . .

Den 10. März. „Verzeihen Sie, lieber Göschen, daß ich Ihrem Setzer diesmal die Mühe machen muß, eine ganze Seite umzusetzen. Aber ich fand mich gedrungen, diese fast gänzlich umzuschmelzen; und da diese Stelle, so wie ich sie (mit Aufopferung eines ganzen Vormittags) verändert habe, wenn ich nicht irre, sowohl an Sinn als an Sprachrichtigkeit gewonnen hat, so ist das Umsetzen einer Kolumne doch wol das kleinere Uebel."

Den 5. April 1796. „Oberon hat nunmehr die letzte Feile passirt, und ich bin selbst verwundert darüber, daß ich noch so Manches an Stil und Versifikazion eines so vollendet scheinenden Gedichtes zu verbessern gefunden habe. Man spricht mir sehr zu, daß ich auch die Varianten von diesem Gedichte geben soll, und ich bin dazu nicht ungeneigt, wenn Sie nichts dagegen haben. Außerdem gebe ich auch noch ein

kleines kritisches Glossarium der in diesem Gedichte vorkommenden veralteten, ungewöhnlichen und fremden Wörter.

Den 26. Oktober. „Außer meinem und meiner Familie ununterbrochenen Wohlbefinden habe ich Ihnen nichts Angelegneres zu berichten, als daß das Manuskript die Gespräche unter vier Augen enthaltend, nach der fleißigsten Ueberarbeitung und Auspolirung, deren ich in meinem 65sten Jahre noch fähig bin, völlig zum Druck fertig liegt, und nur auf Ihren Wink, wenn es Ihnen zugesendet werden soll, wartet. Es enthält außer den bereits im Teutschen Merkur erschienenen Stücken noch 5 ganz neue, und die Vollendung des ersten Gesprächs über die Vorurtheile, welches im Merkur nur dem größten Theile nach, aber doch nicht ganz, gegeben worden ist. Ich wünsche, daß Sie Muße finden mögen, diese neuen Dialogen im Manuskript zu lesen, und mir zu sagen, wie Sie damit zufrieden sind."

Den 29. November. „Lieber Göschen, ich bitte Sie nochmals aufs inständigste, dafür zu sorgen, daß der absurde Fehler, der mit der sogenannten Fortsetzung der Gedanken über das teutsche Singspiel vorgefallen ist, wieder gut gemacht werde. Ich wiederhole es, das Bruchstück dieses Aufsatzes, welches unter dem besondern Titel Fortsetzung zu gesetzt worden ist, ist nicht eine Fortsetzung, sondern der Schluß jener Abhandlung, welcher mit dem

Vorhergehenden in Einem fort, ohne Unterbrechung hätte fortlaufen sollen. Der Fehler mag nun an mir, oder an wem es sonst sey, liegen, genug, wenn Sie und Ich nicht vor dem Publiko zu Schanden werden sollen; so muß er abgeändert werden — welches freylich, da die ganze Abhandlung von den älteren Meistern dazwischen steht, mit der großen Ungemächlichkeit verknüpft ist, daß mehrere Bogen werden kassirt und neu gesetzt werden müssen. Ich meines Orts habe bisher immer so genau darüber gehalten, die Stücke, die in jeden Band kommen sollen, ordentlich zu numeriren, daß ich nicht begreife, wie diese abgeschmackte und widersinnige Trennung zweier zusammen gehörender und so augenscheinlich nur Ein Ganzes ausmachender Partieen möglich gewesen ist. Mein Verdruß über solche verkehrte Streiche ist so groß, daß ich lieber etliche Louis d'or verloren haben wollte, als daß mir so was begegnen soll. Indessen ist offenbar, daß diese Sau ins Magnifikat hätte verhütet werden können, wenn der Vorsteher Ihrer Druckerey sich die Mühe nähme, das Manuskript jedesmal auch recht anzusehen; denn hätte er dies gethan, so müßte er doch wohl gesehen haben, daß die Fortsetzung rc. mit den Gedanken über das teutsche Singspiel zusammengehören, und also nicht von einander getrennt werden müssen, da man sie doch in einem und ebendemselben Band abdruckt. [illegible]

N. S. „Verzeihen Sie, lieber Freund, den Verlust und Schaden, der Ihnen durch die unverzeihliche Unachtsamkeit, welche an dem besagten Verstoß Schuld hat, zugefügt wird. Ich kann mich freilich nicht mehr erinnern, wie es zugegangen, aber ich besorge immer, daß ich selbst nicht ganz ohne Schuld bin, und daß ich vergessen haben muß, die Rubrik Fortsetzung (die ohne Zweifel von dem Kopisten des Manuskripts dummer Weise hinzugesetzt worden) auszustreichen. Wie es aber auch damit sey, der Fehler ist nun einmal geschehen, und muß remedirt werden, es koste was es wolle."

Den 5. December. „Tausend Dank, liebster Göschen, für die Versicherung, daß dem bewußten Irrthum am 16sten Bande abgeholfen werden soll. — Auch Ihr braver Archon von Leipzig verdient, daß Sie ihm gelegentlich in Meinem Namen ein recht schönes Kompliment darüber machen, daß Er, der mit so vielen wichtigen Geschäften beladen ist, noch Muße hat, den Seneca und sogar — meine Schriften zu lesen, und zwar mit solcher Aufmerksamkeit, daß er sogar einen Irrthum, der gewiß den meisten Litteratoren von Profession entgehen wird, gewahr wurde, wofür ich mich dem würdigen Manne sehr verbunden erkenne *)."

---

*) Der um Leipzig hochverdiente Bürgermeister, geh. Kriegsrath Müller hatte Göschen die Be-

Den 2. Febr. 1797. „Ich bin nun, herzlicher Dank sey dem Himmel dafür! mit der wirklich mühsamen Arbeit der Revision der 30 Bände meiner sämmtlichen Werke zu Ende. Der 29ste und 30ste enthalten, meines Bedünkens, noch vorzüglich interessante Stücke, werden aber um einige Bogen stärker werden als der stärkste Band unter den 28 vorhergehenden. Es ließ sich nicht anders thun, wenn ich nicht verschiedene Aufsätze weglassen sollte, die ich unter meine Besten rechne. Es finden sich aber auch in der Ausgabe aller Voltairischen Werke mehrere Bände, die um den Viertom Theil, ja sogar um ein Drittel stärker sind, als die schwächsten. Im nächsten Sommer, wills Gott, soll der Anfang an meinen Memorabilibus, d. i. an den Nachrichten von mir selbst und meinen Schriften, gemacht werden. Zur Abwechslung werde ich an Agathodämon fortarbeiten, und, wenn ich selbst bestimmt bin das 19te Jahrhundert zu begrüßen, so ist kein Zweifel, daß Sie beide Werke noch vor dem Ablauf des 18ten zum Drucke werden befördern können. Wie Sie es denn mit den Supplementen halten wollen, davon wird sich nach der heurigen Ostermesse mit einiger Connoisance de Cause sprechen lassen. Ich für meinen Theil wäre auf alle Fälle der Meinung,

---

richtigung eines Citats in einer Wielandischen Schrift zugesendet.

daß nur zwei gute Ausgaben davon gemacht werde[n] sollten, eine in gr. 8. und eine in Taschenformat."

5.

Sorgen von mancherlei Art machten Wielande[n] bei dieser neuen Ausgabe seiner Werke, auch di[e] Kupfer, welche Göschen dazu bestimmt hatte. Ma[n] höre auch hierüber Ihn selbst, denn wenn auch di[e] anzuführenden Stellen wenig neue Aufschlüsse üb[er] seine Gesinnung geben sollten, so zeigen sie ihn des[to] mehr von der noch ungekannten Seite seiner Kuns[t]kenntniß. Indessen dürften doch auch einige Stelle[n] nicht unwichtig für die genauere Kenntniß seine[s] Charakters seyn. Die erste Stelle bezieht sich au[f] ein Kupfer, welches nicht zu der neuen Ausgabe sei[ner] Werke, sondern zum zweiten Bande der erste[n] Auflage von Peregrinus Proteus kommen sollte, Gö[schen] aber verwerfen wollte. Da schrieb Wieland:

Den 7. April 1791. „Ueber Lipsens beide Kupfe[r] zum Peregrin kann ich nicht Ihrer Meinung seyn[;] ich bin (ungeachtet ich sehr wohl weiß, was daran anders und besser seyn sollte), ganz wohl damit zu[frieden] und möchte nicht, daß Sie diesen eben s[o] braven Mann als braven Künstler so schmerzlic[h] beleidigten, als es durch Weglassung des Kupfer[s] zum 2ten Theile geschehen würde. Dieses nämlich

Kupfer ist nach einer Zeichnung gemacht, die ich vorher gesehen habe, ehe sie gestochen wurde, und die meinen völligen Beifall hatte. Bloß eine gar zu ängstliche Begierde, mir durch eine lebhafte Zeichnung dessen, was die beiden Personen charakterisirt, und des Ausdrucks ihrer gegenwärtigen Gemüthsverfassung, genug zu thun, ist Schuld daran, daß er darüber die feine Schönheitslinie verfehlt hat, deren Vermissung Ihnen, wie es scheint, anstößiger gewesen ist, als mir billig däucht; denn wie selten wird diese Linie getroffen! Mir sollte sehr leid seyn, wenn Sie Herrn Lips hierüber etwas geschrieben hätten, das ihm hätte wehe thun müssen, ich möchte nicht, daß Sie etwas zu dem Gallenfieber beigetragen hätten, das ihn vor 14 Tagen ganz nahe an den Rand des Grabes brachte, und wovon er sich nur langsam wieder erholt. Der arme Mann war diesen Winter durch zu sehr mit Arbeiten überhäuft, als daß er etwas sehr Gutes hätte liefern können, und wahrscheinlich ist diese übermäßige Anstrengung die wahre Ursache seiner Krankheit gewesen."

Das Gegenstück von diesem Briefe ist nun freilich der folgende, in welchem sich Wielands Zorn, über einen Künstler gar heftig ergießt, dessen, wie ihm schien, übergroße Anmaßung ihn aber allerdings auch aus Gründen, welche der Brief selbst enthält, tief verletzen mußte. Die Namen der Künstler, von denen hier die Rede ist, können füglich ungenannt bleiben.

da es nicht um ihre, sondern um Wielands Cha[rak]teristik zu thun ist. Unterscheiden wir die bei[den] Künstler durch die Buchstaben A. und B.

Den 16. Dec. 1792. „Wie gern, mein lieb[er] Göschen, möchte ich Ihre große Freude an Hrn. [—] ganz rein mit Ihnen theilen können! Aber, we[nn] er auf seinem egoistischen Entschluß: entweder alle[s] für Ihre Ausgabe meiner Werke oder gar nicht [zu] arbeiten, beharrt, so verdirbt er mir das Vergnüg[en,] das ich an dieser Ausgabe gehabt hätte, wenigste[ns] zur Hälfte. Hr. B. hat so sehr con amore an d[en] Zeichnungen zum — gearbeitet, hat sich so ernstl[ich] damit beschäftigt, — so willig das nämliche St[ück] mehrmal umgearbeitet, hat in dem, was (mein[es] Erachtens) bei Zeichnungen zum — die Hauptsa[che] ist, in der treffendsten Charakterisirung der Person[en] so sehr reussiret; kurz, seine Zeichnungen sind wahrhaft im Styl der alten Kunst gearbeitet, d[aß] es um die Sache selbst Schade wäre, wenn ke[in] Gebrauch davon gemacht würde. Aber nun vollen[ds] das unbeschreiblich Beleidigende für ihn, wenn sei[ne] Arbeit um A's. willen verworfen würde! Das unsä[g]liche Mißvergnügen, das auf mich davon zurück falle[n] würde! Die schmähliche Verlegenheit, in welche i[ch] bei — — gesetzt würde! Ich schwöre Ihnen, daß i[ch] nicht eine große Summe um die desagremens, die m[ir] mir selbst daraus erwüchsen, nehmen wollte! Un[d] doch würde ich das Kränkende für B. noch weit le[bhafter]

hafter fühlen! — Aber das ist noch nicht Alles. Sie scheinen über der unendlichen Vielheit der Gegenstände, wofür Sie zu sorgen und zu arbeiten genöthigt sind, vergessen zu haben, daß Sie Selbst mich aufmunterten, an Angelika Kaufmann nach Rom zu schreiben, und mir eine oder zwei Zeichnungen für den Oberon von ihr zu erbitten. Dies ist von mir geschehen, und Angelika (die nicht weniger Enthusiasmus für mich, aber den unleidlichen Stolz eines A., niemand Andern neben sich dulden zu wollen, nicht hat) hat sich auf die verbindlichste Weise geneigt erklärt, meine Bitte statt finden zu lassen. Und, um der Caprice dieses Hrn. A. willen, soll auch Angelika beleidigt, soll auch ich vis à vis einer so berühmten, und von allen die sie kennen so äußerst geliebten Frau, und eines mir höchst schätzbaren gemeinschaftlichen Freundes, den ich bei der Unterhandlung mit Angelika zum Vermittler gebraucht habe, kompromittirt werden? — Es thut mir in der Seele weh, daß Hr. A. sein seltnes Talent durch einen Stolz oder (um dem Kinde seinen rechten Namen zu geben) durch eine Hoffarth und Einbildung von sich selbst, die einen Erzengel zum Luzifer machen würde, so tief herabwürdiget. Es thut mir für Sie, mein Bester, herzlich weh, daß er unfreundlich, undelikat und selbstisch genug ist, Sie in eine solche Verlegenheit zu setzen. — Auch bleiben Sie (der den Gedanke, Kupfer zu meinen Werken machen zu las-

sen; Ihnen ganz allein angeht) allerdings Herr
Meister, zu thun, was Sie für das Beste Ihrer
treprise am zuträglichsten halten. Indessen mußte
Ihnen doch sagen, was für ein Opfer Sie Vie
[illegible] Rücksicht billigen, wenn Sie [illegible]
geben. Aber auch ohne alle diese [illegible] wahrhaftig
wie [illegible] Rücksichten, bin ich [illegible] überzeu
daß die Liebhaber weit lieber Kupfer von verschie
nen berühmten Meistern, in verschiedenem Styl,
lauter Arbeiten eines einzigen Künstlers haben
[illegible]; mir wenigstens wäre es so, und wenn wir a
mit — und mit — nicht schon [illegible] wären,
würde es mir nichts weniger als angenehm se
wenn Sie Sich entschlössen, Alles von einem E
zigen machen zu lassen, und wenn dieser Einzige a
mehr als Rafael wäre. Doch schon zu viel von die
unangenehmen Sache! Ich schleppe nun schon
60ste Jahr auf dem Rücken; aber ich gestehe Ihn
mein Blut kocht mir, als ob ich erst 20 hätte,
dem bloßen Gedanken, daß es Einen so hoffärtig
Menschen geben soll, der nicht neben [illegible] oder [illegible]
eine Ausgabe meiner Schriften arbeiten will; und
Mensch könnte Wunder thun, der Gedanke
seinen Charakter würde mich Alles, was von sei
Hand käme, anekeln machen. Ich beklage Sie
ganzer Seele, mein lieber Freund! Ich fühle A
für Sie, was ich einem solchen Lage zu fühlen
[illegible]

und um so mehr detestire ich den Menschen, der Sie in diese Lage setzte".

Den 12. Jan. 1796. „Ich sehe, daß Sie dem Künstlerfleiß des Hrn. A. noch Dank schuldig sind, weil er Sie auf den glücklichen Gedanken gebracht hat, die Kupfer, so Sie zu meinen Werken machen lassen wollen, nicht als Zugehör der schönen Ausgaben, die man, gern oder ungern, mitbezahlen muß, wenn man den Text haben will; sondern in besondern Cahiers für die Liebhaber der Kunst herauszugeben wollen. Ein Gedanke, der unfehlbar für Sie selbst und für die Käufer der vortheilhafteste ist. [illegible] vorgeschlagenen Sujets werden auch der Spaziergang dieses Künstlers sehr schön und lieblich hervorgehen. Ich gedenke noch Eines oder Zwey hinzuzuthun, und Sie mögen dann wählen, was Ihr Geschmack bestimmt".

Den 16. Julii 1796. „Die Kupfer betreffend, so höre ich sehr gern, daß Sie das [illegible] zu dem [illegible] aufgegeben haben".

Den 29. Oct. 1796. „Die ungemein große Zufriedenheit, oder vielmehr die Begeisterung, womit Sie von dem geistvollen Impromptu des Hrn. A.*) sprechen, ist mir Bürge dafür, daß die Majestät des Publikums sich eben so wenig für ihn erklären werde. Ich kann noch nicht mit genugsamer Kennt-

*) In den Komischen Erzählungen.

niß der Sache über Hrn. A. urtheilen, überdies kann und soll meine Stimme nicht mehr als für Eine Stimme gelten. Aber dies, mein Bester, kann ich Ihnen schwören, daß Hr. B. drei Zeichnungen in Arbeit hat, die in Absicht auf Gedanken, Charakter, Komposizion, Korrektheit und ächten altgriechischen Stil nichts zu wünschen übrig lassen, und als Kunstwerke so lange werden hochgeschätzt werden, bis das große Neufränkische Princip der Freiheit und Gleichheit (d. i. die Rückkehr in den Stand der vierfüßigen Menschheit) alle Kunst und Wissenschaft aus Europa verdrungen haben wird.

Angelika schreibt mir aus Rom: Daß sie sich viel Vergnügen daraus mache, ein Paar Zeichnungen zum Oberon zu machen. Sie verlangt aber und besteht darauf, daß ich ihr dazu mehrere Sujets, aus welchen sie alsdann wählen wolle, vorschlagen möchte. Da Sie, mein Freund, hiebei nicht nur eine Stimme haben, die für hundert gilt, sondern auch in Dingen dieser Art, wie in so vielen andern, vorzüglich glückliche Gedanken zu haben pflegen; so bitte ich Sie, die Ihrigen hierüber ein wenig walten zu lassen, und mir einige Sujets zu Zeichnungen aus dem Oberon, die Ihnen vorzüglich der malerischen Darstellung fähig scheinen, an die Hand zu geben. In der That wäre es nicht schwer, deren eben so gut 24 als 2 in diesem Gedichte zu

finden: aber eben darum ist die Wahl von zweien aus 24 desto schwerer."

Den 17. April 1794. „Die Probe von Hrn. A's Arbeit, welche Sie mir sub rosa kommunizirt haben, ist allerdings schön. Auch wird Niemand läugnen, daß die Tänzerin ein niedliches nymphenhaftes Dirnchen ist. Aber die Erfindung und Komposizion des Ganzen, besonders, was die beiden Hauptpersonen und das altgriechische Kostum betrifft, ist — als ob Hr. A. es recht darauf angelegt hätte, B. einen leichten Sieg zu verschaffen. In dessen Zeichnung ist Erfindung, Komposizion, Reinheit des Desseins, Nachahmung des edelsten Griechischen Stils in der Kunst und Beobachtung des Kostums unverbesserlich. Freilich gäbe ich gern einige Louis d'or, wenn die Tänzerin sowohl dem Mahler als dem Kupferstecher besser gelungen wäre — denn sie mißfällt mit Recht allgemein; — dafür aber ist die eine männliche Hauptfigur vortreflich charakterisirt, und die andere in jeder Betrachtung ein solches non plus ultra von Schönheit in Zeichnung und Stich, daß Rafael die erste für Sein erkennen dürfte, und Bartolozzis schönste Arbeit nicht schöner ist."

Den 23. Mai. „Das Blatt von Banse, so Sie mir neulich zugeschickt haben, ist sehr schön und elegant. Die obere Hälfte des schönen Amadis könnte nicht schöner seyn; aber von der untern halbversteckten Hälfte begreife ich nichts; sie scheint gänz-

lich verzeichnet zu seyn, der Umriß der Schenkel zu dünn gegen den Oberleib, und das Bein vom Knie an offenbar zu lang; — wo der linke Fuß her- oder hinkommen soll, sieht man gar nicht. — Diese Art, in manchen Partieen seiner Zeichnungen ein n für ein u, oder quid pro quo zu machen, scheint dem Hrn. A. eigen zu seyn. Auch an der rechten Hand machen die Finger, non so per che, eine krampfichte Bewegung. Etwas mehr Haltung und eine kräftigere Behandlung von Licht und Schatten desiderire ich auch. Uebrigens bin ich mit der Figur, Attitude und Drapperie, den gezierten Schattirungen sehr zufrieden. — Ich will mit allem diesem bloß sagen, daß auch an A's. Stücken manches auszusetzen ist, und daß es, wie Salomon sagt, nichts Vollkommenes unter der Sonne giebt."

Den 29. December. „Ob Sie zum eilften Bande schon ein Kupfer ausfindig gemacht haben, weiß ich nicht. Geron könnte ein sehr edles, und Peregrinus ein komisches Sujet dazu furniren. Ich überlasse dies Ihrer Willkühr, da ich, wie Sie wissen, an den Kupfern, zu welchen ich von Anfang an mein votum nicht gegeben habe, keinen Theil nehmen kann. In der Folge, wenn die Reihe an die vermischten prosaischen Aufsätze kommen wird, wird es schwer genug halten, Sujets zu Kupfern zu finden, da diese Stücke sich zu dergleichen ganz und gar nicht qualificiren."

„Wie es Ihr Freund Ramberg anfangen will, allegorische oder historische Zeichnungen dazu zu erfinden, muß ich gänzlich dem allvermögenden Genius dieses seltnen Künstlers und Ihrem eigenen Gutbefinden überlassen.“

Den 4. Sept. „Das überschickte Kupfer ist ganz vortrefflich. Alle drei Figuren, Aspasia, Danae und Alcibiades sind, was sie seyn sollen, jedes wohl charakterisirt, alle voll Anstand, Eleganz und Grazie. Die Köpfe des Alcibiades und der Aspasia sind Meisterstücke.“

Den 8. Sept. „Koxkox, wie er mit den drei Schönen, die er in einer Höhle gefunden hatte, zu Kikequetzel und dem Mann zurückkehrt, — müßte ein sehr schönes Bild geben, wenn der Künstler sich die Mühe nehmen wollte, den Text vorher recht zu lesen, und die Attituden und Gesichtsmienen der Hauptpersonen demselben gemäß auszudrücken. — — Im 15ten Band gefällt mir das von Ihnen aus den Palmblättern gewählte Sujet sehr wohl, welches den Aegyptischen Priester vorstellt, wie er Stücke gemahlter Leinwand unter die nackten Neger austheilt. (NB. Diese Neger müssen keine Schwarze von der häßlichen Art, sondern von schöner Gestalt und Gesichtsbildung seyn, deren es bekanntlich auch in Afrika und Ostindien giebt).“

Den 6. Febr. 1795. „Durch mein Arrangement ersparen Sie wenigstens 10 unnütze und mir (wie Sie

wissen) herzlich verhaßte Kupfer, i. e. eine ins Meer geworfene Ausgabe von 6 oder mehr Tausend Thalern, und wären in den Stand gesetzt, die beiden Anhänge den Liebhabern wohlfeiler zu geben, — das Ganze aber erhielte dadurch, meines Bedünkens, die schicklichste Form und Gestalt."

Den 7. Sept. „Was meinten Sie denn, da Sie mir schrieben: ich bin noch stark gewillet, zu jedem Band des Oberon ein Kupfer stechen zu lassen. — Sie wollten doch nicht Gesang schreiben? Gott bewahre! Das gäbe 12 Kupfer, und fräße auf Einmal weg, was Sie vielleicht an der ganzen Entreprise gewinnen werden."

Den 2. November. „Die zur dritten Lieferung gehörigen Kupfer sind alles Beifalls werth; vorzüglich die beiden zu Don Silvio, am allermeisten aber das von Kohl, die Ankunft des Don Silvio bei der vermeinten Fee, ein Blatt das man nicht satt wird anzusehen, und das sich, neben den Meisterstücken des alten Wille selbst, mit Ehren sehen lassen kann. Auch Berger und Klauber haben sich sehr wohl gehalten. Die Gruppe der Frau und 2 Kinder in Obaerea ist, was man Schönes sehen kann; nur ist zu beklagen, daß Hr. Bause so seicht und kraftlos gestochen hat. Welch ein Abstand von dem kräftigen, markigen, jeden Gegenstand so schön charakterisirenden Grabstichel des treflichen Kohl, — der, wie gut er auch von Ihnen honorirt wird, doch gewiß noch

mehr für seinen Ruhm und für die Kunst selbst, als für Lohn arbeitet. — — In Abulfauaris ist zwar die Expression, womit der lüsterne heilige Mann der schönen Negerin die Schürze umthut, sehr glücklich; aber die Figur des Priesters ist dafür durch die alberne und ganz unnöthige Storzirung jämmerlich verzeichnet. Man begreift nicht, wie manche Leute von Genie (unter Künstlern und Autoren) sich selbst durch solche Grillen und Capricci so großen Tort thun mögen. Dafür hat Hr. Ramberg hingegen in Chärea, der Erscheinung der Fee, und Hymens Besuch Alles geleistet, was man nur immer fodern kann".

Den 7. Febr. 1797. "Was die Probe von dem Bauseschen Machwerk betrifft, was soll und kann ich Ihnen darüber sagen — als daß ich darüber erschrocken bin. Ich sollte denken, ich wäre, so wie ich bin, schon häßlich genug, und Hr. Bause hätte nicht nöthig gehabt, eine solche Carricatur aus mir zu machen. Wer es hier sieht, kreuzigt und segnet sich: Welche Schafsaugen! Welche Näse! Welch ein satyrmäßig verzognes Maul! — ruft jedermann, und darüber ist nur Eine Stimme. Indessen wollen wir alle Unrecht haben, wenn Sie und Hr. Graf zufrieden sind. Mich däucht aber, aus der Art, wie Sie davon sprechen, und aus der Entschuldigung, daß das Ding noch nicht fertig, und der Abdruck schlecht sey, sey ziemlich deutlich zu merken, daß Sie selbst nicht viel mehr Freude an dieser Bauseschen Carrica-

tur haben, als ich. Ich gestehe, daß es mir mehr für Sie, lieber Göschen, als für mich selbst wehe thut, daß ein Werk, worauf Sie so viel Fleiß, Mühe und Kosten gewendet haben, durch ein solches Portrait des Autors zu guter Letzt noch so häßlich geschändet werden soll. Es ist mir unendlich leid, daß ich das sagen muß; aber da es am Ende doch meinen eigenen Balg gilt, so müssen Sie mir diese Herzenserleichterung verzeihen. Daß Sie nichts dafür können, weiß ich, — aber leider! macht das die Sache nicht besser. Hr. Bause war (mit Erlaubniß des Genius von Leipzig!) nie ein großer Kupferstecher; aber seit einiger Zeit scheint er unter sich selbst heruntergesunken und ganz auf den Hefen zu seyn. Ob dem Kupfer, da es schon so weit fertig und wirklich schon viel zu viel hineingearbeitet ist, noch geholfen werden könne, zweifle ich sehr. Ich hoffe, daß wenigstens Hr. Graf zu Rathe gezogen wird. Sollte aber dieser etwa gar mit Hrn. Bauses Arbeit zufrieden seyn; so will ich nichts gesagt haben, sondern mir den Casum nur in mein Taschenbuch notiren, um ihn dereinst irgend einer Akademie zu einer Preisaufgabe vorzuschlagen."

N. S. „Werden Sie nicht ungehalten über meinen kleinen Groll gegen den armen Sünder Bause, der sich so viel Mühe gegeben hat, eine Carricatur auf mir zu machen. Mit etlich tausend Strichen weniger hätte ers besser gemacht. Aber das Geheim=

alß des poco più und poco meno haben ihm die Grazien nicht geoffenbaret. Adio!"

So viel mag genug seyn von der Kunstnoth, welche Wieland, der auch auf diesen Schmuck so gern verzichtet hätte, bei der neuen Ausgabe seiner Werke hatte.

6.

Unverkennbar ist aus Allem, daß Wieland bei dieser neuen Ausgabe mit der größten Achtung für das Publikum und für die Nachwelt zu Werke ging. Seine Sorgfalt erstreckte sich gleichmäßig auf das Kleine wie auf das Große, auf das Aeußere wie auf das Innere, bis auf die Korrektur der Druckbogen, bei welcher er seinem Amanuensis zuweilen Mikrologie vorwarf, ohne deren selbst weniger zu haben. Die Arbeit selbst, die er wie eine Pflichterfüllung betrachtete, gewährte ihm Vergnügen, die Ausgabe machte ihm fast nur Sorge, die jedoch, wenn auch selten, durch Freude unterbrochen wurde. Diese begann aber nicht eher bei ihm, als bis er endlich doch zu glauben anfing, daß es mit dem Unternehmen gut gehen werde. Jede Nachricht von einer Unterzeichnung auf die — mit besonderem Mißtrauen von ihm betrachtete — Prachtausgabe diente ihm zum Trost; zur

Freude, wenn sie von einer Seite kam, woher er sie nicht erwartet hatte, z. B. von dem Prämonstratenser-Stift Steingaden in Oberbaiern. Vorzügliche Freude machte ihm in dieser Hinsicht die Pränumerazion der Stadt Biberach. Dieser Tage — schrieb er Göschen — haben mir meine Biberacher eine so unverhoffte Freude gemacht, daß ich nicht umhin kann, Ihnen eine Kopie des Raths-Conclusi hier mit zu kommunizieren, worin sie mit einer bonne grace, die diesen wackern biedersinnigen Schwaben eben so viel Ehre macht als ihrem Mitbürger, beschlossen haben, im Namen der Reichsstadt Biberach auf ein Exemplar der Quartausgabe meiner Werke zu pränumeriren. In langer Zeit hat mir nichts einen so frohen Tag gemacht, als dieser Beweis der Achtung und Zuneigung meiner Kompatrioten. Vermuthlich brauche ich Ihnen nicht zu melden, daß das schicklichste Formular, wie diese Pränumerazion in die Liste einzutragen ist: H. H. Bürgermeister und Rath der löblichen des H. R. R. freien Stadt Biberach in Schwaben, *) seyn dürfe. Ich überlasse es Ihrem Gutbefinden, ob Sie etwa folgende Note beifügen wollen:

---

*) Der Vaterstadt Wielands, worin er, als der letzte Abkömmling eines altbürgerlichen und um diese Reichsstadt wohlverdienten Geschlechts, im Jahr [illegible] gebohren wurde. Vergleiche hiermit den Anfang des ersten Buches und Vorrede S. IV.

Einige Zeit darauf schrieb er: „Ich habe dem, was Sie mir wegen meiner wackern Biberacher schreiben, hin und her nachgedacht, und mein Genius will mir kein anderes Expediens, ihnen unsre Empfindung der Ehre, die sie sich selbst und mir angethan haben, öffentlich zu markiren, eingeben, als dieses, den Namen derselben in der Liste mit ausgezeichnet grösserer Schrift abdrucken zu lassen, etwa so:

Der gesammte Magistrat (oder H. H. Bürgermeister und Rath) der R. freien Reichsstadt Biberach in Schwaben als der Vaterstadt des Verfassers dieser Werke.

Arrangiren Sie dies nach Ihrem Belieben. Ich bin gewiß, daß meine Landsleute sich von einer solchen Distinktion sehr geschmeichelt finden werden, und daß Niemand übel finden wird, daß ihnen diese Unterscheidung wiederfährt."

Erst nach gegründeter Hoffnung zu dem glücklichen Fortgange des Unternehmens überließ er sich der Freude über die Prachtausgabe. Beim Anblick der Probe davon brach er in Entzücken aus, und in diesem Entzücken schrieb er Göschen: „Ich wünschte Ihnen sagen zu können, Freund und Bruder meines Herzens, wie groß und liebenswürdig Sie in meinen Augen durch dieses Streben nach Vollkommenheit in Ihrem Wirkungskreise, und durch die Opfer, sind, die Sie diesem edlen Bestreben, worin

sie so einzig in Ihrer Art sind, darbringen! Dafür aber wird Ihnen auch, mit der innigen Hochachtung aller der — Wenigen, welche Sinn für wahren Werth haben, der süße Genuß zu Theil, Ihren schönen Zweck erreicht zu haben, und dem Ideal der Vollkommenheit in diesem Fache so nachgekommen zu seyn, als es physisch möglich ist. Ich kann mich nicht genug an der reinen Schönheit dieser Lettern ergötzen. Eine jede ist in ihrer Art — eine Mediceische Venus. Lachen Sie nicht über diese anscheinende Hyperbole! Es ist etwas Wahres an dieser seltsam tönenden Behauptung; ich wenigstens kann mir keine schönern Schriftzeichen denken als diese, und ich habe doch auch eine Imaginazion!

Daß hier nicht blos eine gekitzelte Eitelkeit aus ihm sprach, kann folgende Stelle aus einem spätern Briefe bezeugen.

„Mögen die freundlichsten Grazien Ihnen, liebster Göschen, die Freude erwiedern, die Sie mir durch Ihr gütiges Geschenk der herrlichen Prachtausgabe der Klopstockischen Oden gemacht haben. Mit Recht können Sie stolz darauf seyn, die schönste Sammlung Lyrischer Gedichte von einem einzigen Meister, die irgend eine Sprache besitzt, im edelsten Gewande, worein die Typographie jemals einen Dichter gekleidet hat, der Nachwelt übergeben zu haben. Ich sehe nicht, wie es möglich seyn könnte, daß Ihnen jemals ein Nebenbuhler in der Kunst (denn

zu einer schönen Kunst ist die Typographie wirklich durch Sie und Bodoni erhoben worden) Ihnen den so theuer errungenen Preis streitig machen könnte. Möchten Sie doch für das, was Sie um Klopstocks und Wielands Werke (wiewohl die letztern über ihr Verdienst) zu verherrlichen gearbeitet und aufgeopfert haben, nicht bloß durch Ihr reines Bewußtseyn, und von außen durch den wesenlosen Dunst des Ruhms belohnt werden! Aber wir sind leider! in eine unglückliche Zeit gefallen, und selbst die Hoffnung, das Einzige, was uns zum Trost noch übrig blieb, scheint bereit, mit jedem Augenblicke ihre Flügel vollends aufzuspannen und uns durch ihre Flucht einem Zustand zu überlassen, der durch seine Ungewißheit beinahe noch schlimmer ist, als das Aergste, das uns wirklich betreffen kann."

Wielanden täuschte um jene Zeit noch eine andre Hoffnung, die nämlich auf die Sicherheit des Gewinns von den Werken seines Geistes, an deren möglichster Vollendung er in den Tagen des Alters mit größter Anstrengung gearbeitet hatte; denn eines Tages brachte Böttiger ihm „die Nachricht des sogenannten Kunst- und Buchhändlers Schrämbl in Wien, worin dieser Pirat seinen vorhabenden Nachdruck der sämmtlichen Wielandischen Werke mit einer skandalösen Unverschämtheit ankündigte." — „Wie groß — schrieb er — mein Unwille und Verdruß über das schändliche Unternehmen des Wienerischen Nach-

druckers meiner Werke seyn müsse, können Sie sich leicht vorstellen, ohne daß ich darüber viele Worte mache. Beides ist desto größer, da ich kein Hilfsmittel dagegen sehe, wenigstens meines Orts nichts gegen diese, in Teutschland nicht unerlaubte, sondern sogar begünstigte Art von Dieberei zu thun im Stande bin. Denn — — —, wenn ich auch bedeutende Freunde und Protektoren in Wien hätte, (was keineswegs der Fall ist); so würden sie weder ernstlichen Willen haben, noch, wenn sie diesen auch hätten, vermögend seyn, dem Herrn Anton Doll sein vermeintliches Jus quaesitum, Alles, was kein K. Oestreichisches Privilegium hat, nachzudrucken, zu Rechten nieder zu legen. Daß aber ein solches Privilegium unter keiner Bedingung zu erhalten sey, davon habe ich eine sehr verdrießliche Erfahrung gemacht, da ich vor einigen Jahren in meinem eigenen Namen um ein Privilegium anzuhalten von Wiener Freunden selbst aufgemuntert wurde. Nach vielen Bemühungen und Aufzögerungen ward ich endlich in letzter Instanz aus dem Grunde, „daß Se. Kaiserl. Maj. ein solches, gegen die bürgerlichen Gerechtsame der Löbl. Buchdrucker und Buchbinder laufendes, Privilegium zu ertheilen nicht befugt sey," abgewiesen. Unter solchen Umständen wird also wol an eine neue Auflage nicht zu denken, und die Beantwortung jeder Frage darüber überflüssig seyn."

Göschen von seiner Seite war stets darauf be-

dacht, die Ausgabe seiner Werke Wielanden so ange-
nehm als möglich zu machen, und wenigstens Ein
Beweis hievon darf nicht unerwähnt bleiben. Wie-
land war um die Zeit, als die neue Ausgabe begon-
nen hatte, in Leipzig, wo Göschen eine Sommerwoh-
nung in Reichels Garten hatte, durch welchen ein
Kanal geführt ist, der auf der einen Seite des Gar-
tens mehrere Inseln bildet, denen der Besitzer zur
Unterscheidung von einander die Namen verschiedener
italienischer Inseln gegeben hatte. Dieses Lokale be-
nutzte Göschen zu einer für Wieland zu veranstalten-
den Feierlichkeit. Auf der größten jener Inseln, die
sich durch einen kleinen Berg mit einer Grotte aus-
zeichnet, hatte Göschen einen transparenten Tempel
errichten lassen, worin Wielands Büste aufgestellt
war. Als Wieland daselbst angelangt war, kamen
zwei Knaben in griechischem Kostum mit einem grie-
chischen Wagen, in welchem der erste Band der Pracht-
ausgabe seiner Werke lag. Während diese, bisher
noch nie gesehene, dem Dichter überreicht wurde, fuhr
den beleuchteten Kanal eine Gondel herauf, aus wel-
cher Göschens Schwägerin, Fräulein Heun (jetzt
Frau D. Kind in Dresden, Schwester des unter dem
Namen Clauren allbekannten Schriftstellers) stieg,
und als Muse auf des Dichters Haupt den Lorbeer-
kranz setzte. Wieland, der vor allen Ueberraschungen
eine große Scheu hatte, wurde doch von dieser wun-
derbar ergriffen; Thränen traten in seine Augen,

und unfähig zu sprechen, sank er Göschen in die Arme und drückte ihn an sein Herz. Nach seiner Rückkehr schrieb er diesem:

Den 21. August 1794. „Gestern Mittag um halb ein Uhr, mein geliebtester Freund, hat uns der gute Engel, der über unsre ganze Reise waltete, gesund, vergnügt und mit tausend frohen Erinnerungen an unsre liebenswürdigen Freunde und an das schöne Land, das sie bewohnen, voll angefüllt, in unser eigenes Hauswesen und in die Arme unserer jubilirenden Familie zurückgebracht. Der süße Augenblick des Wiedersehens aller der Unsrigen, der großen und kleinen, die wir sämmtlich gesund und wohlbehalten um uns herum jauchzen sahen, hat unsere Zufriedenheit über eine Reise, die uns an Seele und Leib so wohl gethan hat, vollkommen gemacht. Ihnen, mein liebster Göschen, verdanken wir den größten Theil so vieler angenehmen, Herz und Sinn vergnügenden Scenen, Tage, Stunden und Augenblicke, die nun, auch in der Erinnerung, noch lange Heiterkeit und Frohsinn und herzerhebende Gefühle über unser Leben verbreiten werden. Empfangen Sie also, Sie und Ihre theure liebenswürdige Gemahlin, nochmals unsern innigsten und wärmsten Dank für alle Freundschaft, Güte und Nachsicht, womit Sie uns auf eine so verbindliche Weise überhäuft haben, und wovon wir uns auch des kleinsten Umstandes lebenslänglich mit Liebe und Erkenntlichkeit erinnern werden. Mein

Herz ist noch zu voll und meine Zeit zu eingeschränkt, als daß ich Ihnen, meine liebsten Freunde, auch nur den zehnten Theil dessen, was ich hierüber empfinde, auszudrücken vermögend wäre.

„Nun, mein Bester, geht es bei uns Beiden wieder an die Arbeit, und gewiß wird uns nun auch Alles, nach einer so angenehmen Unterbrechung, desto besser von Statten gehen. Indessen sehe ich einer beruhigenden Nachricht von Ihrem Wohlbefinden mit Sehnsucht und Ungeduld entgegen. Sie, liebster Göschen, ich kann es nicht bergen, daß ich mich mit beunruhigtem Herzen von Ihnen trennte, — Sie waren nicht wohl, so sehr Sie auch, aus Freundschaft, es zu verbergen suchten. Hoffentlich hat die Ruhe, die mit unsrer Entfernung in Ihr Haus zurückkehrte, auch in Ihrem organischen Theil das Gleichgewicht wieder hergestellt. Ich wünsche es um so sehnlicher, da ich mich des möglichen Vorwurfs, sonderlich am letzten Tage unsers Aufenthalts bei Ihnen, nur allzuviel zur Störung desselben beigetragen zu haben, nicht entschütten kann.

„Ich brauche nicht erst zu sagen, daß, so oft das Wörtchen Wir in diesem Briefe vorkommt, meine liebe Dame Dorothea darunter begriffen ist. Sie ist eine zu ungeübte Briefstellerin, als daß sie es wagen möchte, ihre Gesinnungen und Gefühle eigenhändig auszudrücken; aber Sie kennen auch ihr Herz zu gut, als daß Sie eines solchen Dokuments be-

dürften, und ihr die Erfüllung dieser Pflicht (die ihr ohnehin durch alle die Haushälterlichen Obliegenheiten, in welche sie wieder eintritt, fast unmöglich gemacht wird) nicht gerne nachlassen sollten.

„Empfehlen Sie uns allen Ihren schätzbaren und liebenswürdigen Verwandten und Freunden sammt und sonders, und sagen Ihnen, daß wir ihr Angedenken und die dankbarste Erinnerung an alle Beweise ihres gütigen Wohlwollens ewig in unsern Herzen bewahren werden. Und nun, mein theurer Freund, leben Sie wohl! und gebe Ihnen der Himmel an Allem, was Sie lieben, und an Allem, was Sie unternehmen, die Freude zehnfach wieder, die Sie uns gemacht haben!! Ewig mit herzlicher Ergebenheit der Ihrige! Wieland."

7.

Zehn Jahre hatte Wieland mit der Vollendung der neuen Ausgabe seiner Werke zugebracht, und wer es erwägt, was er Alles an derselben gethan, der wird von selbst ermessen, daß er auch während dieser zehn Jahre seines beginnenden Greisenalters die meiste Zeit an seinen Arbeitstisch gebannt war. Von ihm sehnte er sich aber auch wenig hinweg, und jede Mühe wurde ihm leichter durch den Gedanken, daß

seine Arbeit das Glück einer geliebten Familie besser begründe. „Ich lebe glücklich wie ein Patriarch (wiewohl ohne Rinder, Schafe und Esel) mitten unter einer um mich her aufwachsenden, grünenden und blühenden Plantage gutartiger menschlicher Geschöpfe, deren geringstes, wie ich hoffe, der Welt durch seine Existenz mehr Gutes als Böses thun wird.“ So schrieb er an seinen Gleim, im Jahre 1787, und so dachte und fühlte er stets. Mit voller Wahrheit hatte er daher seinem ehemaligen Gegner Voß schreiben können: „Als Sie vor wenigen Jahren das häßliche Epigramm auf mich machten, und Ihren Namen darunter setzten, entschuldigte ich Sie mir selbst und meinen Freunden mit Ihrer Jugend, und daß Sie mich nicht kannten. Nachgerade fangen Sie selbst an, zu sehen, daß man sich wol hie und da, sonderlich in Ihrem Niedersachsen, im Urtheilen über mich versündigt haben könnte. Indessen werden Sie mich doch schwerlich eher recht kennen lernen, bis wir uns von Angesicht zu Angesicht gesehen, und wenigstens einige Tage zusammen gelebt haben. Ein einziger Blick in mein Herz, in mein häusliches Leben und den Zusammenhang meines ganzen Lebenslaufs, würde mir, das bin ich gewiß, alle guten und edlen Menschen auf dem Erdboden zu Freunden machen, wiewohl ich von Irrungen und Uebereilungen so wenig, und nach Beschaffenheit der Umstände vielleicht weniger als manche andre gute Menschen, frei gewesen bin.“

Mag uns nun zuvörderst Wieland selbst den Blick in sein häusliches Leben, der zugleich einen tieferen Blick auch in sein Herz gestattet, eröffnen. — Von seiner Gattin schrieb er

An die Fürstin Pauline von Neuwied: „Meine Gattin habe ich ohne eigentliche Leidenschaft mit einer Anhänglichkeit geliebt, wovon wenige Menschen einen Begriff haben, und sie lebte ebenfalls ohne Leidenschaft mit einer noch viel reineren Liebe nur für mich."

An Sophie Laroche. „Was das Glück meines hausväterlichen Lebens ganz und völlig macht, ist die sich immer mehr befestigende Gesundheit der Mutter aller dieser holden Geschöpfe. Die Freude, die ihr Gott an ihren Kindern gibt und, wie ich hoffe, noch ferner geben wird, ist die Belohnung für den reinen Sinn und die Herzenstreue, womit sie ganz nur für mich und ihre Kinder lebt, und für das Glück, das sie mir dadurch verschafft."

An Gleim. „Gott hat mich aus einer Gefahr erlößt, an die ich ohne Schaudern nicht denken kann. Ich war nahe dabei, oder wenigstens machte mich Liebe und Angst denken, das beste, für mich allein geschaffene Weibchen zu verlieren. Alle lieben Engel Gottes haben Mitleid mit mir und meinen vier armen kleinen Mädchen gehabt; wir haben unser bestes Mütterchen wieder, und durch die Wirkung des bewundernswerthen Gleichgewichts, worin ihre schöne

Seele mit ihrem Maschinen steht, befindet sie sich außer aller Gefahr."

An Leonhard Meister. „Meine Frau ist ein Muster jeder weiblichen und häuslichen Tugend, frei von jedem Fehler ihres Geschlechts, mit einem Kopf ohne Vorurtheile und mit einem moralischen Charakter, der einer Heiligen Ehre machen würde. Die Jahre, die ich mit ihr lebe, sind vorbeigekommen, ohne daß ich nur ein einziges Mal gewünscht hätte, nicht verheirathet zu seyn; im Gegentheil ist sie und ihre Existenz so mit der meinigen verwebt, daß ich nicht acht Tage von ihr entfernt seyn kann, ohne etwas dem Schweizer-Heimweh ähnliches zu empfinden."

„In allen meinen Liebesaventuren war viel Illusion, und reine Glückseligkeit kenne ich erst seit dem 21. Oktober 1765, als der Epoche meiner Verheirathung."

Solch einen Ehrenkranz flocht Wieland um das Haupt seiner Gattin, die ihn stets mit einer Art von Ehrerbietung betrachtete, wie sie es denn lebenslänglich nicht vermochte ihn anders als durch Sie anzureden, während er sich stets gegen sie des vertraulichen Du bediente. Seine Liebe zu ihr wuchs von Jahr zu Jahr mit der Achtung für ihr unscheinbares, aber desto wesentlicheres Verdienst; und je weniger sie durch Aeußeres glänzte oder durch Talente schimmern konnte, desto gewisser war der, der, wie

Göschen, ihren verborgneren Werth erkannte, den Weg zu seinem Herzen zu finden.

In dieser glücklichen Ehe waren ihm 14 Kinder geboren worden, die seine größte Herzensfreude von ihrer Geburt an waren. Mit großem Entzücken berichtet er jederzeit den neuen Zuwachs von häuslicher Glückseligkeit, den ihm die Geburt eines Kindes brachte, und dieses Entzücken wurde noch erhöht, als die Herzogin Mutter, der Herzog, dessen Gemahlin, Prinz Konstantin, Göthe, Gleim bei der Taufe Pathenstellen übernahmen, oder als ihm ein Sohn gerade am Agathonstage geboren wurde. „Meine süßesten Augenblicke, schrieb er seiner Freundin Sophie, sind, wenn ich das ganze Häufchen der kleinen krabblichten Mitteldinge von Aeffchen und Engelchen um mich herum habe.“ Mit dem innigsten Entzücken einer zärtlichen Vaterseele betrachtete er die Entwickelung der geliebten Kleinen, freute sich, daß die Natur sie mit Liebe gebildet habe, und daß alle so schön gediehen. Mehrmals lud er seinen Gleim auf diesen herzerfreuenden Anblick ein. „Sehen Sie, schrieb er ihm das eine Mal, was für ein holdes Geschöpf der Liebe Ihre Pathe Lotte-Miene worden ist, und wie die andern Mädchen heranwachsen, und alle, sammt Vater, Mutter und Kindern eine Familie der Liebe ausmachen, und in und mit und durch einander leben, weben und sind.“ Wol durfte er dies rühmen; denn da er, aus Neigung und Grund-

sah kein strenger Hausdespot, sondern ein liebreicher Vater war, so waltete in seiner Familie, ohne daß es geboten zu werden brauchte, das schöne Gesetz der Liebe um Liebe. Wie viel er selbst dadurch gewann, erzählt er seiner Freundin. „Ich habe nun eine ganz artige Nachkommenschaft um mich her, alle so gesund und munter, gutartig und hoffnungsvoll, jedes in seiner Art, daß ich meine Lust und Freude daran habe, und mich gerade wegen dessen, was die Meisten für eine große Last halten würden, für einen der glücklichsten Sterblichen auf Gottes Erdboden halte. Das Alter überschleicht mich ganz unmerklich mitten unter dieser um mich aufsprossenden und aufblühenden jungen Welt! Ich erfahre je länger je mehr, daß alle wahre menschliche Seligkeit innerhalb der Reize des ehelichen häuslichen Lebens liegt. Ich werde immer mehr Mensch, und in eben der Proporzion immer glücklicher und besser. Arbeiten wird mir Lust, weil ich für meine Kinder arbeite, und auch davon bin ich im Innersten überzeugt, daß mein ruhiges Vertrauen auf die Hand, welche das Gewebe unserer Schickungen webt, weder mich noch die Meinigen betrügen wird."

Dieses häusliche Glück wurde mehrmals nur durch den Tod gestört. Hören wir den Vater auch hierüber in seinen Aeußerungen gegen seinen Freund.

„Ich möchte Ihnen, mein liebster Göschen, so gern nur von dem, was mir Angenehmes begegnet,

Ihren Antheil geben — aber, da Sie es doch erfahren würden, warum soll ich Ihnen länger verschweigen, daß ich, wider alles Vermuthen, meinen dritten Sohn, Philipp, den sogenannten Dicken, schon vor 3 Wochen nach einer nur 11tägigen, aber leider alle medicinische Kunst zu Schanden machenden, Krankheit verloren habe. Der gute Junge hatte sich wenige Tage, ehe er sich legen mußte, entschlossen, ein — Buchhändler zu werden, und ich war schon im Begriff, Ihnen vorläufig darüber zu schreiben. Wie wenig Ahndung hatten wir davon, daß er wenig Tage vor seinem 14ten Geburtstag eine Leiche seyn würde! Es war ein guter Junge, voller Fähigkeiten, und von allen meinen Söhnen derjenige, der sich bei den Leuten am beliebtesten zu machen wußte. Auch an Gesundheit schien er dem ersten Anblick nach vor seinen Brüdern etwas voraus zu haben; und doch war es sein und mein Schicksal, daß das süße Licht der Sonne so frühzeitig auf immer für ihn untergehen sollte! — Nichts mehr davon, mein Lieber! Die Zeit heilt wol Wunden dieser Art, aber die Narbe, die sie zurücklassen, bleibt so lange wir leben."

Einige Jahre später schrieb er Demselben: „Liebster Freund, ich überlasse es unserm Böttiger Ihnen eine Nachricht zu geben, die Ihrem an uns Theil nehmenden Herzen nicht gleichgiltig seyn wird, wenn Sie sich anders meiner zweiten noch ledigen Tochter Wilhelmine erinnern, welche Sie im vorigen

Jahre bei Ihrem kurzen Besuch gesehen haben, da sie sich durch die heilsamen Einflüsse der schönen Jahreszeit, der Landluft und der täglichen Bewegung im Garten von einer schleichenden Krankheit, durch welche ihr zarter Körperbau schon sehr weit herunter gekommen war, wieder zu erhohlen schien. Sie war eines der reinsten und liebenswürdigsten Geschöpfe; mein Herz hing vorzüglich an ihr, und ich versprach mir von ihrer ungemeinen Anhänglichkeit an mich viel Trost und Freude für meine künftigen Jahre. — Sie ist nun in einer besseren Welt, und ich werde ihr folgen. In diesem Gedanken allein ist heilender Balsam für eine solche Wunde. Indessen werden Sie nicht zweifeln, mein theurer Freund, daß ich alle meine Kräfte zusammen nehme, um zu ertragen was nicht zu ändern ist, und mich, so viel an mir liegt, für meine, auch nach einem fünffachen Verlust dieser Art, immer noch zahlreiche Familie noch länger zu erhalten. Beschäftigung des Geistes und stiller Genuß der Natur ist das, was mir itzt am zuträglichsten ist."

Von seinen 14 Kindern blieben ihm 6 Töchter und 3 Söhne am Leben, und gewährten ihm die schönsten Vaterfreuden. Ueber die eine derselben schrieb er:

An Gleim den 15. Mai 1785. „Morgen den 16ten Mai mache ich ein Paar mir sehr liebe animo inamorate glücklich, indem ich meine Sophie, die

Ihnen vor zehn Jahren als ein Mädchen von sechs bis sieben Jahren so lieb war., mit einem der besten Menschen, die jemals von einem Weibe geboren worden, verheirathe. Die Geschichte, wie und auf was Art dieser junge Mann aus den Wolken, oder vielmehr aus den Armen irgend eines Gottes, in meinen Schoos gefallen und mir und meiner Frau (für deren Werth ich keinen Namen weiß) so lieb geworden, daß wir ihn mit einstimmigem Beifall unsers Kopfes und Herzens zu unserm Sohne angenommen haben, — es ist eine wunderbare Geschichte — aber sie muß mündlich erzählt werden. Kommen Sie, bester Bruder Gleim, und hören Sie und sehen Sie. Sie werden eine durch Liebe, Harmonie und Einfalt des Herzens glückliche Familie finden, wie vielleicht keine andere in der Welt ist. Unsre Herderin kann Ihnen sagen, wie sehr meine Wahl ihren, ihres Mannes und Göthens Beifall hat."

Allerdings hatte Wieland Grund, diese Verheirathung seiner ältesten Tochter eine wunderbare Geschichte zu nennen. Der Bräutigam war ein geborner Wiener, in einem Jesuiten-Kollegium erzogen, seit seinem 15ten Jahre in das Barnabiten-Kollegium aufgenommen, seit seinem 22sten Jahre als Novizienmeister und Lehrer der Philosophie in demselben angestellt, aber den Fesseln seines Standes entflohen, um in einem protestantischen Lande den Genuß der natürlichen Freiheit und eine seiner Denkart ange-

messene Lage sich zu verschaffen. Der Leipziger Professor Petzold, damals in Wien anwesend, war ihm zu Ausführung dieses Vorhabens behilflich gewesen. Als aber Jesuiten seinen Aufenthalt in Leipzig nach Wien gemeldet hatten, riethen ihm seine Wiener Freunde, sich nach Weimar zu begeben, wo sie ihm Wielands Schutz und Umgang zu verschaffen versprachen, in dessen Genuß er so lange leben sollte, bis er gefahrlos nach Wien zurückkehren könne. Gemmingen und Blumauer hatten ihn Wielanden empfohlen, bei welchem er im Anfange des Mai 1784 eintraf. Daß er dessen ganze Liebe sogleich gewinnen mußte, bezeugt der bloße Name des jungen Mannes, — Karl Leonhard Reinhold, welchen Jacobi mit Recht als den Reinen und Holden begrüßte. Der würdige Sohn dieses Vaters, Hr. Prof. Ernst Reinhold in Jena, berichtet in der trefflichen Biographie seines Vaters (Jena 1825) das Weitere. „Die Aufnahme, sagt er, welche Reinhold bei Wieland fand, rechtfertigte nicht nur, sondern übertraf die Erwartungen seiner Freunde. Wieland ward gleich bei dem ersten Besuche seines Schutzempfohlenen in hohem Grade für ihn eingenommen, zeigte sich ihm in dem Glanze seiner liebenswürdigsten Laune und entließ ihn mit so herzlichen Aeußerungen seines Wohlwollens, daß Reinhold überaus beglückt und mit der heitersten Aussicht auf seinen ferneren Aufenthalt in Weimar nach seiner Wohnung zurückkehrte. Wie-

land hatte damals sein ein und funfzigstes Jahr erreicht, ein Alter, welches bei ihm, dem es bestimmt war, bis zum Ende des achten Decenniums mit einer unverwelklichen Frische der geistigen wie der körperlichen Kräfte auszudauern, die eigentliche Mittagshöhe seines Lebens genannt werden kann. In einer sorgenfreien und bequemen äußern Lage, an der Seite einer vortrefflichen Gattin, umgeben von zahlreichen und hoffnungsvoll aufblühenden Kindern, genoß er das häusliche Glück ungetrübt, für welches er die volle Empfänglichkeit und ganz die erfoderlichen Eigenschaften besaß, die an einem so genialischen Dichter und produktiven Schriftsteller doppelt bemerkenswerth und achtungswürdig sind. Die Fortsetzung seines Umgangs mit Reinhold entsprach dem Beginne, und nur einige Monate waren verflossen, als dieser schon Haus- und Tischgenosse seines väterlichen Freundes ward. Hiedurch ward die Ausführung eines Vorsatzes sehr erschwert, den Reinhold seiner damaligen äußern Lage schuldig zu seyn glaubte, seine bei der ersten Bekanntschaft empfundene Neigung für Wielands älteste Tochter, die sechszehnjährige Sophie, zu bekämpfen. Er befand sich nun in dem unruhvollsten, und doch an Freuden reichen, romantischen Zeitpunkte seines Lebens, da die Ungewißheit über sein künftiges Schicksal, die treue und thätige Theilnahme der Wiener Verbündeten an seinem Wohle, und sein Verhältniß zu der Wielandschen Familie sein Gemüth auf man-

nichfache und lebhafte Weise bewegten." — Nach einiger Zeit gab Wieland Reinholden Antheil an der Redaktion des Merkur. — „Nun erfolgte sogar auf die Abschließung dieser litterarischen Verbindung, von Seiten Wielands und seiner Gattin, denen Reinholds Gefühle für ihre Tochter, und daß sie erwiedert wurden, nicht unbemerkt geblieben, die Erklärung ihrer innigen Zufriedenheit mit einer Verbindung, welche mehr der Gegenstand des höchsten Wunsches, als der Hoffnung Reinholds gewesen war." — „Das Vermählungsfest wurde durch mannichfaltige Beweise der Theilnahme von Seiten der Wiener Freunde, durch herzliche und innige Hochzeitgedichte eines Blumauer, Alringer und der übrigen Poeten unter jenen, und durch die Gegenwart der Weimarischen nächsten Freunde und Geistesverwandten Wielands verherrlicht, so daß wol nicht leicht unter freundschaftlicheren Vorbedeutungen, unter geist- und gemüthvolleren Wünschen und Verheißungen des Glückes ein eheliches Bündniß geschlossen worden ist, welches ihnen entsprechend in einer langen Dauer sich erwies, musterhaft durch treue gegenseitige Liebe und Achtung."

„Unverändert — so berichtet Wielands Enkel weiterhin — bestand meines Vaters schönes Verhältniß zu Wieland, den er unter allen Menschen am innigsten zugleich verehrt und geliebt hat, so wie auch er dem Herzen meines Großvaters der erwählte Lieblingssohn war. Bei der geringen Entfernung Wei-

mars von Jena sahen sie sich oft, und eine große Menge noch vorhandener Briefe, in diesen Jahren von Wieland an Reinhold geschrieben, beweiset, wie lebhaft und herzlich auch in den Zeiten der Trennung ihr gegenseitiger Verkehr gewesen."

Auch als Reinhold im Jahre 1794 einem Rufe nach Kiel gefolgt war, dauerte dieser Verkehr fort, und einige Stellen aus dem ersten Briefe, den Wieland an Reinhold nach Kiel schrieb, mögen von diesem Verhältniß Zeugniß geben.

„Mein theurer, innigst geliebter Sohn! Ich kann diesen ersten Tag des ersten Festes der Christenheit nicht besser anwenden, als indem ich mich nach einer so langen, auf beiden Seiten durch die Umstände verursachten, Stillstand unsers Briefwechsels, einmal wieder schriftlich mit meinem Reinhold unterhalte.

„Vor allen Dingen empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für das ungemeine Vergnügen, so mir Ihre Zuschrift vom 7. December (die ich heute vor 6 Tagen durch die Post erhielt) in gar mancherlei Rücksichten gemacht hat. Sie werden ein wahrer Wohlthäter an mir, indem Sie mich durch eine genaue Abschilderung Ihrer ganzen Lage in Kiel und Ihrer dermaligen Beschäftigungen immer lebendiger davon überzeugen, daß Ihre Versetzung ins Holsteinische nicht nur für Sie und Ihre Familie, sondern

selbst für das Ganze glücklich ausgefallen und von sehr wichtigen Vortheilen ist, — eine Ueberzeugung, die der einzige (aber für mich ein höchst wichtiger) Ersatz des Verlustes ist, den ich für meine Person durch die Trennung von dem Sohne meines Herzens und von einer zärtlichst geliebten Tochter in einer Epoche meines Lebens erleide, wo ihre Nähe und öftere Gegenwart mir mit jedem Jahre weniger entbehrlich wird. Doch die Gewißheit, daß Sie ohne alle Vergleichung glücklicher sind, als Sie es in Jena jemals hätten werden können, und daß es auch für Ihre Sophie und Ihre Kinder in jeder Rücksicht besser ist, in Ihre gegenwärtige Lage und Verhältnisse gekommen zu seyn, ist für meine Gemüthsruhe so wesentlich, und verbreitet, so oft mein Herz mich an Sie erinnert oder Ihr Name von Andern vor mir ausgesprochen wird, einen so warmen Strahl von Freude über meine Seele, daß ich allen andern mich allein betreffenden Verlust gern ertrage; zumal wenn Sie, so wie Sie Veranlassung und Muße dazu haben, fortfahren werden, mich von Zeit zu Zeit durch eine umständliche Mittheilung aller für Sie selbst vorzügliches Interesse habender Begebenheiten Ihres Lebens, so zu sagen, unmittelbar zu sich zu versetzen, und (so wie es in Ihrem letzten, mir unendlich schätzbaren, Briefe durch die ausführliche Beschreibung Ihrer Exkursion nach Lübeck und Hamburg

geschehen ist) mich zu einem geistigen Augenzeugen und Mitgenossen derselben machen.

— — — —

„Alles, was Sie mir von Ihren Freunden in Hamburg schreiben, vermehrt und belebt mein Verlangen, so vortreffliche Menschen persönlich zu kennen und meine Seele unmittelbar an dem schönen Lichte und Feuer der ihrigen zu erheitern und zu wärmen. Natürlicherweise muß dies, wenn es je geschehen soll, je bälder je lieber geschehen; denn ich bin nun in meinem 62sten Jahre, und also eigentlich zu reden, schon zu alt, große Reisen zu thun und neue Bekanntschaften zu machen, oder denen, die sich aus den Werken meines Geistes oder meiner Laune eine gewisse Idee von mir gemacht haben, nur die Ueberbleibsel dessen, was ich etwa war, zu zeigen. Ich habe also noch einen oder zwei Beweggründe mehr, Ihren und Sophiens Wunsch zu erfüllen, und meinen Besuch bei Ihnen nicht weiter als in den Sommer des bevorstehenden Jahres hinaus zu schieben. Nur sind, wenn mir die Ausführung möglich seyn soll, noch verschiedene Schwierigkeiten und Hindernisse auf die Seite zu schaffen; und das soll denn auch meine angelegenste Sorge seyn.

— — — —

„Mich freuet, mein liebster Sohn, aus Ihrem Briefe zu sehen, daß doch wenigstens die erste Lieferung der kleinen Ausgabe meiner Omnium bei Ihnen

angekommen ist. Mich verlangt zu wissen, wie Sie mit meinen im Agathon vorgenommenen Ausmerzungen und neuen Zusätzen zufrieden sind, und wie Ihnen Amadis in seiner jetzigen Gestalt gefällt. — Ich bin in diesem Jahre sehr fleißig gewesen. Den goldenen Spiegel habe ich durch einige neue Kapitel vollendet, und die Geschichte des Filosofen Danischmend fast um die Hälfte vermehrt. Auch hab' ich zum Pervonte, einem meiner besten Mährchen, das aber mit dem 2ten Theil noch nicht vollendet war, den dritten Theil hinzugefügt, wodurch es nun ein Ganzes, und (wenn ich selbst eine Stimme dabei hätte) eines meiner besten Machwerke geworden ist. Ich habe bei dieser Gelegenheit die Entdeckung gemacht, daß ich noch Verse machen kann, und ich stehe nicht dafür, daß mich dieser, wenigstens eingebildete, Succeß nicht noch zu einigen Thorheiten in diesem Genre verleiten könnte.

— — —

„Nun sollte ich Ihnen billig auch etwas von meinen sämmtlichen Hausgenossen, und von dem, was unsern äußerlichen Menschen angeht, melden. Ich will mich aber so kurz fassen, als möglich. Ich und die Mama befinden uns, Kleinigkeiten abgerechnet, im Ganzen ziemlich wohl, und könnten wohl zufrieden seyn, wenn es noch ein Decennium so fort ginge. Alle übrigen, Kinder und Kindeskinder, gedeihen wohl. Unser Karl hat sich endlich für Erlernung

der Landwirthschaft entschieden und befindet sich seit 4 Monaten zu diesem Ende bei dem Amtsverwalter Focke zu Heindorf unweit Allstädt, wo man ihn gern hat, und wo er gern zu seyn und sich gut anzustellen scheint. Er ist wirklich bei uns zum Besuch und empfiehlt sich Ihnen und seiner Frau Schwester de meliori. Er ist sehr groß und stark worden, und ein Beweis des letztern ist, daß er an dem kältesten Tage, den wir unter einigen sehr kalten seither gehabt haben, binnen 8 Stunden von Heindorf hieher geritten ist, ohne (außer einem halberfrorenen Ohr) irgend eine Ungemächlichkeit davon zu verspüren. Dieses und seine gute Anlage zu einem gesetzten, verständigen und rechtschaffenen Charakter gibt mir die beste Hoffnung, daß ein braver Mann aus ihm werden, und daß es ihm noch dereinst wohl gehen werde.

„Wenn meine Reise zu Ihnen im Jahr 1795 noch zu Stande kommt, so bringe ich Ihnen meinen ältesten Sohn Ludwig mit und gebe ihn unter Ihre Leitung und Ihren Schutz. Auch er verspricht in seiner Art und auf eine andere Manier, als Karl, viel Gutes. Nur was aus dem leichtsinnigen, gutherzigen, aber omnimodo unbestimmten Wilhelm werden soll, setzt mich noch in Verlegenheit, da sich bis jetzt noch kein Fach, worein er paßt, zeigen will. Er ist freilich noch sehr jung, und wir leben also der Hoffnung, es werde sich auch für ihn noch ein Platz-

chen in der Welt finden, wo er sich und Andern zu etwas Nutz wird seyn können.

„Meine äußere Lage wissen Sie. Sie ist erträglich, weil ich sie ertragen kann, und ich kann sie ertragen a) weil ich eines von den Wesen bin, die beinahe in allen Klimaten fortkommen, und b) weil ich in Meinem Hause glücklich bin. Das ist alles, was sich von der Sache sagen läßt.

„Unserer lieben Sophie bin ich nun zwei Briefe schuldig, einen für mich selbst und einen für die Mama, welcher der letzthin erhaltene Brief groſses Vergnügen gemacht hat. Ich muß aber um Geduld bitten. Ich bin der ganzen Welt Briefe schuldig. — — —

„Nun ist's Zeit zu schließen. Empfangen Sie nochmals, lieber Reinhold, meinen innigsten Dank für Ihren kostbaren, herrlichen Brief — über den ich noch so viel mit Ihnen schwatzen möchte — aber von dem ich jede Zeile in meinem Herzen bewahre.

„Die Mama umarmt und segnet Sie, unsre liebste Sophie und unsre lieben Enkel aus der Fülle ihres mütterlichen Herzens. Besonders nehmen wir innigsten Antheil an Ihrer Freude über den guten Fortgang, welchen Karolinchen unter den Augen ihrer vortrefflichen Pflegemutter in Hamburg macht. Was müßte unser Luischen unter der Leitung einer Rudolphi werden! Aber es ist mir in meinem Alter nicht zuzumuthen, daß ich mich der täglichen Freude beraube, die mir dieses gutartige Kind, das

völlige Nachbild ihrer Mutter, macht. — Und nun, liebster Sohn, liebste Tochter, lebet wohl! Mein und Eurer Mutter bester Segen begleitet Euch in das Jahr 95. Immer Ihr zärtlichst ergebener Vater Wieland."

Auch seine übrigen erwachsenen Töchter hatte er die Freude an würdige Männer glücklich verheirathet zu sehen; seine Karoline an den Prediger Schorcht; seine Amalie an den Prediger Liebeskind, den Verfasser der Palmblätter und Mitarbeiter an den von Wieland herausgegebenen Dschinnistan; seine Julie an den Kammerrath Stichling in Weimar.

Seine Tochter Charlotte war im Jahre 1794 mit Baggesen und dessen Gattin in die Schweiz gereiset. Mit welchem Entzücken empfing er die Nachricht von ihrer Rückkehr! Wie voller Zärtlichkeit ist seine Antwort darauf! „Die Freude und den Jubel — so schrieb er — hättest Du sehen sollen, welche Dein heute Morgen um acht Uhr angekommener Brief vom 29. Oktober verursacht hat. Kaum hatte ich, indem ich den Brief der Mama vorlas, worin Du mir Deine noch in diesem Jahre erfolgende Zurückkunft meldest, ausgesprochen, so flog Julchen vor Freude zur Stube hinaus, und rannte in das Hinterhaus, um ihren ältern Schwestern die so unverhoffte und eben darum doppelt erfreuliche Nachricht

zu verkündigen. Die gute Mama, die sonst nicht so leicht außer Fassung zu bringen ist, zitterte vor Freude, und ich selbst bin so bewegt, daß ich noch keinen ruhigen Buchstaben aufs Papier setzen kann. Heil und Dank dem guten Prinzen von Augustenburg, der uns durch die Zurückberufung unsers lieben Baggesen diese Wonne bereitet hat. — Ich kann Dir, mein trautes liebes Töchterchen jetzt nicht weiter schreiben, als daß wir von diesem 7. November an die Tage, die Dich noch von uns trennen, einen nach dem andern zählen, und uns jede Nacht desto vergnügter schlafen legen werden, weil wir um einen Tag weniger zu zählen haben. Alles, warum ich Dich jetzt inständig bitte, ist, mir, wenn die Reise wirklich angetreten seyn wird, von Nürnberg aus zu schreiben, welchen Tag ihr ungefähr bei uns eintreffen werdet, damit wir uns gegen die Folgen einer Ueberraschung präkaviren können, die weder die Mama noch meine schwachen Nerven ertragen könnten. O! gewiß, liebstes Lottchen, wirst Du glücklich bei uns seyn, wenn die Liebe Deiner Eltern und Geschwister hinlänglich ist, Dir die Trennung von so äußerst liebenswürdigen und gütigen Freunden und das Scheiden aus einem so schönen Lande erträglich zu machen. Gewiß werden wir es an nichts fehlen lassen, Deine guten Vorsätze, die Du in Deinem schönen Brief an die Mama so herzlich und so rührend ausgedrückt hast, aufzumuntern und zu unterstützen! Auch wirst Du doch in

Weimar das Eine und Andere wieder finden, das Du in Bern nicht hattest, und womit Du als mit einem etwelchen Ersatz für das, was Du verlierst, vorlieb nehmen wirst. Ich habe keine Worte, Dir zu sagen, wie gerührt ich und Deine liebe Mutter über die Stärke der Ausdrücke sind, womit Du uns Deine Freude über unser baldiges Wiedersehen zu erkennen gibst, und wie innig wir diese Freude mit Dir theilen."

Die Zeit dieses Wiedersehens aber verzögerte sich durch Baggesens Anordnungen, und dies wurde die Veranlassung zu einer neuen großen Vaterfreude für Wieland. Man höre, wie er selbst seinem Freunde Göschen diese Ueberraschung des Schicksals berichtete.

Den 14. April 1795. „Mein Glaube an die Vorsehung ist durch die höchst unerwartete Begebenheit, welche dem Auffenthalt meiner guten Tochter Charlotte in der Schweiz gleichsam die Krone aufgesetzt hat, außerordentlich gestärkt worden. Wer hätte sich vorstellen sollen, daß sich so zu sagen in dem Augenblick, da sie aus der ihr so lieb gewordenen Schweiz auf ewig zu scheiden glaubte, ein Band knüpfen würde, welches das liebe Kind in kurzer Zeit wieder nach diesem Zürich, wo es ihm so wohl gefiel, zurückziehen und lebenslänglich daselbst festhalten würde? Lieber Freund Göschen, liebe Freundin Henriette! Freuen Sie Sich mit mir, Sie die so vielen warmen liebevollen Antheil an uns nehmen! Meine gute Charlotte, die ich oft mit stillem verhaltenen Kummer

Gm. 3449 14. IV. 1795

ansah, wenn ich dachte, was aus ihr unter den kalten Menschen, unter denen wir leben, dereinst werden sollte; — sie, die nur durch ihr Herz glücklich werden kann — wird nach ihren Herzen glücklich seyn, denn sie wird in einen kleinen Kreis höchst guter Menschen, in die biederste, Liebe und Eintracht volleste Familie versetzt. Wenn je eine Ehe im Himmel geschlossen war, so ist es gewiß diese, die sich auf eine beinahe wunderbare Art, und doch wieder so natürlich, durch die entschiedenste Sympathie der Herzen, Gemüthsart, Neigungen, Sitten — — zwischen dem Sohne Salomon Geßners, meines liebsten und einzigen Jugendfreundes, und einer Tochter seines Freundes Wieland geschlossen hat. — eine Verbindung, die in jedem Betracht so ganz nach den innersten Wünschen meines Herzens ist, daß ich nicht erwehren kann, dem schönen Wahn der vortreflichen Salomon Geßnerschen Wittwe Raum zu geben, und mit ihr zu glauben, daß der Geist meines verewigten Freundes selbst sie geknüpft habe. — Mehr und umständlicher mit Ihnen von diesem mir so angenehmen Ereigniß zu reden, gestattet mir diesmal die Zeit nicht, aber künftig, und wenn Heinrich Geßner (wie wir erwarten) gegen Anfang des Junius zu uns kommt, vielleicht mündlich ein Mehreres. Für itzt erlauben Sie mir nur noch, daß Sie mir für meinen künftigen Schwiegersohn, dem Sie (wie ich weiß) ohnehin schon gewogen sind, auch

ien Platz in Ihrem freund-
, dessen er durch das seinige
elchen er immer mehr und
wiß bestreben wird. — Ich
Herzen!"

„Ich kann Ihnen nicht aus-
das reine Verhältniß freut,
und meinem lieben Geßner
beide edle und gute Men-
ich nicht wohl fehlen, daß
elsweise erkennen mußten,
ihre immer fortdauernde
ß Ihres letzten Briefs hat
Ich rechne Ihre Liebe zu
s mir der Himmel hat zu
d erwiedere sie gewiß von

---

n fehlte es jedoch Wielanden
, ja nicht an Schmerz und
Stellen aus seinen Briefen
werden.

1 21. Jan. 1793. „Meine
Gott Lob! gerettet, und be-
ck, um sich wieder zu erho-
Familie, die eine Familie
Huschke hat ein Wunder

seiner Kunst an ihr gethan; doch kommt ein großer Theil des Verdienstes, sie mir erhalten zu haben, auf die Rechnung ihrer guten Schwester Karoline Schorcht, die mit der freiwilligsten Aufopferung sich entschloß, drei Wochen lang ihre Krankenwärterin zu seyn, und durch die äußerst sorgfältige, herzhafte und liebevolle Art, wie sie sich der Pflichten dieses beschwerlichen Amtes entledigte, nach dem Zeugniß des Arztes, sehr viel zu ihrer Genesung beigetragen hat. Der Himmel erhalte Ihnen, mein Freund, und mir alle die wir so sehr lieben, daß mit ihrem Tod ein Theil von uns Selbst ins Grab gelegt wird."

An Denselben. Den 31. Dec. 1793. — Auch trübe Tage kommen. — Einige Monate nach Schorchts Tode erkrankte auch mein dritter Schwiegersohn, der Pastor Liebeskind. — Seine Wiederherstellung ist kaum zu hoffen, — und nun liegt auch seine Frau, meine gute liebe Amalie tödtlich krank. Für einen Mann von 60 ist dies fast zu viel!"

Dies war die einzige Klage, die hierüber aus seinem Munde ging. Die verwittweten Töchter wurden nebst den Enkeln im Vaterhause mit offenen Armen empfangen, und der zärtliche Großvater rechnete den Zuwachs von Liebe sich als Gewinn an.

Wer einige idyllische Scenen aus Wielands häuslichem Leben lesen möchte, der wird Genüge finden in den Schilderungen, die Lütkemüller von einigen Spaziergängen der Wielandischen Familie geste-

fert hat *). Hier mögen nur die herzlichen Zeilen noch eine Stelle finden, die Wieland an Herders schrieb am Tage nach der Konfirmazion seines ältesten Sohnes. „Nur was das Herz unmittelbar zum Herzen reden kann, — schrieb er — kann Ihnen, theure verehrteste Freunde, die liebevollen, mir unschätzbaren Zeilen beantworten, die ich da, wo meine beste Habe ist, aufbewahren werde, so wie ihr Inhalt ewig in meinem Herzen bewahrt bleiben soll. Möge der Eindruck, den Ihr Wort und Geist, bester Herder, gestern auf meinen Ludwig gemacht, unauslöschlich seyn, und der Segen, den Sie auf ihn gelegt haben, ihn wie sein guter Engel immer umschweben! Seine gute Mutter wird Ihnen selbst für den seligen Genuß und die innigste Befriedigung danken, so Sie bei der gestrigen feierlichen Handlung ihrem Herzen gemacht haben. Ihre unverfälschte Seele hat jedes Wort so rein und lebendig aufgefaßt, und auch mir so viel als sie konnte davon mitgetheilt. Mein Herz ist zu voll zum Schreiben; nehmen Sie von neuem auf ewig den Schwur der heiligen unverbrüchlich treuen Freundschaft an von Ihrem Wieland."

---

*) Im Gesellschafter von Gubitz, worin vom Stück 175 an bis zum 186sten des Jahres 1826 eine treffliche Schilderung von Wielands Privatleben gegeben ist.

8.

Dem Haupte einer solchen Familie konnte es nirgend anders so wohl seyn, als im Schooße derselben. Wenn er aber hier ganz glücklich war, so verdiente dies Glück auch keiner mehr, als er, der so fest an dem hielt, was er auch in dieser Hinsicht als wahr erkannt hatte. Bereits im Jahre 1777 hatte er seinem Freunde geschrieben: „Es würde gar bald keine Ehen mehr geben, wenn wir in diesen unsern heillosen Tagen so weit hinaus denken wollten. Nur muß Herr George, wenn er häusliches Glück kosten will, auf die kleinen Freudchen der Eitelkeit und aufs ewige Reisen und Herumstreichen Verzicht thun, und statt dessen den Hausvatersinn anziehen. Weltsinn und Hausvatersinn können nicht beisammen stehen.“ Dieser Ueberzeugung gemäß war sein ganzes Hauswesen, sein ganzes Leben eingerichtet.

Von jeher waren seine Anforderungen an das Glück nur mäßig gewesen; aber weil er von den Gaben desselben einen weisen Gebrauch machte, so reichten sie hin zu seiner Befriedigung. In keiner Hinsicht war bei ihm etwas auf den Schein angelegt. Das Scheinenwollen erklärte er für die Thorheit der Thorheiten und für die reichste Quelle der Unzufriedenheit und des Mißmuthes von der einen, so wie des Neides und vieler Ränke von der andern

Seite; diesem sey es hauptsächlich zuzuschreiben, daß so wenige Menschen

— — wohl gelebt zu haben
Versichern, und vergnügt mit ihrem Antheil,
Vom Leben, wie ein Gast von einem Mahle,
Gesättigt aufstehen.

Nach Natur zu leben, war ihm Weisheit. Um diese zu beweisen, müsse man im Leben den Schein vom Wahren wohl zu unterscheiden wissen; wer dies gelernt habe, dem bewähre sich der Aristippische Grundsatz: das, was wir suchen, ist immer in unsrer Gewalt, es ist hier oder nirgend!

Diesem Grundsatze gemäß war Wielands Lebensweise eingerichtet, angemessen seiner Lage und seinen Umständen. Nie fand man bei ihm in Wohnung und Kleidung kostbaren Prunk, und nichts von allem, was den Schein von Reichthum oder Vornehmheit geben sollte; alles war bei ihm einfach und schlicht, aber auf mäßige Bequemlichkeit berechnet, und in allem die höchste Sauberkeit und Ordnung beobachtet. Eben so wenig war seine Tafel mit ausgesuchten Leckereien oder auch nur sehr reichlich besetzt, denn Ueppigkeit war ihm auch in dieser Hinsicht durchaus fremd, und die Genüglichkeit des mäßigen Genießers erstreckte sich auch auf die kleinen sokratischen thauenden Becher, die er so oft anpries. Luxusartikel fand man bei ihm wenige, und selbst diese wenigen

waren grossentheils Geschenke; sogar in Büchern und Kunstwerken liebte er keinen Luxus; kurz, erlaubte sich keine Verschwendung in irgend einer Art, weil sein Hausstand und seine eigne und der Seinigen Ruhe darunter hätte leiden müssen.

Seine Beschränkung artete aber nie in Kargheit aus, die ihn zu Lieblosigkeit hätte verführen können, wie man vielleicht zu Folge einer Anekdote argwöhnen möchte, die Herr Fischer dem Publikum aufgetischt hat, womit wir aber hier uns nicht unterbrechen wollen. Hätte er irgend eine Anlage zum Geize gehabt, so hätte eine besondere Liebhaberei ihn dazu verleiten können. Er hatte nämlich ein eignes Wohlgefallen an sehr reinen, blanken Münzen, und vorzüglich Goldstücken, und seine Freunde, die dieß wußten, machten sich das Vergnügen, ihm solche zuzustellen, die er denn gern ihnen umtauschte. Sein Wohlgefallen daran erstreckte sich aber nur darauf, daß er die schönen Stücke in seine Schatulle verschloß und bei Gelegenheit besah. Behalten konnte er sie doch nicht, und — er besah sie nur noch einmal mit Wohlgefallen, ehe er sie ausgab; etwas schwerer als andre Münze, aber doch ausgab. Wie hätte er sonst die 50 Dukaten an Gräf so leichten Muthes zurückgeschickt! — Er konnte sehr verdrüßlich werden, wenn man ihm eine Zahlung in Golde zugesagt hatte, und sie ihm in Silber leistete; aber nicht, weil er Gold gesammelt hätte, sondern weil ihm eine gehoffte Freude verloren ging.

Wie auch nicht die mindeste Spur von Habsucht oder Eigennutz in seiner Seele war, davon werden folgende Züge sprechen, die gewiß keines Zusatzes bedürfen, weil sie keinen Zweifel gestatten.

Mehrere Jahre waren bereits verstrichen, während deren er an der Neuen Ausgabe seiner Werke gearbeitet hatte, ohne mit Göschen, von welchem er inzwischen manche Summe bezogen, einen Kontrakt abgeschlossen zu haben. Erst am 17. April 1794 schrieb er diesem:

„Nun, liebster Freund, noch eine Bitte an Sie. Wollten Sie wol die Gefälligkeit für mich haben, und mir einen mit Bemerkung des Datums in forma probante gestellten Auszug der auf Abschlag des Honorars für die Sämmtlichen Werke seit einigen Jahren bereits an mich gezahlten Summen überschicken, damit ich gewiß sey, daß wir in unsrer Rechnung hierüber vollkommen zusammen stimmen. Ich muß gestehen, daß ich sonst, wie fast alle Meinesgleichen, im Buchhalten über Einnahme und Ausgabe nicht so exakt gewesen bin, als ich es seyn sollte. Nun aber; da ich 60 Jahre auf meinem Rücken habe und dem Zeitpunkt entgegen gehe, wo ein ehrlicher Mann sein Haus gerne bestellt haben mag und soll, habe ich beim Styx und bei der Wage der großen Nemesis geschworen, mich hierin gründlich zu bessern und alle meine Sachen in möglichster Ordnung zu führen: und bitte Sie also nochmals, in dieser Rücksicht meine obige Bitte statt

finden zu lassen. — — Aus dieser Ursache wäre es nun wol auch Zeit, daß unser vor etwa 2 Jahren schriftlich entworfener Akkord über meine S. W. vollends ins Reine und in die gehörige Form gebracht würde. Die Schuld, daß es nicht geschehen, liegt freilich bloß an mir; aber nicht an meinem Willen, sondern an Mangel an Muse und, aufrichtig gegen mich selbst zu seyn, auch an dem Umstand, daß ich nichts unwiderruflich zwischen uns festgestellt wissen wollte, bis ich erst hinlänglich gewiß wäre, daß Sie bei dieser großen Unternehmung vor Schaden gesichert seyen."

D. 8. Jan. 1795. „Sie sind zu gut, l. Göschen, da Sie Sich erbieten, mir, wofern ich es wünsche, noch ein Exemplar von der kostbaren Ausgabe zu geben. Das kann ich nicht annehmen, mein Bester! Aber wenn Sie meinem Reinhold ein Exemplar von der groß 8. Ausgabe in Meinem und Ihrem Namen zukommen lassen wollten, dadurch würden Sie mich sehr verbinden *)."

Als ihm, seiner Gesundheit wegen, der Genuß von Portwein war angerathen worden, erhielt er eine Sendung von Bremen, von welcher er erst späterhin erfuhr, daß sie von Göschen gekommen sey. Da schrieb er diesem: „Ich hatte einige Zeit vorher, ehe die Kiste mit Wein von Bremen aus an mich spedirt

*) Göschen sendete Reinholden die Quartausgabe, deren Annahme Wieland verweigert hatte.

wurde, meiner Freundin, der Frau Hofräthin Schopenhauer, auf ihr Anerbieten, aufgetragen, mir von einem Bremischen Weinhändler, den sie mir anrühmte, Proben von Portwein und Madera zu verschreiben. Wie nun die Kiste anlangte, wunderte ich mich zwar nicht wenig, daß sie weder mit einem Avisbriefe versehen, noch auf dem Frachtzettel der Name des Einsenders bemerkt war, zweifelte aber nicht, daß eine vielleicht zufällig aufgehaltene oder verspätete Benachrichtigung mir in Kurzem Licht über die Sache geben würde. Da aber in mehreren Posttagen kein Avis ankam, und Mad. Schopenhauer den ganzen Sommer über abwesend war: ließ ich endlich die Kiste aufmachen, und fand darin 20 Flaschen Portwein und 4 kleinere, mit einem Nektar angefüllt, dessen unbeschreiblich angenehmer und alle Nerven belebender Wohlgeruch mich, nach kurzen Zweifeln, noch vor dem Kosten überzeugte, daß es kein anderer als ein höchst vortrefflicher, uralter, und nirgends als in dem berühmten Rathskeller der Stadt Bremen existirender Rheinwein seyn könne. Inzwischen war mir meine erste vorbesagte Vermuthung, je mehr ich sie überlegte, immer unwahrscheinlicher geworden. Natürlich entstand also die Frage, wer denn der anonyme Bonifacius seyn könne, der mir durch eine so verbindliche Ueberraschung habe Freude machen wollen? Nun fiel, eben so natürlich, meine erste Vermuthung auf meinen Freund Göschen, mit welchem ich mich

erinnerte, davon gesprochen zu haben, wie wohlthätig ein guter ächter Portwein meiner Gesundheit sey. — — Es ist doch wirklich eine sonderbare Eigenheit in meiner Lebensgeschichte, daß alle Ueberraschungen, womit meine Freunde mir Vergnügen zu machen gedachten, immer diesen Zweck verfehlten. Dies kann und soll indessen nicht so ausgelegt werden, als ob ich die Freundschaft, so Sie mir dadurch bewiesen, nicht mit dem wärmsten Dank erkenne: nur werden Sie mir erlauben, daß ich den übersandten sehr guten Portwein nicht als ein Geschenk — was mit unsern Verhältnissen nicht vereinbar ist — sondern bloß als eine mir erwiesene Gefälligkeit annehme, und in dieser Hinsicht für die zwei bewußten Werkchen zusammengenommen nicht mehr als 200 Thaler Honorar begehre, noch annehmen werde: und was die Zahlung derselben betrifft, so ist nicht mehr als billig, daß die Bewerkstelligung derselben in einer so fatalen Zeit wie die gegenwärtige vielmehr von Ihrer Konvenienz als von der meinigen abhängen müsse."

Noch mancher Zug dieser Art könnte angeführt werden, wenn nicht diese schon hinlänglich bewiesen, wie von Eigennutz, Habsucht oder Geiz auch nicht die kleinste Spur bei ihm zu finden war. Dieß ließ sich ohnehin schon von dem erwarten, der, wie gesagt, auf den Erwerb sich nur wie ein Dichter, d. i. schlecht verstand. Dagegen hatte er aber nicht jene poetische Sorglosigkeit, welche, der Zukunft gänzlich uneinge-

denk, den Genuß des Lebens nur auf die Gegenwart beschränkt. So schlecht wie auf das Erwerben, verstand er sich nicht auf das Erhalten des Erworbenen; er war sparsam, um seine hausväterlichen Pflichten desto gewisser zu erfüllen, und zu rechter Zeit theils wohlthätig seyn, theils auf die liberalste Weise Gastfreundschaft üben zu können. Was man ein Haus machen zu nennen pflegt, das machte er nie — aus Häuslichkeit; aber stets wurden seine Freunde mit offenen Armen und der freudigsten Gastlichkeit in demselben empfangen; und wie in seiner Jugend Bodmer Wohnung und Tisch mit ihm getheilt hatte, so theilte er sie gern wieder mit mehr als Einem jungen Manne. Da, wo Geist und Herz dazu aufforderten, nicht helfen zu können, theils weil seine Umstände es ihm nicht gestatteten, theils weil auch manchem, wie achtungswerth er immer seyn mochte, doch nicht zu helfen war, weil seine eigne Individualität entgegenstand, war ihm allezeit peinlich.

Von diesem Letzteren mag folgender Brief zeugen, den er an Amand Berghofer, diesem an Gesinnung und Schicksal Rousseau so ähnlichen Mann, schrieb *).

*) S. Hofschen und ländliches Heimweh. Eine Biographie. Hamb. 1818. In der Vorrede S. X. wird von Berghofer gesagt: „Wielands Briefe wurden nebst mehreren ihn gerichtlich weggenommenen Schriften — mit Absicht vielleicht — im

„Die einzige Stunde, die ich in meinem Leben mit Ihnen zugebracht habe, mein bester Berghofer! hat mir eine Erinnerung von Ihnen zurückgelassen, die nur mit meinem Leben erlöschen wird. Sie haben meine ganze Hochachtung. Sie würdigen mich Ihres Vertrauens. Ihr Schicksal ist noch immer, wie es war — und ich kann nichts für Sie, als was ich schon gethan habe, und was allem Ansehen nach zu nichts geholfen hat, — der Welt sagen, was ich von dem Manne denke, den sie verkennt, der aber freilich auch, zu seinem Unglück, so wenig für sie paßt, als sie für ihn. Mein Herz ist so zusammengedrückt, so oft ich an Sie denke. — Können Sie sich an gemaltem Feuer wärmen? Was hilft Ihnen meine Liebe, die nur schreiben, nur reden kann? — Ich soll Sie von der großen Welt, von der unseligen Glückmacherei wieder wegziehen, verlangen Sie? Wie kann ich das, lieber Berghofer? — Hätte ich nur den 150sten Theil der Einkünfte des Fürsten von Lichtenstein, dann könnte ich es, und wahrlich! dann hätte ich nicht bis jetzt gewartet, Ihnen mit meiner Bitte zuvorzukommen. Und doch — wer weiß es, ob Sie

---

Kanzleiwust begraben.“ Zur näheren Kenntniß Berghofers dient: Amand Berghofers literarisches Vermächtniß an seinen Sohn Ludwig. In drei (kleinen) Bänden. Hamb. 1818. — Wielands Erklärung über ihn kann ich nicht nachweisen.

diese Art von Unabhängigkeit selbst von einem Freunde annehmen würden.

„In meinen Umständen ist das einzige Sort, das ich Ihnen anbieten könnte — Ihres Herzens vielleicht nicht unwürdig, aber gleichwohl in jeder anderen Betrachtung eben so wenig für Sie schicklich, als ich mich entschliessen kann, es Ihnen anzubieten. — Oder sollte ich es wagen dürfen, einem Manne wie Sie, mit dieser Ihnen zur Natur gewordenen Stimmung, mit dieser tiefen Abneigung vor jedem Zwange, diesem melancholischen Ernst der Sele, dieser Ungeschmeidigkeit, dieser mit einem Worte so ganz Rousseauischen Art von Individualität, sollt' ich es wagen können, einem solchen Manne anzubieten, ein Mitglied einer zahlreichen Familie zu werden, und in einem Hause, wo schon erwachsene Töchter dem Herzen eines Mannes von Gefühl bei täglichem Umgange nicht gleichgültig bleiben könnten, die Aufsicht über vier Knaben, wovon der älteste kaum 6 Jahre hat, und einen Theil ihrer Erziehung auf sich zu nehmen? — So glücklich ich meine Kinder halten würde, von Ihnen geleitet und entwickelt zu werden, so sehr fühle und erkenne ich, daß ein Engagement dieser Art (zumal da es doch nicht in meiner Gewalt stände, Ihnen ein festes und glückliches Sort für Ihr ganzes Leben zu versichern,) keine Sache für Sie ist.

„Also, liebster Berghofer! nehmen Sie, ich beschwöre Sie, die Welt, wie sie ist, und entschliessen

Sie sich ein für allemal zu so viel Geschmeidigkeit, als vonnöthen ist, nicht um Ihr Glück zu machen, (denn ich denke nicht, daß Sie die Anlage dazu haben,) sondern nur um gegen Wind und Wetter irgend unter ein kleines, sichres Dach zu kommen. Wenn Sie das in Wien nicht finden können, so weiß ich kein Land in der Welt, wo Sie es suchen könnten, es müßte nur in Nordamerika seyn. — Kann ich indessen irgend etwas zu Ihrer Ruhe oder Ihren Absichten beitragen, so sagen Sie mirs unverholen. Immer werde ich mirs zur Ehre schätzen, Sie vor der ganzen Welt als meinen Freund, und als einen der besten Menschen, die ich kenne, anzuerkennen, und als der Ihrige von Ihnen anerkannt zu werden.

Weimar d. 29. Sept. 1783. Wieland.

N. S. Ihren Brief, der vom 13. Juni datirt ist, hab' ich, nebst den Büchern, erst zu Anfang dieses Monats erhalten. Ich danke Ihnen sehr für Ihr freundschaftliches Geschenk. Aber, aber — was für eine Captatio benevolentiae ist der Ton Ihrer meisten Aufsätze für die große Wienerwelt! Wie soll diese einen Diogen-Epiktet-Rousseau verstehen; und wenn sie ihn nicht verstehen kann, ertragen können?"

Für Berghofer war es freilich nicht möglich, Wielands wohlgemeinten Rath zu befolgen; er fand aber auch nie, was er suchte; und der Verfasser eines Aufsatzes im Wiener Mode-Journal: der österreichische

Rousseau überschrieben, mußte noch im Jahre 1806 von ihm erklären: „Solche Menschen finden selten eine ruhige Stätte, wenn sie sichs gleich manchmal träumen." —

Eben so willig als sein Haus öffnete Wieland auch seine Kasse, um zu helfen, wozu ihm nicht selten der Merkur Gelegenheit gab, der auch aus diesem Grunde für ihn keine solche Goldgrube werden konnte, wie er es für einen engherzigen Filz hätte werden können. Wieland gab vielmehr öfters, um ein aufkeimendes Talent zu unterstützen, ein größeres Honorar für manche Beiträge, als er selbst erhielt, ja er bezahlte sogar manches Manuskript, welches er nie abdrucken ließ. Ein Beispiel hievon liefert folgender Brief.

D. 15. März 1796. „Werden Sie nicht ungehalten, liebster Göschen, daß ich Ihnen schon wieder mit Aufträgen und Bitten lästig falle. Ich habe gestern von einem sonderbaren und sich mir nie recht zu erkennen gebenden Menschen, der das Talent hat ziemlich schöne Verse zu machen und sich Uffo von Wildingen nennt, einen etwas kläglichen Brief, vom 5. März datirt, erhalten, worin er sehr dringend ansucht, daß ich ihm das Honorar, so ich ihm für 2 bis 3 Bogen Verse, (die ich schon ziemlich lange von ihm für den Merkur erhalten habe) zugedacht hätte, so bald als möglich zukommen lassen möchte. Ich sehe aus seinem Briefchen, daß ihm dieser Schritt mächtig sauer ankam; ich gestehe aber, daß ich ihm diese De-

müthigung mit allem Fleiß nicht ersparen wollte, weil die albernstolze Art, womit er sich meiner schon vor mehreren Monaten an ihn ergangenen Bitte, sich mir offenherzig zu entdecken, entzogen hatte, eine kleine Züchtigung verdiente. Aber nun ist er hinlänglich gestraft, und ich kann ihn nicht länger schmachten lassen. Ich bitte Sie also die Güte zu haben, und ihm gegen eine Anweisung, die er Ihnen präsentiren wird, 25 Rthlr. auszuzahlen, und mir solche von den 800 Rthlr., die ich auf nächstkünftige Pfingsten von Ihnen zu gewarten habe, abzuziehen. Da die Summe unerheblich ist, so glaubte ich Ihre Gefälligkeit durch diese Art den Hrn. von Wildingen zu befriedigen, wodurch ich mir oder ihm das Porto erspare, nicht zu sehr zu mißbrauchen. Sie sollen aber gleichwohl von nun an mit keiner solchen Vorauszahlung vor dem bestimmten Termin heimgesucht werden."

Unmittelbar darauf schrieb Wieland: „Vor allem danke ich Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit, meine Bitte wegen des sogenannten Uffo von Wildingen Statt finden zu lassen. Mich ahnete, daß es mit diesem Menschen nicht richtig sey *), — aber wozu brauchte er sich vor mir zu verbergen? Ich nehme mir vor,

*) Der unter dem Namen Uffo v. Wildingen bei Wieland sich einführende Dichter war der älteste Sohn eines Leipziger Advokaten Z. — Garve's Briefe an eine Freundin waren an die Mutter des jungen Z. geschrieben.

er soll der Letzte seiner Gattung gewesen seyn, von dem ich mich anführen ließ: ob ich diesen Vorsatz werde halten können, ist eine andere Frage."

Die Sparsamkeit, welche sich Wieland aus Hausvatersinn zum Gesetz gemacht hatte, war auch ein Hauptgrund ihn von Reisen abzuhalten, wiewohl hierauf eine gewisse hausväterliche Gemächlichkeit auch einigen Einfluß haben konnte. Mit Recht sagte er von sich, daß für einen Menschen, der so selten aus seinem Schneckenhäuschen herauskrieche, eine Reise von 20 Meilen eine Epoche sey. Indeß machte er doch während seines Lebens in Weimar einige Reisen, die wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen dürfen, weil auch sie uns manchen Zug zu seinem Gemälde liefern.

9.

Von Weimar aus war die erste Reise, welche Wieland machte, im Frühjahr 1775 zu seinem Gleim nach Halberstadt, die er vier Jahre lang sich vorgesetzt, aber nie zu Stande gebracht hatte. Als es endlich zur Ausführung kam, schrieb er seinem Freunde: „Der bloße Gedanke an diese Reise macht mich und meine Frau wie neugeboren. Unser Herz, unser Kopf, unser Blut und unsre Nerven haben aller der

mannichfaltigen Arten von Erschütterung vonnöthen, die uns diese Reise geben wird. Andre Luft, tausend neue Gegenstände, das Schauspiel der neu auflebenden Natur um uns her, und — was für uns wahres Elysium seyn wird, die offenen Arme unsers Gleims, unsrer lieben, seelen= und anmuthvollen Gleminde, — sein Haus, sein Musentempel, sein kleines Sanssouci, und die inertes horae im Schooße der Freundschaft und der Musen, — wie wohl, wie wohl wird uns dies alles zu Leib und Seele bekommen!" Gegen Ende des Mai war er zurückgekehrt, und schrieb: „Da sind wir nun wieder zu Weimar, haben unser gutes Mütterchen, haben unsre Kinder wieder gefunden und das ganze Haus mit Besen gekehrt, und alles zu unserm Empfang bereitet, und große Freude auf beiden Seiten, — und nun sitzen wir da, und erzählen einander unsern langen zwölftägigen Wonnetraum von Gleim und Gleminde, von Freundschaft und Seligkeit, von Halladat und Sapphischen Liedern, von Spiegelbergen und Nonnenparadiesen, und von dem kleinen Sanssouci, wo es unserm Gleim so selten so gut wird, sich aller soucis, die ihn plagen, zu entschütten, — und wundern uns, wie aus diesen zwölf seligen Tagen ein einziger Augenblick worden ist."

Einige sehr kleine Ausflüge, zum Theil mit Göthe, abgerechnet, machte er seine nächste Reise erst im Jahre 1777 nach Mannheim, um daselbst der Aufführung seiner Rosamunde beizuwohnen, die man mit

fürstlicher Pracht vorbereitet hatte. Er hatte die Versicherung erhalten, seine Freundin Sophie Laroche und seinen Freund Fritz Jacobi dort zu finden, und war über alles dies in großer Freude. „Ich glaube, schrieb er seiner Freundin, Rosamunde wird Ihnen großes Vergnügen machen, — nicht als ob ich glaubte, was ich dabei gethan habe, sey ein großes Werk; sondern weil ich glaube, Sie werden in Ihrem Leben nie in solchem Grad erfahren haben, was die Magie der Musik ist, als in dieser Oper. Mein ganzes Verdienst bei dieser Sache ist, daß ich einige schöne Arien gemacht und Schweizern Gelegenheit gegeben habe, sein ganzes Genie zu deployiren. Sie werden alle ihre Nerven vonnöthen haben, um die Scene, wo die Königin mit Gift und Dolch zu Rosamunden kommt, auszuhalten, — und in zwei oder drei andern Scenen werden Sie im Elysium zu seyn glauben. — Kurz, ich freue mich selbst auf meine Reise nach Mannheim, wie meine Kinder auf den heiligen Christ, — der Himmel gebe nur, daß nichts Fatales dazwischen komme! Es ist mir nun wieder so lange wohl und nach Herzenswunsch gegangen, daß ich mich ein Bißchen vor der Waage fürchte, worin uns Freuden und Leiden zugewogen werden.“ — — „Unsre Zusammenkunft in Mannheim, aus Gelegenheit einer teutschen Oper, von meiner und Schweizers Façon, auf dem Kurfürstlichen Opertheater, unter der Direktion eines Italieners (Savioli) aufgeführt

ist mir noch immer wie ein Feenmährchen. Indessen soll sie doch eine von den Wirklichkeiten seyn, die kein Dichter zu dichten wagen dürfte."

So reisete er, der schönsten Erwartungen voll, am 13. December von Weimar ab, und gelangte, nach einem viertägigen Aufenthalt im Hause von Göthe's Eltern zu Frankfurt, am 21. December in Mannheim an. „Ich bin, schrieb er, um so lieber da, weil das Ganze mit allen seinen Theilen eine Art von Neuheit für mich hat, und gleichwohl 3 bis 4 Wochen hinlänglich scheinen, damit fertig zu werden. Die Bekanntschaft mit Madame Wendling, die meine Rosamund seyn wird, und die Stunde, worin sie mir ihre Rolle zum erstenmal vorsang und voragirte, gehört unter das Angenehmste meines Lebens. Ihre Art zu singen übertrifft alles, was ich jemals, selbst von der berühmten Mara, gehört habe. Dies allein ist wahrer Gesang — Sprache der Seele und des Herzens, jeder Ton lebendiger Ausdruck des reinsten innigsten Gefühls; der ganze Gesang eine fortwällende Schönheitslinie."

Den 26. Dec. „Mein hiesiger Aufenthalt wird immer interessanter. Der Kurfürst hat mich mit seiner ihm eigenen Leutseligkeit empfangen. Man empressirt sich mich zu haben, und jeder Tag ist mit etwas bezeichnet, das mir die Wiedererinnerung desselben angenehm macht. — Mit Rosamund wird's allem Anschein nach sehr gut gehen, wenn uns nur

die Krankheit des Kurfürsten von Baiern die Freude nicht zernichtet. Diese Ungewißheit ist itzt das Einzige, was einen Schatten auf meine Zufriedenheit wirft."

Seine früher geäußerte Besorgniß, daß dem bisher zu Glücklichen nun bald etwas Fatales begegnen möchte, sollte nicht grundlos gewesen seyn, denn am 30. December starb der Kurfürst von Baiern Maximilian Joseph, dessen Nachfolger der Kurfürst von der Pfalz Karl Theodor wurde. Dieses veränderte zu Mannheim die ganze Gestalt der Dinge, und Wieland schrieb darüber am 5. Jannar 1778: „Dem hiesigen Publiko und mir selbst hat der Tod Maximilian Josephs einen großen Spaß verdorben. Meine Rosamunde sollte den 11ten dieses zum erstenmal gegeben, und das Karnaval durch achtmal wiederholt werden. Alle Anscheinungen versprachen mir einen so großen Succeß, als vielleicht jemals ein Singspiel gehabt hat, als der Tod des Kurfürsten von Baiern auf einmal eine Veränderung des Schauplatzes hervorbrachte, deren lugubre Dekorazionen die meinigen verdrängen mußten. Ich reise nun, übrigens mit meinem hiesigen Aufenthalt höchst vergnügt, den 8ten dieses wieder nach meinem lieben Weimar. Ich habe hier viel Merkwürdiges gesehen und gehört, und besonders unter den Tonkünstlern und Malern verschiedene Subjekte kennen gelernt, die ich für einzig in

ihrer Art halte, und um derentwillen Mannheim mir immer interessant bleiben wird."

Unter die fehlgeschlagenen Hoffnungen gehörten auch die auf die Ankunft seiner Freundin und seines Freundes. Dagegen erhielt er einen reichen Ersatz durch seinen Aufenthalt im Göthe'schen Hause zu Frankfurt. „In Göthe's Hause, schrieb er, war ich vier Tage lang glücklicher, als ich Ihnen sagen kann." Er befand sich daselbst umgeben von Göthe's ganzer ehemaliger Gesellschaft, Merk nicht ausgenommen, und Frauen und Mädchen versammelten sich hier um seinetwillen. Bei weitem am interessantesten war ihm Göthe's Mutter selbst, die ihm das Haus so heimisch gemacht hatte, daß er seiner Freundin Laroche schrieb: „Sagen Sie mir nur, wenn Sie einmal wieder nach Frankfurt gehen, und wofern ich's nur irgend möglich machen kann, so komm' ich auch hin. Denn zwischen der Mutter Göthe und mir hat sich eine solche Freundschaft angesetzt, daß ich mir einbilden kann ich habe ein Haus in Frankfurt. Auch habe ich den Freund Bölling gar herzlich lieb gewonnen." Ziemlich ein Jahr nach seinem Aufenthalte in Frankfurt war Merk wieder dort gewesen, und hatte einen Brief an Wieland mit den Erinnerungen an das vorige Jahr unvollendet zurück gelassen. Diesen sendete Mutter Göthe an ihn ab, und hatte selbst folgende Zeilen hinzugefügt: „Lieber Sohn! Merk war 3 Tage bey uns, da Er fort ist suche ich im

chen Abenteuers bewogen werden könnte; aber für diesesmal würde es für mich eine Reise ohne Zweck gewesen seyn; denn der einzige Beweggrund für mein Herz, Sie, liebste Sophie, und meine übrigen wenigen Freunde in der dortigen Gegend, besonders den Herrn Baron v. Dieden und Herrn Baron Großschlag und ihre Gemahlinnen so zu sehen, wie ich sie zu sehen wünsche, würde unter dem unendlichen Getümmel und Gewimmel einer Kaiserwahl und Krönung nicht Statt gefunden haben: und alles übrige, was so viele Neugierige zum Anschauen solcher ungewöhnlichen Scenen anlockt, hat für mich so gar keinen Reiz, daß ich, um es zu sehen, nicht von hier nach Erfurt reisen würde."

Die Herausgabe des Merkur nöthigte ihn ebenfalls von dem Unternehmen einer Reise abzustehen; denn, sollte die pünktliche Beobachtung im Erscheinen der Monatsstücke nicht unterbrochen werden, so erforderte jede Reise, bevor sie angetreten wurde, große Anstrengungen, und mußte, wenn sie vollendet war, mit nicht geringeren Anstrengungen gleichsam gebüßt werden. So verflossen denn viele Jahre, ohne daß er den Entschluß zu einer Reise wieder fassen konnte. Erst im Julius des Jahres 1794 kam ein solcher Entschuß bei ihm zur Reise, und er schrieb darüber an Göschen:

„Meine Entschließung in diesem Sommer nach Dresden zu gehen, steht fest, und das Verlangen

Sie, mein liebster Göschen, bei dieser Gelegenheit zu besuchen, ist bei mir kein schwächerer Beweggrund, als das Bedürfniß meiner Gesundheit und der Hunger und Durst meiner Kunstliebe nach den Schätzen der Dresdner Galerie. Mit herzlichem Dank nehme ich also Ihre gütige Einladung an, und es ist ganz in meinen Plan, einige Tage mit Ihnen NB. in möglichsten Incognito zu Leipzig zuzubringen. Nur muß meine gute Frau, leider! wegen allerlei häuslichen Verhältnissen und Umständen, diesmal wenigstens auf ihren unmittelbaren Antheil an den bevorstehenden Vergnügen Verzicht thun, und Sie werden also mit mir allein vorlieb nehmen müssen. Ich weiß nicht warum Frau Fama so grillenhaft ist, sich schon im Voraus mit einer so unbedeutenden Sache, als meine Excursion nach Dresden ist, so viel zu thun zu machen, Indessen ist meine Meinung gar nicht, mich in Dresden aller, die etwa Beschlag auf mich nehmen sollten, Preis zu geben. Weder meine Gesundheit und die Diät, die ich bei meinen Jahren bei einer äußerst zarten und reitzbaren Konstituzion zu beobachten habe, noch meine Absicht, die Anwesenheit unsers Meyers in Dresden zu verständiger Besehung der dortigen herrlichen Gemählde Sammlung möglichst zu benutzen, könnte sich mit vielen Aufwartungen, Besuchen, Diners und Soupees vertragen, und ich wollte die Reise dorthin lieber ganz aufgeben, als die Freiheit, auch in Dresden (wo

freilich keine Freiheitsbäume so leicht Wurzel fassen können), nach meinem eignen Sinn und Willen zu leben.

Von den gelehrten Herrn, mit denen ich vielleicht zu reisen voraus meldete, machen Sie sich eine gar zu große Idee. Weder G. noch H. sind darunter gemeint, so sehr ich mich auch glücklich schätzen würde, in Gesellschaft dieser beiden in ihrer Art einzigen Männer nicht nur eine Reise nach Dresden, sondern wo möglich, durch die ganze Welt zu machen. Meine Meinung war ehemals, noch 3 Gefährten zusammenzubringen, um selbst desto bequemer und angenehmer zu reisen. Aber es will sich, sobald es Ernst werden will, nirgends fügen, und so werde ich wohl am Ende mich entweder mit meinem Geisel ganz allein auf den Weg machen müssen, oder (was auch noch nicht gewiß ist) nur den Hrn. Major v. Knebel zum Gefährten haben. Auf allen Fall lasse ich mich durch Nichts von dem Vorhaben abhalten, etliche Tage bei und mit Ihnen zu leben, und wenn ich in Ihrer Gesellschaft nach Dresden fahren kann, so wird mirs desto angenehmer seyn.

Inzwischen kann ich Ihnen von der eigentlichen Zeit meiner Ankunft bei Ihnen noch nichts bestimmtes melden, und wenn ich es auch könnte, so würde mich gerade der Beweggrund („weil, wie Sie mir sagen, alle Welt nach mir fragt, davon abhalten. Denn, wie gesagt, ich will blos für Sie und

Ihre Freunde vom engern Ausschuß leben. Ihnen aber, mein Bester, kann ich gleichwohl sub rosa ins Ohr flüstern, daß ich in der letzten Woche dieses Monats (wenn keine physische Unmöglichkeit eintritt) bei Ihnen zu seyn gedenke. Den eigentlichen Tag sollen Sie noch zur rechten Zeit von mir erfahren, wiewohl ich mir als eine sehr ernstlich gemeinte Bedingung und bei unsrer Freundschaft! von Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Gattin ausbitte, doch ja keine Umstände zu machen mit mir, sondern mich als einen alten, zu Ihrem Hause gehörigen Freund zu behandeln, dem das Vergnügen bei Ihnen und von Ihnen geliebt zu seyn über alle Tractamente und Lustbarkeiten ist. Ich werde abgerufen, und muß also auf einmal abbrechen. — Leben Sie wohl, lieber Göschen. Ewig der Ihrige

Wieland."

Wieland machte diese Reise in Begleitung seiner Gattin bis Leipzig, wo diese zurückblieb, während er in Begleitung Göschens seine Reise nach Dresden fortsetzte, wo er sehr genußreiche Tage verlebte. Selbst daß er nicht so ganz zurückgezogen und auf bloßen Kunst- und Naturgenuß beschränkt dort leben konnte, wie es sein Wunsch gewesen, fand er nicht Ursache zu bereuen, weil er manche ihm sehr interessante Bekanntschaft machte. Auch daß er es nicht hatte vermeiden können, in Pillnitz dem damaligen Kurfürsten vorgestellt zu werden, war ihm nachher

sehr lieb, weil er nicht ohne sehr erhöhte Achtung von diesem Fürsten schied. Nach ihrer Rückkehr nach Leipzig veranstaltete Göschen ihm jene Feier, von welcher wir früher gelesen haben.

Wäre es Wielanden darum zu thun gewesen, sich gefeiert zu sehen, so würde er durch Reisen seinen Zweck am sichersten erreicht haben; allein er war in der That kein Freund davon, und ging jeder Gelegenheit dazu geflissentlich aus dem Wege. Gleichwohl konnte er nicht vermeiden, daß nicht die letzte Reise, die er unternahm, einer Art von Triumphzug geglichen hätte. Die Verheirathung seiner Tochter nach der Schweiz hatte ihn mit dem Gedanken vertraut gemacht, das geliebte Land seiner Jugend noch einmal als Greis zu besuchen und schon im Jahre 1795, in welchem — wie er an Geßners Mutter schrieb — zu Belvedere „Herder an das schöne Band, das unsre geliebten Kinder zusammenschlingt, den heiligen Knoten, den nur der Tod auflösen kann, knüpfte," wurde der Plan zu dieser Reise entworfen und das Versprechen dazu gegeben, und im Januar 1796 schrieb er derselben: „Das Jahr ist nun eingetreten, meine theure Schwester und Freundin, welches uns zusammenbringen und dadurch einen der angelegensten Wünsche meines Herzens, einen der lieblichsten Träume meiner Phantasie erfüllen soll."

Alle Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich der Ausführung entgegen stellten, besonders daß er auf

sechs Monate hinaus nicht nur den Merkur, sondern auch die ununterbrochene Fortsetzung des Druckes seiner Werke besorgt haben mußte, — überwand er mit dem beharrlichsten Eifer. Sechs Monate hatte er zu dieser Reise bestimmt, „von welcher ich — so schrieb er — für meinen innern und äußern Menschen mir viel Gutes verspreche. Gearbeitet wird freilich diesen Sommer nicht viel werden, aber desto mehr eingesammelt." Wie nothwendig ihm damals Erholung gewesen, mag man aus folgenden Zeilen beurtheilen, die er in der Mitte des März an Göschen schrieb. „Mit meiner Reise nach der Schweiz ists eben noch nicht ganz richtig, wiewohl ich von meinen guten Kindern unfehlbar erwartet werde. Es würde mich sehr schmerzen ihre Erwartung zu betrügen: aber man spricht und schreibt so viel von der Unsicherheit der Landstraßen in Franken und Schwaben, wo zahlreiche Räuberbanden sich eingenistet haben sollen, daß ich in der That nicht weiß, ob ich recht daran thun werde, eine so gefährliche Reise mit Weib und Kindern zu wagen. Ueberhaupt kommt mir ganz Teutschland itzt nicht viel besser vor als es in den Zeiten des 30jährigen Krieges war, und ich gestehe, daß ich alles Zutrauen zu den Menschen, unter die ich dem Sieb des Schicksals entfallen, verloren habe, und in jedem mir unbekannten Menschen einen Räuber und Mörder zu sehen glaube. Dies ist Hypochondrie, werden Sie sagen, und das ist es auch gewissermaßen.

Gd. 370
7. III.
1796

aber das Uebel wird dadurch nicht besser, daß wir seinen Namen wissen, oder ihm einen schöpfen." Auf Göschens Ermuthigung erwiederte er: „Wenn meine Ahnung mich nicht trügt, so werden die guten Erwartungen, die Sie von meiner bevorstehenden Reise in Rücksicht auf mein körperliches und geistiges Wohlbefinden haben, in vollständige Erfüllung gehen. Ich bedarf einer solchen Aufziehung meines innerlichen Uhrwerks, und die Freuden des Herzens, die mich in der Geßnerschen Familie erwarten, werden ein Trunk aus der Fontaine de juvence für mich seyn." An Heinrich Geßner schrieb er wegen der gefürchteten Räuber: „Hoffentlich ist die Sache nicht so schlimm, als man sagt; indessen da ihr näher an Schwaben seyd als wir, so seyd auch so gut und zieht über diesen Punkt so genaue Erkundigung ein, als ihr könnt. Ich sollte freilich, wenn ich auch nur so viel Glauben hätte als der zehnte Theil eines Senfkornes, mehr Vertrauen in die lieben Engelein, die uns geleiten werden, setzen. Aber das ist eben das Elend, daß ich noch weniger Glauben habe als der heilige Sanct Thomas, und auch nicht viel mehr Herz als Glauben. Da lobe ich mir meine eheliche Hausfrau, euere Mutter! Die ist so zart, als ob sie aus Postpapierschnitzeln gemacht wäre, und hat Herz und Unerschrockenheit und Heldenmuth trotz den tapfersten aller Marfisen und Bradamanten im Orlando. Im übrigen sind bereits allerlei prealable Zu-

rüstungen gemacht, und der Reisewagen, den wir von der Herzogin Mutter bekommen, ist schon so fix und fertig, daß wir nur die Räder schmieren lassen dürfen. Wenn Ihr uns also der Sicherheit des Reisens halber einigen wahrscheinlichen Trost geben könnt, und (wie wir zu Gott hoffen) binnen den nächsten acht Wochen sich etwas Anschein zu Gras und Laub zeigen sollte, so bleibt es bei unserm guten Vorsatz; wo nicht — doch daran mag ich gar nicht denken!" — Am 23sten Mai wurde diese Reise angetreten, auf welcher er sich vornahm, in Anspach „den alten Dichter Utz, einen der vorzüglichsten Männer in Teutschland zu besuchen." Von Nürnberg aus schrieb er an Geßner: „Den 25. sind wir, Mama, Karoline, Wilhelm und Louise, sammt und sonders, Abends um 5 Uhr, glücklich und wohlbehalten in Nürnberg angelangt. Meine Meinung war, den folgenden Tag wieder abzugehen, aber eines Theils der Vorsatz, einige Merkwürdigkeiten von Nürnberg zu sehen, und andern Theils das Empressement einer Anzahl der gutmüthigsten Einwohner dieser Stadt, die uns mit enthusiastischer Liebe und Beweisen der größten Achtung überschütten, hat uns bis heute (d. 28. Mai) zurückgehalten." Sein Plan war gewesen, über Ulm nach Biberach zu gehen, und sich dort, um auch den Grafen von Warthausen zu besuchen, zwei oder drei Tage aufzuhalten; jetzt aber schrieb er: „ob wir nach Biberach gehen, oder von

Ulm aus den geradesten und sichersten Weg nach Zürich erwählen werden, soll von den Nachrichten, die wir zu Ulm einziehen, abhangen." Sein und der Seinigen Wunsch, das liebe Biberach noch einmal wieder zu sehen, wurde nicht erfüllt; er sollte desto früher gelangen „zu dem Augenblick des süßesten Genusses, dessen das menschliche Herz fähig ist."

Wohin Wieland in der Schweiz kam, da begegneten ihm Liebe und Verehrung. Wo der geliebte, ersehnte Gast eintrat, da war Fest, und mit den alten Freunden wetteiferten die jüngeren. Was mit so voller Herzlichkeit geboten und veranstaltet wurde, konnte den Weg zu seinem Herzen nicht verfehlen, und er fühlte sich hier oft innig erfreut und tief gerührt. Noch einmal fühlte er sich heimathlich in dem Lande seiner Jugend, dem Paradiese seiner Unschuld. Die Vergangenheit zog noch einmal wie ein schöner Traum an seiner Seele vorüber, und er durfte sie mit heiterem Lächeln als eine traute Freundin begrüßen, denn er brauchte nicht vor ihr zu erröthen.

Am 8ten August schrieb er an Göschen: „Sie erhalten dieses Blättchen nicht — wie sie billig vermuthen könnten — von den Ufern des Lethe, dessen Anwohner ein süßes Vergessen aller Dinge über der Erde eingesogen haben, sondern von dem rechten Ufer des Zürchersees, in dessen Nachbarschaft ich ein artiges, zu dem Gute der verwittweten Fr. Frey gehö-

Pnl. 3768 8.-12. Bm. 1796

riges, kleines Häuschen schon seit ungefähr 8 Wochen bewohne, und mich so wohl befinde, als ob ich in meinem nun bald zurückgelegten 63sten Jahre auf neue Rechnung zu leben anfangen sollte. In einer solchen Lage vergißt man nur gar zu leicht — nicht seine abwesenden Freunde selbst, — im Gegentheil, man findet beinahe alle Tage Gelegenheiten, da man wünscht, daß sie auch bei uns seyn und unsre Freuden mit uns theilen möchten, — — aber nur zu leicht vergißt man das einzige uns übrige Mittel, wodurch abwesende Freunde sich einander berühren und mittheilen können; und wenn man sich dessen auch von Zeit zu Zeit erinnert, so sind doch (zumal bei unser einem, der, wo er auch seyn mag, sich gern oder ungern in anderer Leute Gewalt befindet) der zufälligen Abhaltungen so viele, daß man unvermerkt auch um die wenigen einzelnen Zeitfragmente kommt, die man für einen kleinen Zuspruch bei einem entfernten Freunde bestimmt hatte. Sie, liebster Göschen, kennen das Land und den Ort, wo ich lebe, und die liebenswürdigen Menschen, mit denen ich lebe; Sie haben sich selbst (wo ich nicht irre) mehrere Tage in dem Geßnerschen Hause aufgehalten; und wenn Sie sich nun das Verhältniß denken, in welches ich durch eines meiner liebsten Kinder mit demselben gekommen bin, so wird es Ihnen leicht seyn, sich vorzustellen, daß Tage und Wochen mit einer mir selbst kaum begreiflichen Geschwindigkeit über meinem Haupte wegfliegen, und

wie lange mein hiesiger Aufenthalt auch währen könnte, er mir am überraschenden Tage des Scheidens doch immer nur ein kurzer Morgentraum scheinen wird. — Alles dies, mein Freund, haben Sie sich ohne Zweifel selbst gesagt, wenn es Ihnen einfiel, daß ich unrecht hätte, Ihnen so lange kein Lebenszeichen aus Zürich zu geben: und dafür ist es denn auch nicht mehr als billig, daß ich Ihnen Gleiches mit Gleichem vergelte, und mir selbst alles sage, was auch Ihr mehr als dreimonatliches Stillschweigen gegen mich rechtfertigen und entschuldigen kann. — — — Agathodämon und die Ausarbeitung und Vollendung der Beiträge zur Geschichte meines Lebens und meiner Schriften werden mich nach meiner Zurückkunft ernsthaft und ununterbrochen beschäftigen. Diese Arbeit und die Besorgung von 4 Bänden der S. W. sind es denn auch, was mich nöthigt und dringt, der fatalen Kriegsunruhen und aller daher entstehenden Bedenklichkeiten ungeachtet, meine Abreise von hier, so bald als nur immer möglich seyn will, zu beschleunigen. Der Krieg hat sich nun von den Ufern des Rheins und Neckars bis ins Herz von Teutschland gezogen; alles weicht dem unaufhaltbaren Strom, und es fehlt hier nicht an Gerüchten, die uns auch für die Reiche von Thüringen und Sachsen bekümmert machen könnten, wofern es den Westfranken wirklich Ernst seyn sollte, allen freiwilligen sowohl als gezwungenen Theilnehmern an dem Göttern

und Menschen verhaßten Kriege ihre schwere Hand fühlen zu lassen. Um so mehr sehne ich mich nach einigen Zeilen von Ihnen, l. Freund, die mich über Ihr Wohlbefinden und über das Schicksal Ihres Landes beruhigen möchten. Aber wenn Sie diesen Brief, der erst den 10ten dieses abgehen kann, auch noch vor dem 24sten erhalten könnten, so würde mich doch Ihre Antwort schwerlich mehr in Zürich antreffen; denn wenn nicht (was ich nicht absehen kann) Umstände, die mich schlechterdings zum längern Verweilen zwingen, eintreten sollten, so reise ich, spätestens, in den ersten Tagen des Septembers von hier ab. Inzwischen sind es nun über 14 Tage, daß ich von Weimar keinen Brief habe, und ich muß beinahe besorgen, daß man sich auf den richtigen Gang und die Sicherheit der Briefposten nicht mehr verlassen kann. Gewiß ist, daß die letzte ordinäre Post aus Teutschland ausgeblieben. — Daß diese und alle bisherigen Zeitumstände überhaupt mich die Wonnetage, die ich mir mit so vielem Grunde von meinem hiesigen Aufenthalt versprach, nicht so rein genießen lassen, als zu wünschen wäre, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Indessen ist doch einer von den Hauptzwecken meiner Reise erreicht: denn ich befinde mich ungemein wohl, und wenn eben der gute Genius, der meine Reise von Weimar nach Zürich begünstigte, mich auch von Zürich nach Weimar zurückgeleitet, so darf ich hoffen, die guten Folgen derselben für meine Gesundheit und di-

Munterkeit meines Geistes noch mehrere Jahre zu verspüren. Möchte ich doch bald vernehmen, daß auch Sie, bester Göschen, und die Ihrigen so wohl und vergnügt sind, als es zur Ruhe meines eigenen Herzens nöthig ist. Sie und alle Guten und Edeln in L. haben, während meiner Abwesenheit, durch den allzufrühen Tod unsers wackern und vortreflichen Blankenburgs einen Verlust erlitten, der mir äußerst nahe gegangen, und den Alles, was in ganz Teutschland sich für unsre Litteratur interessirt, mit mir beklagt hat. Möge dieses Opfer uns das Leben aller unsrer übrigen Freunde auf lange Zeit erkaufen! Heinrich Geßner mit seiner Frau und Mutter — der würdigen Wittwe Sal. Geßners und meiner ächten Geistes- und Herzensschwester — meine Frau, welcher die Reise und die Schweizerluft sehr wohl bekommt, und was sonst zu uns gehört, empfehlen sich sämmtlich Ihrem Andenken, und ich umarme Sie mit unwandelbarer Liebe und Freundschaft."

Den 15. Sept. „Liebster Freund! Endlich bin ich nach einer viermonatlichen Abwesenheit letztverwichenen Sonntag um 2 Uhr Nachmittags mit meiner lieben Reisegesellschaft glücklich, gesund und wohlbehalten bei den Meinigen in Weimar angelangt. Mein Aufenthalt zu Zürich — wo ich auf einer nahe an der Stadt gelegenen Villa der reinsten Luft und der herrlichsten Ansichten, Aussichten, Spaziergänge u. s. w. genoß, war so angenehm und interessant, daß mir die

13 Wochen, die ich da verlebte, wie eben so viele einzelne Tage verflossen, und meine Rückreise wurde von einem so guten Genius geleitet, daß ich auf meiner ganzen Route über Stuttgart, Heilbronn, Schwäbisch Hall, Anspach, Nürnberg, Bamberg, Coburg und Saalfeld, keinen Franzosen zu sehen bekam, auch nirgends Kaiserliche Truppen antraf, auf keiner Post länger als eine Stunde aufgehalten wurde, meine zur Vorsicht mitgenommenen teutschen und französischen Pässe nicht ein einziges Mal nöthig hatte, mit Einem Worte, so ruhig und bequem reisete, als ob überall stolzer Friede wäre.

— — — —

„Gerne wünschte ich Sie, in Rücksicht der jetzigen fatalen Stockung des Buchhandels der Zahlungen überheben zu können, wozu Sie sich, vermöge unsers Kontrakts über meine S. W. anheischig gemacht haben. Aber es ist mir in meiner jetzigen Lage unmöglich. — — — Lassen Sie uns in dieser Zeit der Prüfung den Muth nicht verlieren. Ich begreife die Schwierigkeiten nur zu wohl, mit denen Sie jetzt zu kämpfen haben, und es ist ein wahres Leiden für mich, wenn ich denke, daß auch ich — der Ihnen die Last lieber erleichtern möchte — in der Nothwendigkeit bin, sie Ihnen noch erschweren zu müssen. Hätte ich voraussehen können, was diesen Sommer gegen aller Menschen Erwartung begegnet ist; so würde ich meine Reise nach Zürich nicht unternommen haben. — Doch

basta! was nicht zu ändern ist, muß auch nicht bereut werden. Leben Sie wohl, bester Göschen, und beruhigen Sie mich, wenn Sie können, bald mit einem etwas tröstlichern Briefe, als der letztere war, den ich in Zürich von Ihnen erhielt."

10.

Anstatt zu schreiben, reisete Göschen kurz darauf selbst nach Weimar, um Wielanden, der nun mit frischer Kraft wieder in vollester Thätigkeit war, die nöthige Beruhigung zu gewähren. Nach seiner Rückreise schrieb ihm Wieland:

„Man muß die Anlage zum Genuß der stillen und unscheinbaren Freuden des Herzens und der Freundschaft in einem so hohen Grade mitgebracht haben, wie Sie, um so zufrieden mit dem wenigen Vergnügen zu seyn, das Ihre Freunde Ihnen in der kurzen Zeit Ihres Besuchs in Weimar machen konnten. Ihre Güte nimmt den Willen für die That, und Ihre Theilnehmung an uns, die es Ihnen so leicht machte, sich als ein Mitglied unsers häuslichen Kreises zu betrachten, machte Sie auch geneigt, auf das, was uns unter einander glücklich macht, eben denselben Werth zu legen, wie wir, einen Werth, den es nur durch die Sympathie der Liebe erhält, die

ein so innig vereintes Ganzes aus uns macht, daß wir alle, so viele zu meiner Familie gehören, nur Eine Seele unter einander gemein zu haben scheinen. Sie, mein Freund, passen so gut zu uns, daß ich etwas sehr Süßes in der Vorstellung finde, dereinst noch Ihr guter Landnachbar zu werden, wozu Sie mir in Ihrem letztern eine so angenehme Hofnung machen. Wir wollen sehen, ob uns der Himmel so günstig seyn wird, einen so lieblichen Traum zu realisiren."

Diese letzte Aeußerung Wielands war nicht ein blos flüchtiger Einfall, sondern ein ernster Gedanke: und wenn, wie er sagte, jede Reise in seinem Leben Epoche mache, so sollte die nach der Schweiz die Hauptepoche machen. Je reizender ihm in seiner Villa am Zürcher See das Landleben erschienen war, und je glücklicher er sich in der dort genossenen Muße gefühlt hatte, desto misbehaglicher fühlte er jetzt alles, was ihm je am Stadtleben drückend und lästig erschienen war, und desto mehr sehnte er sich, den Abend seines Lebens, wie sein Xenophon und sein Horaz, in ländlicher Entzogenheit, der Natur, sich selbst und den Seinigen zu leben. Zwar trat alles vor seine Seele, was diesen Entschluß hätte wankend machen können, die Achtung und Neigung, womit seine fürstlichen Gönner ihn zugleich beehrten und beglückten, die Freundschaft so manches vorzüglichen Mannes, mit welchem Geist und Herz, gleiche

Liebe zu gleichem Streben und lange Gewohnheit ihn enge verbunden, und an deren Kreis sich nun auch Schiller, Bode, Böttiger, Falk u. A. angeschlossen hatten; die allgemeine Liebe, die er am Hof und in der Stadt um so ungestörter genoß, weil er, aus den glücklichen Schranken des Privatstandes nie heraustretend, in Staats- und Hof-Angelegenheiten nie verwickelt, zu einem verhaßten Dienste nie genöthigt, den Vortheil einer größeren Popularität voraus hatte; den Genuß der schönen Anlagen um Weimar und des neu errichteten, unter Göthe's Leitung immer schöner aufblühenden Theaters: allein seine Phantasie war auch nicht weniger geschäftig, die Schattenseite seines Stadtlebens hervorzuheben. Schon früher hatte er nicht selten geklagt, daß er bei all seiner Muße doch ein sehr zerstückeltes Leben lebe. So hatte er dem Hrn. v. Retzer in Wien geschrieben: „Für einen Menschen, der so gerne wie Horaz durchs Leben weggeschlichen wäre, dem nichts verhaßter ist, als Stadt- Hof- und Weltgetümmel, und der nichts glücklicheres kennt, als daß

— — er schleiche still
Und einsam im gesunden Wald umher,
Und such' in seinem eignen Herzen — was
Des Weisen und des Guten würdig ist;

oder:

— — bald aus Schriften
Der Alten, bald in stillem Müßiggang
Und ungestörtem Schlaf, ein liebliches Vergessen
Der Stadt und ihres Lebens einzuschlürfen;

für einen so organisirten und gestimmten Menschen bin ich, bei aller meiner anscheinenden Muße, um welche mich so manche teutsche Gelehrte und Dichterschwäne beneiden, so gut als irgend ein anderer Sterblicher, zu der strenua inertia, die das Widerspiel von Horazens inertibus horis ist, verurtheilt; und wenn meine Tage 48 Stunden, und wenn meine Stunden 120 Minuten hätten, so würde doch mehr als die Hälfte meines Lebens mit Beschäftigungen und Zerstreuungen hingehen, die ich so ungerne trage als ein iniquae mentis asellus. Darüber wird nur allzuoft versäumt, was ich gerne thun möchte; und indem ich so sehr als jemand in der Welt wünschte, einem Jeden genug zu thun, geschieht es nur zu oft, daß ich lauter Misvergnügte mache, ohne etwas für mein eigen Vergnügen dadurch gewonnen zu haben." — „Wie war — so klagte er einem jüngeren Freunde — mein Leben auch in der glücklichsten Periode beschaffen! Es war und blieb ein vielfältig zerrissenes Ding. Studien und Lesereien, eigne Arbeiten, Abschreibung derselben, Korrekturen, Geschäftsbriefe, Besuche, Gesellschaftspflichten, Natur- und Kunstgenüsse, Mißbe-

den und Mißlaune, haben mein Leben so vielfach zertheilt!"

Zu dem, was ihm am lästigsten fiel, gehörten besonders die Unterbrechungen, die ihm fast täglich, oft stündlich, durch willkommene und unwillkommene Besuche von Einheimischen und Fremden aus allerlei Volk gemacht wurden. Seit es dahin gekommen war, daß man Weimar das teutsche Athen nannte, und jeder, der, wie Jean Paul sagte, in seinem Leben nur acht Zeilen geschrieben hatte, einen Flug nach Weimar machte, kam den dortigen großen Geistern ihre Berühmtheit theuer zu stehen, weil jeder dieser Zugvögel, wie sie Wieland nannte, wenigstens einen Anspruch auf ihre Zeit zu haben glaubte. Wie manches Misbehagen dieses aber auch Wielanden verursachte, so waren ihm doch gewisse Ueberraschungen noch weit ärgerlicher. Aus der Quelle seines feinen Gefühls für das Schickliche war seine Eigenheit entsprungen, sich vor jedem, der nicht als seiner Familie angesehen wurde oder sehr vertraut mit ihm war, nur höchst ungern im Schlafrock und Nachtmütze oder einem um den Kopf gewundenen Tuche sehen zu lassen, denn schon dies dünkte ihm eine Art von Cynismus, der ihm ein Greuel war. Traf es sich nun, daß er des Vormittags, während seiner besten Arbeitsstunden, nicht vermeiden konnte, in dieser häuslichen Bequemlichkeit überrascht zu werden, so gab ihm das eine Misstimmung, deren er nicht so bald Herr wer-

den konnte, und er schalt dann recht ernstlich auf die heillose vornehme Indiskrezion, die ihm solchen Verdruß bringe, und daß man doch glauben müsse, ein Mann, der sich einige Celebrität verschafft habe, sey eine Art von wildem Thier, vor dessen Käfich man sich, wenn man es zu besehen Lust habe, ohne alle Umstände und Rücksicht hinstellen könne. Dachte er vollends daran, wie oft ein und der andere der besagten litterarischen Zugvögel in die Welt hinein geschrieben, was der offene Mann arglos, nach einer vielleicht nur augenblicklichen Stimmung, geäußert hatte, oder daß er sich einer schiefen Kritik aussetzen mußte, wenn mancher nur das von ihm hörte, was ihn eben angelegentlich beschäftigte und nicht was dem Besuchenden angenehm gewesen wäre, oder wenn mancher Besuchende zur ungelegenen Stunde gekommen war; so glaubte er für seine Ruhe am besten zu sorgen, wenn er allem diesem Ungemach aus dem Wege ginge, und ein Plätzchen suchte, wo er ungestört seine ganze Kraft sammeln könnte, um auch noch manchen Lieblingsplan zu seiner eigenen Zufriedenheit auszuführen. Seine dichterische Einbildungskraft trug ohne Zweifel nicht wenig bei, das Ferne mit einem reizenden Zauberlicht zu umgeben.

Göschen ging damals mit dem Gedanken um, nach Grimma zu ziehen, und in der anmuthigen Gegend des benachbarten Hohenstädt ein freundliches Landhaus anzulegen, und Wieland beschäftigte sich in

der That eine Zeit lang mit dem Gedanken, der Nachbar seines Freundes zu werden. Warum dies nun aber nicht geschah, sondern anderes erfolgte, das werden am besten die folgenden Briefe Wielands an Göschen berichten, die zugleich zur Berichtigung mancher falschen Nachrichten dienen, die über Wielands Gutskauf sich verbreitet hatten.

Den 6. Febr. 1797. „Lieber Freund! Ich befinde mich in einem Falle, wo Sie ohne Ihren mindesten Nachtheil mir einen sehr wesentlichen Freundschaftsdienst erweisen können: wenigstens hoffe und glaube ich, daß Sie es können, und daß Sie wollen sobald Sie können, daran läßt mich Ihr Herz und Ihre Gesinnung für mich und die Meinigen keinen Augenblick zweifeln.

„Sie erinnern Sich, liebster Göschen, daß bei Ihrem letzten Hierseyn die Rede unter uns davon war, daß ein längerer Aufenthalt zu Weimar meiner Gesundheit nachtheilig seyn würde, und daß ich aus diesem Grunde sowohl, als aus andern wesentlichen Rücksichten entschlossen sey, irgend ein kleines Landgut zu acquiriren und dann den Rest meines Lebens mit dem größern Theile meiner Familie auf dem Lande zuzubringen. Sie billigten diese Entschließung, und da ich Ihnen sagte, daß mir im Weimarischen kein solches Gütchen bekannt wäre, das sich in jeder Beziehung für mich schickte und zu kaufen stünde, so thaten Sie mir einen Vorschlag, der sogleich, sowohl

wegen seiner anscheinenden Ausführbarkeit, als vornehmlich, weil ich dadurch zu Ihrem Nachbar geworden wäre, meinen ganzen Beifall hatte. Eine Hauptschwierigkeit stand aber diesem Projekt im Wege, die ich, bei fortgesetztem Nachdenken über das Ganze meiner Verhältnisse und Lage, immer unübersteiglicher fand; der Umstand nämlich, daß ich niemals hoffen könnte, mich mit gutem Willen des Herzogs und beider Herzoginnen aus dem Weimarischen wegzuziehen und in einem andern Lande anzukaufen. Um meiner Sache gewisser zu seyn, klopfte ich schon mehr als einmal auf den Busch, aber es zeigte sich jedesmal, daß man einen solchen Schritt von mir für moralisch unmöglich hält, und ganz was anders um mich verdient zu haben glaubt als eine Entfernung, die in ganz Teutschland Aufsehen machen und einer Unzufriedenheit auf meiner Seite würde zugeschrieben werden, deren Präsumzion dem Herzog nicht anders als sehr empfindlich fallen müßte. Während nun dieser Widerspruch meiner Verhältnisse mit dem einzigen Wunsche, den ich noch habe, und von dessen Erfüllung die Ruhe und das Glück meines herannahenden Alters schlechterdings abhängt, mich nicht wenig mißmüthig zu machen anfing, hatte mein für mich besorgter guter Genius eine vor 3 Monaten nicht vorauszusehende Kombinazion von Umständen und Evenemens arrangirt, die ich für meinen besagten Wunsch mir nicht günstiger hätte träumen lassen können.

Unser Herzog nämlich verkaufte vor Kurzem eines seiner ansehnlichsten Schatullgüter, das nicht viel über 3 Stunden von Weimar gelegen ist, mit der Bedingung, dasselbe nach Belieben in kleinere Partikel zerschlagen und wieder an Andere verkaufen zu dürfen, an eine adliche Familie (v. Egloffstein), mit welcher ich seit mehreren Jahren in sehr freundschaftlichem Verhältniß stehe. Ich erfahre es zufälliger Weise, spreche dem Herrn Kammerherrn v. Egloffstein davon, daß er nun, wenn er wollte, einen Wunsch, den ich schon dreißig Jahre mit mir herumtrüge, realisiren könnte, wenn er mir eines von den 4 Gütern, woraus eigentlich das große vom Herzog an ihn verkaufte Tannrodische Rittergut besteht, käuflich überlassen wollte. Er willigte mit Vergnügen ein, und das um so mehr, da Er und sein Bruder, außer ihren Gütern in Franken, bereits ein anderes ansehnliches Rittergut im Weimarischen besitzen, und bei Erkaufung des Tannrodischen ihre Intenzion gleich anfangs war, einen Theil desselben wieder wegzugeben. Unser Handel wurde also vorläufig gar bald richtig. Das Gut, das ich bekomme, ist, nach streng ökonomischen Grundsätzen, zwar in so weit keines der einträglichsten, weil es in einer bergichten und waldichten Gegend liegt; allein das letztere ist bei mir conditio sine qua non; denn ich möchte ein niedrig liegendes nicht geschenkt, wenn die absolute Bedingung wäre, daß ich es bewohnen

müßte. Dasjenige, dessen Eigenthümer zu werden ich im Begriff bin, ist ein ächtes Horazisches Sabinum; vortreffliche Aussichten, reine Luft, grosse Mannigfaltigkeit des Terrains, viel Grün, viel Bäume, kurz alles, was eine für mich reizende Situazion ausmacht, und mir die Illusion, als ob ich wieder auf den mir so lieben Muckenbühl eine Stunde von Zürich versetzt sey, verschaffen kann. Die Aecker sind wenigstens mittelmäßig, und können durch gute Kultur um vieles verbessert werden. Das Ganze ist für mich gerade nicht zu groß und nicht zu klein, gerade so groß, daß es einen Verwalter ertragen mag, und daß mein Sohn Karl — der vor der Hand für diese kleine Wirthschaft wie ausdrücklich gemacht scheint — es zu übersehen und zu verwalten im Stande ist. Ich werde 4 Pferde, 6 bis 8 Stück Kühe, und eine kleine Schäferei von 3 bis 400 Schafen haben — kurz, lieber Göschen, Sie können sich die Freude und den Jubel meiner Familie, besonders meiner Frau und Tochter über alle diese Herrlichkeiten, und über diese Versetzung aus dem einförmigen und etwas langweiligen häuslichen Leben in der Stadt in das thätige Leben einer wohleingerichteten Landwirthschaft (worin meine Tochter Amalie, die verwittibte Pfarrerin Liebeskind, bereits ziemlich erfahren ist) nicht genug vorstellen. Da jedes so voll guten Willens ist, das Seinige zur Förderung des Ganzen beizutragen, und wir alle ohne Ausnahme Ein Her=

und Eine Seele und unsrer ganzen Sinnes- und Denkungsart nach für die Einfalt und Unschuld des Landlebens und seiner Geschäfte und Freuden so rein gestimmt sind, so darf ich mit Grund hoffen, durch diese Veränderung der glückliche Patriarch einer der zufriedensten, einträchtigsten und musterhaftesten Familien in dieser unsrer ausgearteten Welt zu seyn. Wir sind bei allem dem nicht so sanguinisch, daß wir uns gar zu arkadische und poetische Vorstellungen von der Sache machen sollten; wir haben uns alle ihre Seiten vorgestellt, und verlangen nicht nur nicht mehr Glückseligkeit, als uns in dieser Lage wahrscheinlicher Weise zu Theil werden kann, sondern auch diese auf keine andern Bedingungen, als insofern sie die Frucht unsrer Thätigkeit, Klugheit, Mäßigung und Genügsamkeit seyn wird. So, liebster Freund, stehen nun dermalen unsre Aussichten. Ich weiß, Sie haben ein Herz, das sich mit den unsrigen identifiziren und an unserm Wohlergehen Theil nehmen kann; auch sehen Sie von selbst, ohne daß ich darüber ins Detail zu gehen brauche, wie wichtig und angemessen dieses ganze Arrangement für meine zahlreiche Familie in mancherlei Rücksichten ist.

„Ich habe meiner Frau und meinen Kindern feierlich versprechen müssen, alle Arbeiten und Sorgen der Landwirthschaft ihnen zu überlassen, und nur die Freuden und die Ruhe des Landlebens für mich zu behalten. Da ich diesem Versprechen ge-

treulich nachzuleben gedenke, so schmeichle ich mir, wenn ich erst in meinem alten Schlößchen zu Tannrode etablirt seyn werde, in der herrlichen Luft und der schönen Natur, die mich dort umgeben wird, neue Munterkeit und Kraft zu den Geistesarbeiten, die mir noch obliegen, zu erhalten: und so wird diese Veränderung in der Folge auch für Sie nicht ohne Vortheil seyn. Doch wozu sag' ich Ihnen das? Da ich Sie zu gut kenne, um nicht versichert zu seyn, daß Sie keiner Rücksicht auf Sich selbst bedürfen, um sich mit Vergnügen und Eifer für etwas zu verwenden, was so viel Bezug auf das Glück Meines Lebens hat."

Am Tage darauf. — „Für das überschickte ökonomische Handbuch danke ich Ihnen ergebenst. Wir wollen es fleißig studiren. Sie werden mich übrigens verpflichten, wenn Sie nur noch einige ökonomische NB. auf Teutschland vorzüglich eingerichtete Werke, welche den Feldbau und das Ganze der Landwirthschaft ausführlich abhandeln, und in diesem Fache für die brauchbarsten gehalten werden, auf meine Rechnung prokuriren, oder mir gelegentlich nur die Titel derselben anzeigen wollten. Ich bin leider in diesem Fache der Bücherkenntniß sehr weit zurück."

Den 14. Febr. „Die Wahrheit Ihres Urtheils über unser landwirthschaftliches Bücherwesen hat mir zum Theil schon selbst von langem her eingeleuchtet.

Aufmerksamkeit auf die Winke der Natur, Verstand und Erfahrung sind ganz gewiß in diesem Fache die besten Wegweiser: aber die erste geht einen sehr langsamen Schritt, der andere verrechnet sich leicht, und die dritte kostet gewöhnlich viel Lehrgeld. Ich werde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich durch Ihr Beispiel und die unmittelbare Anschauung Ihrer Einrichtungen zu Hohenstädt so viel Licht in der Sache bekomme als mir unentbehrlich ist, um weder mein eigener noch anderer Leute Dupe zu seyn. — — Mehr kann ich itzt, da ich unvermuthet im Schreiben unterbrochen worden bin, nicht hinzuthun, als daß ich, wenn diese ganze Sache glücklich zu Stande kommt, wieder von neuem zu leben anfangen werde, so sehr liegt sie mir am Herzen."

Den 28. Febr. „Ich bin über die Wärme, womit Sie mir wegen des bewußten Gutskaufs schreiben, sehr gerührt und erfreut; denn sie ist mir ein neuer und unzweideutiger Beweis Ihrer Liebe zu mir und den Meinigen: indessen gestehe ich Ihnen doch, daß aus dem Ganzen eine Unruhe und Besorgniß für mich durchblickt, die, wie mich däucht, eine besondere Veranlassung haben muß. Es giebt hier viele dienstfertige und waschhafte Gevätterinnen und Basen, beiderlei Geschlechts, und beinahe muß ich glauben, daß eine derselben Gelegenheit gehabt haben muß, Sie durch *voreilige Nachrichten* meinetwegen in Sorgen zu setzen. Beruhigen Sie sich also, mein

theurer Freund! Schon seit 10 oder 12 Tagen ist es eine ausgemachte Sache, daß ich das Tannrodische Gut, zu welchem ich, der romantischen Lage des Hauses wegen, so große Lust hatte, nicht kaufe. Es sind aber verschiedene andere im Vorschlag, worunter ich wahrscheinlich zuletzt Eines wählen werde. Sobald ich selbst etwas näheres weiß, und mich selbst für das eine oder andere zu determiniren anfange, sollen Sie, lieber Freund, bevor die Sache zu Stande kommt, von allem genau informirt werden, und Ihr Rath wird immer ein sehr großes Gewicht bei mir haben. Inzwischen bitte ich Sie, ein für allemal versichert zu seyn, daß ich — troß meiner angebornen Raschheit und Lebhaftigkeit — in dieser Sache mit aller Behutsamkeit und Ueberlegung zu Werke gehe, die ihre Wichtigkeit erfodert. Ich habe mich so ziemlich um alle Punkte, wonach man bei Erkaufung eines Gutes zu fragen hat, erkundiget; ich höre das Gutachten aller meiner Freunde; ich kehre das Objekt so lange herum, bis ich es von allen Seiten gesehen habe, und — mit Einem Worte, ich bin fest entschlossen, alle Präkauzionen zu nehmen, daß ich, menschlicher Weise zu reden, ohnmöglich in den Fall kommen könne, mich den endlich genommenen Entschluß reuen zu lassen.

„Dermalen sind 4 Güter im Vorschlag — Ehringdorf, ½ Stunden von Weimar, Oßmannstädt, zwei Stunden, Thalborn und Mar

Wippach, beide ungefähr 4 kleine Stunden von Weimar; die beiden ersten ein Objekt von 22—24,000 Thaler, das dritte von 20,000, das vierte von höchstens 13,000 Thaler hiesiger Währung. Wäre das letztere nur eine oder zwei Stunden von Weimar entfernt, so würde ich mich keinen Augenblick bedenken, mich dafür zu determiniren, denn es soll (nach der Versicherung unsers geheimen Rath und Kammer-Präsidenten Schmidt *), der ein viel beträchtlicheres Gut, welches mit jenem kleineren zusammengränzt, zu Mark-Wippach besitzt) beinahe alle Vortheile und Agremens in sich vereinigen, die man sich bei einem Gute wünschen kann. Es ist dermalen um 400 Thaler verpachtet, und liegt in einer Gegend, welche trefflichen Boden hat; ich sollte also billig hoffen können, es müßte unter Karls Verwaltung sich sehr gut verinteressiren. Es hätte, dünkt mich, gerade die rechte Größe, um von ihm übersehen werden zu können. Karl ist freilich noch nicht volle 19 Jahr alt, aber ein verständiger, bedächtlicher und fleißiger junger Mensch; und da er schon 2½ Jahr beim Metier ist, und doch einmal anfangen muß ohne Führer zu gehen, so glaube ich, es ist besser für ihn, seinen Lehrplatz (wie es die Schweitzer nennen) auf einem kleinen Gut und auf meine Ko-

*) Der Verwandte und Jugendfreund Klopstocks, Fanny's Bruder.

sten zu machen. — Ueber alle diese Dinge schreibe ich Ihnen ausführlich, sobald ich selbst im Klaren bin; denn zur Zeit bin ich noch weit davon entfernt, auch nur zum Deliberiren hinlänglich vorbereitet zu seyn. Es kann und wird sich aber binnen 14 Tagen Vieles aufklären."

1797 Den 20. März. „Der Gutskauf, wovon ich Ihnen zeither geschrieben habe, ist nun zu Stande gekommen; die Gemeinde von Oßmannstädt überläßt mir die von dem ehemaligen Statthalter der hiesigen Fürstenthümer, dem weiland berühmten Grafen Heinrich von Bünau, mit Aufwand von mehr als 30,000 Thaler erbauten Schloßgebäude und die übrigen, auf beigelegter Note spezifizirten Grundstücke und Freiheiten um die runde Summe von 22,000 Thaler. Im Grunde zweifle ich sehr, ob man, wenigstens dermalen, da die Güter in sehr hohem Preise sind und dennoch stark gesucht werden, wohlfeiler zu kaufen verlangen könnte. Der einzige Artikel, der in Rücksicht des Ertrags etwas hoch angesetzt ist, sind die 84 Aecker Holz; und gleichwohl werde ich hier von jedermann deßwegen glücklich gepriesen, weil der Werth des Holzes bei uns alljährlich steigt, und wahrscheinlich schon in 10 Jahren so hoch stehen wird, daß dieses Grundstück für mich und die Meinigen um so wichtiger seyn wird, weil voraus zu sehen ist, daß das gute Brennholz hier zu Lande nicht nur im-

mer theurer, sondern auch so rar werden muß, daß es um keinen Preis zu bekommen seyn wird.

„Meinen Calculs zufolge halte ich mich für ziemlich gewiß, die Kaufsumme binnen 6, längstens 8 Jahren völlig abtragen zu können. Allein die guten Bauern brauchen baar Geld, und zwar vor allen Dingen bis auf künftigen Michaelis 14,000 Thaler in Conventionsspecies, um damit den Hrn. Grafen v. Marschall, dem sie solche noch schuldig sind, befriedigen zu können. Nun wäre ich zwar vermöge des Kaufkontrakts, so wie er am 15. huj. zwischen der Gemeinde und mir geschlossen worden, nichts mehreres als 7000 Thaler in Laubthalern (als den akkordirten Preis für Schloß und Garten, in dessen unmittelbaren Besitz ich auf Ostern komme) bis auf nächste Pfingsten zu erlegen schuldig: Da aber die Gemeinde die besagte Summe von 14,000 Thaler in Conventionsspecies nicht ohne enormes Agio und nicht anders als durch Vermittlung eines Hebräischen oder Christlichen Juden (dem sie noch obendrein ein douceur geben müßten) aufzubringen im Stande wäre, und mir daran gelegen ist, die Achtung und Zuneigung dieser Leute, unter denen ich künftig leben werde, so viel möglich zu gewinnen; so habe ich mich bewegen lassen, diese Zahlung auf mich zu nehmen, wogegen die Gemeinde sich zu Bonificirung des Agio der Conventionsspecies gegen Laubthaler zu 1 Thaler 14 Groschen und zu Verinteressirung der

überschüssigen 7000 Thaler bis auf Jacobi 1799 (wo ich den Rest der ganzen Kaufsumme zu erlegen habe) gegen mich anheischig gemacht hat. Ich brauche Ihnen nun nicht erst zu sagen, liebster Göschen, daß ich diesem Engagement ohne Kredit nicht genug thun kann; und wiewohl ich hier in so gutem Kredit stehe, daß ich, wenn es seyn müßte, die ganze Summe geborgt bekommen könnte, so begreifen Sie doch leicht, daß ich nicht anders als im äußersten Nothfall zu diesem Expediens schreiten möchte. Ob wir nun einen andern Ausweg finden können, das ist es, worüber ich mir gegenwärtig Ihren freundschaftlichen Rath und, so weit es ohne Ihren Nachtheil möglich ist, Ihre Vermittelung erbitte.

„Der Verkauf meines Hauses in Weimar kann mir höchstens 1000 Louis d'or verschaffen. Dazu aber wird schlechterdings erfodert, daß es nicht das Ansehen habe als ob ich pressirt sey. Kann ich die Miene der Gleichgiltigkeit annehmen, so ist kein Zweifel, daß ich binnen itzt und Michaelis die besagten 5000 Thaler dafür bekommen werde, denn 5000 Thaler in Carolin zu 6⅓ sind mir schon geboten. Gesetzt nun, die Sache geht nach meinem Willen von Statten, so bin ich noch 9000 Thaler benöthigt; und da entsteht also die erste Frage: Können Sie, lieber Göschen, mir entweder die ganze Summe, oder wenigstens einen beträchtlichen Theil derselben, bis zu besagtem Termin, als ein etliche

Jahre lang verzinsliches und nach und nach abzutragendes Kapital um 3, höchstens 3½ pr. Cent verschaffen, ohne daß ich eine gerichtliche Obligazion dafür auszustellen hätte? — Sie sehen leicht, warum ich diese letztere Bedingung mache. Sobald 14000 Thaler an meinem Gute wirklich bezahlt sind, kann ich, wenn absolut darauf bestanden würde, eine solche gerichtliche Obligazion (wozu nämlich der Herzog seinen Konsens in forma geben muß) ohne sonderlichen Nachtheil ausstellen; doch würde es immer ein sehr saurer Apfel seyn, in den ich beißen müßte, und ich wünsche, natürlicher Weise, so viel Kredit bei Ihnen, und durch Ihre allenfalsige Bürgschaft bei einem Ihrer goldnen Freunde zu haben, daß ich das verlangte Kapital auf eine bloße handschriftliche Obligazion erhalten könnte.

„So sehr ich dies wünsche, lieber Freund, so ist doch der Himmel mein Zeuge, daß ich nicht ruhig dabei seyn könnte, wenn Sie mir eine solche Unterstützung nicht anders als zum Nachtheil Ihres eignen Kredits verschaffen könnten. Ich stehe lieber von allem ab, als daß ich Ihnen etwas zumuthen wollte, wofern sich nicht alles de bonne grace und ohne Schaden eines Freundes machen läßt, dem ich mich bloß darum so zutraulich entdecke, weil er unter allen Sterblichen derjenige ist, dem ich am liebsten die Zufriedenheit meines Lebens zu danken haben möchte.

„Gesetzt also, was ich wünsche, lasse sich nicht

auf die gute Art, wie ich es zu erhalten wünsche, bewerkstelligen, und es verbliebe also bloß bei dem schon vorläufig zwischen uns verabredeten Vorschuß der bewußten 3000 Thaler (welche ich aber NB. nicht eher als gegen Michaelis nöthig haben werde) so fragt sich Zweitens: ob ich nicht durch Ihre Vermittlung die erstbesagten 14,000 Thaler in Konvenzionsgeld in Zeit von 6 Monaten wenigstens auf die Bedingung, solche sogleich in Louis d'or oder andern Sorten zu vergüten, erhalten könne? Auch in diesem Falle, und wenn Sie mir nur Speziesthaler gegen andere Sorten nach dortigem Wechselcours verschaffen können, werde ich Ihnen noch immer sehr verbunden seyn, und müßte dann, falls ein mehreres nicht Statt fände, sehen, wie ich mir mit Hilfe meines oftbelobten guten Genius, der mir noch immer durchs Leben geholfen hat, mit Ehren aus der Sache ziehen könnte. — Ich habe Ihnen nun meine dermalige Lage mit der Offenheit des unbegrenztesten Vertrauens entdeckt. Ueberlegen Sie solche in einer heitern Stunde, rathen mir was Sie für das Beste halten, und machen sich, ich beschwöre Sie bei unserer Freundschaft! kein Bedenken, mir alles abzuschlagen, was Sie nicht mit Freuden und ohne Aufopferungen thun können. Ich kenne Ihr Herz und Ihre Liebe zu mir, und möchte um alles in der Welt weder von einem noch dem andern den geringsten Mißbrauch machen.

„Ich sehe bei diesem ganzen Geschäft einen Einwurf voraus, der Ihnen ganz natürlich beifallen muß, wiewohl Sie mir ihn aus Zartgefühl nicht machen werden. Sie denken leicht, daß ich mir ihn selbst zuerst gemacht habe. Aber, da ich einmal auf dem Lande leben und zugleich, um meine Familie nützlich zu beschäftigen, eine ländliche Wirthschaft führen, und also ein nicht allzugroßes, aber auch nicht zu kleines Landgut kaufen wollte; so war ich nicht mehr Meister, wie weit ich praecis gehen konnte, sondern mußte mich (was das gemeine Loos der Sterblichen ist) von den Umständen dominiren lassen. Im ganzen Lande habe ich kein Gut finden können, das in allen Stücken wesentlich so ganz für mich getaugt hätte wie Oßmannstädt. Wohlfeiler konnte ich es nicht haben. Denn hätte ich nicht über 15 oder 16,000 Thaler hinausgehen wollen, so wäre mir das, was ich dafür bekommen hätte, mehr zum Schaden als zum Nutzen gewesen. Ich hätte z. B. nur die 84 Aecker Holz und die 1 Hufe Ritterland weglassen dürfen, so kam mich das übrige nicht über 16,000 Thaler zu stehen: aber Sie werden gewiß selbst der Meinung seyn, daß ich daran nicht wohl gethan hätte. Im Gegentheil, mir ist leid, daß ich, aus Beherzigung meiner 63 Jahre, nicht Muth genug hatte, noch um einige Tausend weiter zu gehen. Denn 6½ Hufen Artland ist im Grunde doch fast zu wenig; auch würde ich meine dießfalsigen Be-

denklichkeiten wahrscheinlich überwunden haben, wenn der Gedanke nicht gewesen wäre, daß sich über kurz oder lang immer Gelegenheit finden würde, noch mehr Aecker, die mir etwa, des Anstoßes an die meinigen wegen, bequem liegen, nach und nach an mich zu bringen.

„Noch ein Umstand, auf den ich (unter den Auspicien des vorbesagten Genius) ein wenig rechne, ist, daß entweder Karl oder Wilhelm in einigen Jahren wol das Glück haben könnte, irgend ein wackeres, wirthschaftliches und tugendliches, d. i. in meine Familie passendes Mädchen aus der Ehelotterie zu ziehen, die zu allen diesen guten persönlichen Eigenschaften noch etliche tausend Thaler Baares mitbrächte, und uns dadurch in den Stand setzte, das Gut theils vollends frei zu machen, theils noch zu erweitern. Genug, Dominus providebit!" Wir wollen uns, so viel möglich, der Zukunft wegen keine grauen Haare wachsen lassen, als wir ohnehin mit Ehren tragen."

Man glaube indeß nicht, daß Wieland auf nichts als günstige Zufälle gerechnet hätte: denn abgesehen von dem, was im schlimmsten Falle durch sein eigenes Besitzthum gedeckt werden konnte, so daß seine Familie wenigstens keinen Verlust erlitt, rechnete er vorzüglich auf sich selbst. „Allerdings — so schrieb er seinem Freunde, — sind bei diesem Handel Umstände,

die ich selbst gar zu gern anders haben möchte. Aber wo findet man in dieser Welt alles unsern Wünschen so gemäß, daß nichts zu desideriren übrig bleibt? Die Hauptsache ist, daß ich und meine Familie in der uns bevorstehenden Lebensweise, aller Wahrscheinlichkeit nach, so glücklich leben werden, als gute und genügsame Menschen diesseits des Mondes zu seyn verlangen können. Die große Bedingung, unter welcher dies allein möglich ist, hängt freilich an dem einzigen Umstand, wie ich dieses Gut binnen 6 bis 8 Jahren zu meinem völligen Eigenthum machen könne. Meinen Rechnungen nach ist dies sehr möglich; denn, wiewohl ich dabei auch auf mein Leben (eine bei allen Menschen und zumal bei einem Vier und Sechziger, was ich in 5 Monaten seyn werde, sehr ungewisse Sache), gerechnet habe: so kann ich doch mit Grunde hoffen, daß ich Lebenskraft genug habe, zumal auf dem Lande und in einer meinem ganzen innern und äußern Menschen so ganz angemessenen Lage, noch mehrere Jahre nicht nur auszudauern, sondern auch meine Geisteskräfte länge genug zu behalten, um Alles, oder doch das Meiste, was ich mir zu thun vorgesetzt, zu Stande zu bringen. Daß ich aber auch ein wenig auf den oder die Verleger meiner Sämmtlichen Schriften gezählt habe, werden Sie, liebster Freund, natürlich und billig finden."
Die von ihm angestellte Berechnung war in der That von der Art, daß er, unter Voraussetzung seiner

Gesundheit und nicht eintretender außerordentlicher Unfälle, seinen Zweck glücklich zu erreichen wohl hoffen durfte.

Seine Verlegenheit bei seinem Gutskauf entstand zunächst daraus, daß er nur auf eine Anzahlung von höchstens 8000 Thaler gerechnet hatte. Da sich aber nach Abschließung des Kaufes fand, daß die Gemeinde als Verkäufer mit dem vormaligen Besitzer, Grafen v. Marschall, in Verwicklung war, so konnte Wieland nicht umhin, sich ins Mittel zu schlagen, und an der Stelle der Gemeinde den auf dem Gute hypothecirten Kapitalrest von 14,000 Thaler an den Grafen Marschall zahlbar zu übernehmen. Er fragte bei diesem an, ob er die ganze Summe haben wolle, oder vielleicht lieber sähe, wenn einige Tausend noch verzinslich stehen blieben? Der Graf, der ihn nicht verstehen wollte, gab zur Antwort, daß er die ganze Summe erwarte und in Leipzig ausgezahlt wünsche. Wieland hatte zugesagt, und so war nun nichts zu thun als Wort zu halten. Hiezu kam der vorzunehmende Bau einer Scheune, das Inventarium mit vielem andern was anzuschaffen war, nebst allen Kosten des Umzugs, wofür er eine Summe bereit halten mußte. „Ich halte mich für ziemlich gewiß, schrieb er, wenn alle andre Stränge reißen sollten, der Herzog mich nicht in der Noth stecken lassen würde: aber ich habe mehr als Eine Ursache, zu diesem heroischen Mittel nur im äußersten Noth-

fall zu rekurriren.“ Auch in Weimar wollte er seinen sehr festen Kredit nicht benutzen, und wünschte daher, alles mit Hilfe seines Freundes Göschen abthun zu können, dem er schrieb: „Sie sind die einzige Person in der Welt, der ich mich jemals so offenherzig entdeckt habe.“ Göschen aber, der damals durch seine Verpflanzung aus Leipzig nach Grimma und seine eigne Einrichtung in Hohenstädt für sich selbst Last genug zu tragen hatte, konnte ihm nicht mehr als 3000 Thaler ohne hypothekarische Versicherung, wie Wieland wünschte, verschaffen. Auf den in dieser Angelegenheit von Göschen erhaltenen Brief antwortete Wieland:

Den 5. Mai 1797: „Beruhigen Sie sich, liebster Freund, und verzeihen Sie mir die Mühe und Sorgen, die Ihnen Ihre lebhafte warme Theilnehmung an mir und meinen Angelegenheiten verursacht hat. Sie sind in Ihren Bemühungen für mich nicht glücklich gewesen: aber für mich liegt schon ein sehr reicher Gewinn in dem Gedanken, einen so treuen und bewährten Freund in einem der edelsten und besten Menschen, die ich je gekannt habe, zu besitzen. Ich bedarf keines stärkern Beweises davon, als den unfreiwilligen Ton der Betrübniß und Unmuth, der in Ihrem ganzen Briefe herrscht. Sogar das Anerbieten, alle Ihre Rechte auf alle meine folgende Werke aufzugeben, wenn ich jemand fände, der mir 9000 Thaler baar dafür zahlen wollte, kann und mag

ich nicht anders deuten, als für einen vom Drang des Gefühls erzeugten Gedanken, an welchem Ihre Freundschaft für mich eben so viel Antheil hat, als der Verdruß, in Ihrer Verwendung für meine Sache nicht glücklicher gewesen zu seyn. Aber dahin soll und darf es nicht kommen, liebster Göschen; auch hoffe ich, es werden sich alle Mittel und Wege zeigen, die 14,200 Thaler, die ich auf Michaelis an den Grafen Marschall auszahlen muß, zusammen zu bringen, ohne zu verzweifelten Mitteln schreiten zu müssen. Das verzweifeltste und odiöseste von allen, nach meiner Vorstellungsart, wäre, ein Kapital gegen Hypothek auf mein Gut aufnehmen zu müssen. Es mag immer eine Wunderlichkeit und Schwachheit von mir seyn, aber ich bekenne Ihnen, daß ich den Gedanken nicht ertragen kann, durch Hypothecirung des Guts dem Hofe, dem Adel und dem Tiers-Etat der fürstlichen Residenzstadt Weimar 14 Tage lang Stoff zum raisonniren und spotten zu fourniren. Ich sehe nur zu wohl, daß ich vielleicht in jedem, der mich und meine ganze Lage nicht kennt, durch diesen Abschen vor gerichtlichen Obligazionen den Verdacht erwecke, daß ich den mächtigen Kredit, worin ich notorischer Dingen bisher in Weimar gestanden bin, heimlichen Schulden zu danken haben könne, und durch eine gar bald von der öffentlichen Fama auszuposaunende Hypothecirung meines nur eben erstandenen Guts geheime Creditores unruhig und laut

zu machen besorgen müsse. Aber Ihnen, liebster Göschen, traue ich zu, daß Sie unfähig sind, mir mißzutrauen, und daß Sie mir glauben, wenn ich Sie auf meine Ehre versichere, daß ich keine Schulden habe, und in so gutem Kredit stehe, daß es mir nicht schwer fallen sollte, 6 oder 8000 Thaler um 4 pr. C. hier zusammen zu bringen, wenn ich sie gegen bloße handschriftliche Obligazion in kleineren Summen von 3 oder 4 verschiedenen Personen aufnehmen wollte. Sie begreifen aber auch leicht, da es Ihnen nicht schwer seyn kann, Sich an meine Stelle und gleichsam in meine Seele zu denken, warum ich diesen Kredit, den ich nun bereits 25 Jahre lang in Weimar ohne alle Kunstgriffe und Kniffe zu erhalten gewußt habe, bei der jetzigen Gelegenheit, da mir dieser Gutskauf eine Menge heimlicher Neider erregt hat, nicht gern zu sehr und auf eine auffallende Art strapaziren möchte. Hören Sie nun, lieber Freund, wie ich glaube, daß meine Angelegenheit, ohne daß Ihnen oder mir zu wehe dabei geschehe, arrangirt werden könnte. Denn ganz kann ich Sie freilich nicht aus dem Spiele lassen, so sehr ich es auch zu können wünschte. Sie sind nun einmal, weil Sie es selbst so gewollt haben, mein Verleger, und müssen es nun seyn und bleiben, dafür ist kein Rath."

Wieland fragt nun wegen des Honorars für alle Supplemente und 4 noch ungedruckte Bände Fortsetzung der sämmtlichen Werke an, wofür er mit Ein-

schluß von 3000 Thaler, als bereits akkordirtem Honorar für die 2te Auflage von 30 Bänden der sämmtlichen Werke, 7000 Thaler foderte, jedoch mit dem Zusatz: „Sollten Sie indessen, lieber Freund, da Sie solche Dinge besser berechnen können als ich, herausbringen, daß Sie dabei zu kurz kämen — welches nie meine Meinung seyn kann — so lassen Sie uns 1000 Thaler von obiger Summe wegschneiden, und als feststehend annehmen, daß ich für alles Besagte 6000 Thaler bei Ihnen gut hätte." — „Warum ich Sie nur bitte, ist, daß ich auf künftigen Michaelistag 4000 Thaler von Ihnen zu empfangen, sicher rechnen könne. So haben Sie mich aus aller Verlegenheit gezogen, und ich will selbst dafür sorgen, wie und woher ich das übrige, was mir noch fehlt, herbei schaffe."

Hienach kann man nun die verbreitete Sage berichtigen, daß Wieland durch die neue Ausgabe seiner Werke sich ein Rittergut verdient gehabt habe; eine Sage, die nur durch alle von ihm genommenen Vorsichtsmaasregeln zur Sicherung seines stets bewährten Kredits Wahrscheinlichkeit erhielt.

11.

Viele würden durch so große Schwierigkeiten von der Erfüllung eines Lieblingswunsches sich haben ab-

schrecken lassen, Wieland aber scheute alle Hindernisse nicht, um seinen Zweck zu erreichen, den er denn auch gegen Ende Aprils 1797 glücklich erreichte. Da schrieb er am 1. Mai seinen ersten Brief aus Oßmannstädt an Göschen.

„Die verwichenen vierzehn Tage waren die unruhigsten meines ganzen Lebens, denn sie wurden damit zugebracht mein Haus in der Stadt an Hrn. geheime Rath Voigt zu verkaufen, mit meiner ganzen Familie und aller meiner fahrenden Habe nach und nach hieher zu emigriren, mich hier wieder ein wenig einzurichten, und inzwischen noch eine Menge nöthige Reparaturen im Hause, und Veranstaltungen und Arbeiten im Garten machen zu lassen ꝛc.

„Am verwichenen Dienstag (den 25. April) eben wie wir in den Wagen steigen wollten, stürzte unser in diesem Moment von Kiel zurückgekommene älteste Sohn Ludwig in unsere Arme, und machte unsre Freude vollkommen; denn wir fanden ihn über unsre Erwartung vorgerückt und ganz so, wie das Herz eines Vaters und einer Mutter sich einen aus fremdem Lande zurückkommenden Sohn nur immer wünschen kann. Er hat an Größe, Stärke und Gesundheit von außen und innen zugenommen, und was er bereits ist, garantirt mir was er noch werden kann und wird, mit so vieler Sicherheit, daß ich das undankbarste aller Geschöpfe Gottes seyn müßte, wenn ich mich nicht für das Glücklichste hielte. O, mein

Freund, Sie müssen selbst kommen, und einige Tage bei uns leben, um alle unsre kleinen ländlichen Freuden, und diese höchste und süßeste aller Menschenfreuden, die mir ein solcher Sohn an der Spitze aller meiner übrigen so gutartigen, liebenswürdigen Kinder und Enkel gewährt, mit dem Manne zu theilen, für dessen Ruhe, Zufriedenheit und Glück Sie selbst so thätig sind. Schonen Sie indessen Ihre Gesundheit so viel in diesen mühseligen Meßwochen nur immer möglich ist, und sobald sie vorüber sind, eilen Sie auf Flügeln der Morgenröthe zu Ihrem

Wieland.

Mit solchem Entzücken war er in sein Osmantinum — wie er, des Horazischen Sabinum gedenkend, Oßmannstädt zu nennen liebte — eingezogen; die stillere, sanftere Freude folgte, und er prieß sich hier gleich glücklich in den trüben Tagen des Winters wie in den heiteren des Sommers.

Den 25. Jul. 1797. An Göschen. „Ihre Transmigrazion von Leipzig nach Grimma begleite ich mit meinen besten und herzlichsten Wünschen. Es kann Ihnen nie besser ergehen, als es zu meiner eigenen Zufriedenheit nöthig ist. Möchten Sie in der neuen Lage, in welche Sie sich gesetzt haben, nach Lieb und Gemüth sich so wohl befinden, als ich mich in meiner Oßmannstädtischen Retraite. Mir ist, als ob gar keine andere Art zu existiren für mich möglich sey, und die Weimarischen Profeten, die als

etwas ganz unfehlbares voraussahen, daß ich mich gar jämmerlich auf dem Lande und vis à vis de moi-même belangweiligen würde, bestehen mit Schande. Auch sperren sie die Augen mächtig darüber auf, daß ich (wie sie gestehen, oder vielmehr ungefragt versichern) so heiter und vergnügt aussähe, und können sich dieses Phänomen gar nicht erklären. Ich hingegen begreife das Wunder sehr gut, und in der That ungleich besser, als wie ich die 24 Jahre, die ich in Weimar gelebt habe, noch so leidlich habe aushalten können. Landluft, unverkünstelte Natur, viel Gras und schöne Bäume, äußere Ruhe und freie Disposizion über mich selbst und meine Zeit, das alles zusammen ist, so zu sagen, mein Element, so gut wie die Luft des Vogels und das Wasser des Fisches Element ist, und es geht also ganz natürlich zu, daß ich darin gedeihe. — Daß Sie nicht auf ein Paar Tage wenigstens zu uns kommen konnten, um sich hievon mit Ihren eigenen Augen zu versichern, ist mir um so mehr leid, da wir so manches, was wir noch zu überlegen und abzureden haben, mündlich bequemer als schriftlich hätten verhandeln können. — — Ich gebe indessen doch die Hoffnung noch nicht auf, und in der That gehört es schlechterdings zu meiner Zufriedenheit, daß Sie, dessen Thätigkeit und Freundschaft für mich so viel dazu beiträgt, mir diese angenehme Lage in meinem Alter zu verschaffen, ein Augenzeuge derselben seyen, und dadurch eine

Belohnung für Ihr Herz erhalten, an welche Sie so große Ansprüche haben." (Im Herbst war Göschen, zu Wielands großer Freude, ein Augenzeuge davon).

An Denselben. Den 19. Dec. — — Das Angenehmste ist, daß ich in diesem veränderlichen dumpfen und schlackrichten Winter eine, meine Entschließung, für immer auf dem Lande zu leben, über aller Menschen Erwartung rechtfertigende Probe über meine Leibeskonstituzion mache. In der Stadt würde ich mich in diesen verwichenen 8 Wochen höchst wahrscheinlich ziemlich schlecht befunden haben; hier in meinem Hause zu Osmannstädt befinde ich mich ununterbrochen wohl und munter, arbeite an meinem Schreibtische mit Succeß, habe, ungeachtet ich wenig vor die Thür komme, guten Appetit, und schlafe weit besser als ehemals. Alles dies entscheidet, wenigstens was mich betrifft, den Vorzug des Landlebens vor dem Stadtleben; nichts von den negativen und passiven Vorzügen des erstern zu gedenken, welche die Landmaus beim Horaz gegen ihre Freundin, die Stadtmaus, geltend macht. Nebenher thut mir auch das Bewußtseyn wohl, daß ich meinen großen Garten (der, wie Sie wissen, für sich allein schon ein kleines Landgut ist), in den 8 bis 9 Monaten, seit er mein ist, bereits in einen merklich bessern Stand gesetzt habe. Ich habe über 300 fruchtbare Bäume gepflanzt, von deren größerem Theile, sofern sie gut durch diesen Winter kommen, ich wenigstens die ersten

Früchte zu erleben hoffen kann; und das, was ich auf Kultur und Verbesserung verschiedener, nach und nach, durch Verwahrlosung, in Abnahme gekommener Partien bereits gewandt habe und noch verwenden werde, wird schon in künftigem Jahre so auffallend seyn, daß Sie, wenn Sie mich im Herbst 98 wieder besuchen, sich in ein kleines Paradies versetzt zu sehen glauben, und das, was es im Jahr 97 war, kaum wieder erkennen sollen."

So schien sich Wieland an der Grenze des Greisenalters am Ziel aller seiner irdischen Wünsche zu stehen, und es ließen sich auf ihn seine eigenen Worte anwenden:

Vollkommnes Glück ist nicht der Menschheit Loos.
Du gäbst es uns, Natur, wenn wir's zu tragen wüßten!
Zufrieden liegt in deinem Mutterschoos
Der gute Mensch, vergnügt mit seinem Loos;
Stets glücklicher durch mitgetheilte Freude,
Getroster stets bei mitgefühltem Leide.

Achtes Buch.

1.

Daß Wielands Zurückziehung auf das Land eine Zurückziehung von seinen lebenslänglich gewohnten litterarischen Beschäftigungen und Arbeiten auch dann nicht zur Folge gehabt haben würde, wenn er nicht auf den Ertrag dieser Arbeiten hätte rechnen müssen, bedarf wol keiner Versicherung; denn wie Göthe's Tasso, so konnte er von sich sagen:

Wenn ich nicht denken und nicht dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.

Was er aber wünschte und hoffte, das war eine Veränderung in seinen litterarischen Beschäftigungen und Arbeiten, um des Ueberdrusses und des Verdrusses, den ihm manche seiner bisherigen je länger je mehr verursacht hatten, sich zu entledigen. Vor allen Dingen dachte er daher daran, den Merkur aufzugeben.

Viererlei war es immer gewesen, was ihn dabei besonders geärgert hatte; der Ocean von Briefen aus allen Gegenden Teutschlands, worin er bisweilen zu versinken fürchtete; — schlechte Verse, die man ihm zusendete; — schlechte Handschriften und Korrekturen; — und die Zerstückelung seiner Zeit. Bisher hatte er aber noch immer ganz leidliche Mittel dagegen gefunden.

Was den ersten Punkt betrifft, so brauchte er wenigstens nicht alle eingegangenen Briefe zu beantworten. Manche hätte er gern beantwortet; unvermerkt aber war ihm die Zeit verstrichen, in welcher zu antworten noch schicklich heißen konnte. Je öfter ihm dies begegnet war und — man muß hier um so billiger seyn, da er nöthige Briefe nie unbeantwortet ließ, — begegnen mußte, desto mehr gewöhnte er sich an den Gedanken, der größte Briefschuldner in Teutschland zu seyn, und ertrug die ihm deshalb gemachten Vorwürfe mit Geduld, machte sich wol selbst noch größere Vorwürfe, tröstete sich aber damit, daß das Unmögliche zu leisten ihm doch nicht möglich sey.

Das zweite Uebel konnte ihn zwar bisweilen sehr in Harnisch jagen, gab ihm aber auch eben so oft glückliche Anwandlungen von guter Laune, von welcher sich hier ein General- und ein Special-Beweis geben läßt. Jener besteht in einer Art von Manifest, welches er einst zu seiner Rettung erließ, und welches so lautete: „Verschiedene, welche mich mit allerlei theils

versifizirten, theils prosaisch-poetischen Aufsätzen, Idyllen und dergleichen für den Merkur zu beschenken die Gewogenheit hatten, setzen mich in eine Art von Verlegenheit, deren ich gern auf immer überhoben zu seyn wünsche. Ihr geneigter Wille verdient Dank, — aber — — es entsteht hier eine leidige Kollision von Pflichten, deren Effekte weder Ihnen noch mir angenehm seyn können. Einige scheinen von der Güte ihrer Produkte so überzeugt zu seyn, daß man Ihnen, ohne Beleidigung, weder sagen noch zu verstehen geben kann, man sei anderer Meinung. Andere sind zwar bescheidener, geben sich blos für Anfänger, bitten um Nachsicht, oder daß man Ihnen ihre Lektion korrigiren, oder Ihnen wenigstens sagen möchte, ob sie zur Dichterei berufen seyen oder nicht, — aber sie bringen das mit einer so sichtbaren Erwartung eines höflichen d. i. Ihrer Eigenliebe schmeichelnden Bescheides vor, daß man es kaum übers Herz bringen kann, Ihnen durch eine ehrliche Antwort weh zu thun. Hiezu kommt noch, daß unser einer — der von einem solchen jungen Kandidaten des Musenpriesterthums gefragt wird: Meister, was soll ich thun? — und ihm, nach seinem Gewissen, die Antwort werden läßt: Alles, lieber Freund, nur keine Verse machen! — sich darauf verlassen kann, daß der junge Aspirent diese Antwort geradezu für einen Beruf, sich nun erst recht aufs Versemachen zu legen, annehmen wird. „Denn — sagt er sich selbst — meine Verse müssen

doch wol gut seyn, weil Wieland fürchtet, daß ich ihn ausstechen werde, und mich also, gleich an der Schwelle des Musentempels, gerne zurückschrecken möchte. Ja, wer so einfältig wäre, und den Kniff nicht merkte!" — Wenn nun vollends das Werk, das im Merkur paradiren soll, ein Gedicht über die Historia von Peter von Provinzia und von der schönen Magellone ist, und sich so anfängt:

Laß, Vater, laß mich ziehn, sprach Peter,
In ritterlicher Fehd die Welt zu sehn
Wie alle Ritter thun. — Bestehn
Zu können trau ich mir, und weder
Fürcht' ich vor Riesen mich noch Drachen;
Ich muß mir einen Namen machen,
Denn, liebster Vater, glaubt es mir,
Am liebsten seh' ich mich in ritterlicher Zier.
Zieh hin, mein Sohn, in Gottes Namen
Und aller Heiligen, nimm Dir ein gutes Roß,
Kein Abenteuer sey zu groß
Vor dich, — aus ritterlichen Saamen
Bist du gezeugt; es ist dir angeboren;
Der Stamm, woraus ich stamm
Ist ädel, auserkohren;
So alt ich bin, merk ich noch immer flamm
Der ritterliche Muth, wenn ich Thurniere seh;
Wär ich nicht itzt so schwach,
So wär das Rennen meine liebste Sach.

und z. B. so fortfährt:

— sag ihm, ich wäre
Ein armer Aedelmann aus Frankreich;
Suchte in der Welt Lob und Ehre
Von Frauen und Jungfrauen zugleich.
Der König vernahm die Antwort und sagte:
Züchtiglich ist er, will unerkannt
Seyn — doch wohl von großem Standt,
Kein Schlechter solch ein Rennen wagte.
Unter der Zeit rennt Peter
Mit allen Rittern, und jeder
Bekannte: in vielen Jahren
Hätten sie so etwas nicht erfahren;

und wenn nun der Dichter eines solchen Werks mir Zween Gesänge in diesem Gusto zuschickt, mit der Versicherung, daß die übrigen, sobald der erste Gesang im Merkur stehe, sogleich folgen sollten, — fidem vestram, Quirites! — wie könnte sich der arme Verfasser des Winter- und Sommer-Märchens (die doch auch, zumal das letzte, in sehr kleinen Verslein gemacht sind), unterstehen, einem solchen Rivalen etwas Unangenehmes zu sagen? Der junge Mann würde natürlicher Weise denken müssen, es verdrieße Wieland nur, sich in Leichtigkeit der Verse und guter Art zu erzählen übertroffen zu sehen! Und dies ist es denn auch, was ich diesem jungen Dichter, wenn es ihm Gut thun kann, hiemit ohne Widerrede einge-

standen haben will. Nur der Merkur ist kein würdiger Schauplatz für solche Originalwerke. Mein unmaßgeblicher Rath ist also: das Werk besonders, und (um des Effekts willen) alle Gesänge auf Einmal, auf prächtiges Holländisches Papier, mit Kupfern von Chodowiecky, abdrucken zu lassen. Der Herr Verfasser wird an der Wirkung, die es thun wird, sein Wunder sehen! Itzt ist just der rechte Zeitpunkt, wo die Nazion einen Sinn für solche Werke hat; denn Er sieht ja, wie gut sie sogar den Oberon aufgenommen, der doch nur auf schlechtem Papier, und ohne Kupfer von irgend Jemand, sein Fortkommen in der Welt suchen mußte.

„Einem andern noch sehr jungen und bescheidnen Musensohne — hab' ich vor der Hand nichts zu sagen, als: daß es ganz gut ist, allerlei Exercitia stili zu versuchen, aber daß man solche Uebungen nicht drucken läßt. Uebrigens ist bei ihm itzt die Zeit, wo Horazens Rath eintritt:

Vos Exemplaria Graeca
Nocturna versate manu, versate diurna!

Die jungen Herren stellen sich die Sache zu leicht vor; aber darum reussiren sie auch so gut! — — Also: Scribite, Pueri, Scribite!"

Mancher ließ sich durch dieses Manifest doch nicht abhalten, seine schlechtgeleckten Bären — wie sie Wieland nannte — ihm zuzuschicken. Die meisten konn-

ten ohne Umstände in das Merkur-Archiv eingesperrt werden, und da würden sie ganz vergessen worden seyn, wenn nicht Bürger einmal über den Schofel in seinem Almanachs-Archiv laut geklagt hätte. Bei dieser Gelegenheit that Wieland Bürgern einen Vorschlag zur Güte im Betreff ihrer Archive.

„Wie, wenn wir unsere Schofel zusammenwürfen, und ließens als eine neue periodische Sammlung, etwa (weil man uns den Titel Olla Potrida schon weggeschnappt hat) unter dem Namen Kapuziner-Suppe*) zum Besten der Armen, monatlich drei bis vier Bogen, drucken, so lange Vorrath da wäre? Das wäre wenigstens ein Ausweg, wie die Verfasser (es wäre denn, daß sie als Arme an Geist den Nutzen beziehen wollten) durch diesen Abgang ihres Gehirns noch zu Wohlthätern werden könnten. Denn daß unsere Kapuzinersuppe nicht Liebhaber finden sollte, daran dürfen wir nicht zweifeln. Wo ist etwas in der weiten Gotteswelt, daran sich nicht irgend eine Art von Geschöpfen weide und labe?" — Indeß ward es ihm freilich nicht mit allen so gut, sie ohne Weiteres zur ewigen Ruhe zu bringen, und besonders mit denen nicht, von denen ihre respectiven Väter versicherten, sie recht con amore erzeugt zu

*) Eine Art von Olla Potrida, die vor den Kapuzinerklöstern an gewissen Tagen den Bettelleuten ausgetheilt wird.

haben. So oft er diese Versicherung las, wandelte ihn ein Grauen an, denn nach vielfältiger Erfahrung rechnete er da allezeit auf eine Misgeburt, für welche die väterliche Liebe verblendet war. Diese ließ es daher nicht dabei bewenden, daß von den Kindlein keine Notiz genommen worden, sondern fragte fleißig nach, und bat sich am Ende nicht nur die Kindlein zurück, sondern auch um ein Gutachten über dieselben. Begreiflicher Weise blieb dieses in den meisten Fällen aus; bisweilen aber erfolgte doch eins, je nach Beschaffenheit ein ernstes, oder ein verdrießliches, oder ein launiges. Nur von der letzteren Art soll hier eins — den angekündigten Spezialbeweis enthaltend — mitgetheilt werden. Ihm, der so sehr darauf sah, daß der Dichter, auch bei allen Reimfesseln an Händen und Füßen, in seinem Sylbentanze sich mit Leichtigkeit bewege, und der Reime nur dann für eine Art von Verdienst hielt, wenn sie den Dichter nicht genirt zu haben schienen, wenn sie sich unvermerkt wie von selbst an ihren Ort stellten, keine Flickwörter, keine schleppenden, harten oder gewaltsamen Wendungen und Wortfügungen veranlaßten, ihm mußte ein Gedicht, welches gegen alles dies gewaltig sündigte, ein Greuel seyn. Einst erhielt er ein solches von einem ihm befreundeten Manne, der — durchaus sein Gedicht zurück, revidirt und begutachtet haben wollte. Da schrieb ihm Wieland:

Hier, werther Herr, Freund und Patron,
Auch neuer Bruder im Apollon,
Ist das verlangte Manuskript.
Ein Schelm, ders besser, als ers hat, gibt!

Zwanzig Jahre lang hatte er alle Korrekturen des Merkur allein besorgt, und war, theils durch unzeitige Unterbrechung, theils durch schlechte Setzerarbeit allerdings oft sehr übellaunig dabei geworden. Dies erfuhr Lütkemüller, der ihm seit 1795 hierin beistand, sehr bald. Eines Vormittags, wo dieser in Wielands Bibliothek sich befand, trat Wieland, einen Korrekturbogen in der Hand, zu ihm mit den Worten: „Sagen Sie mir doch, was für eine Rage von Setzer ist denn da beim Merkur angestellt worden? Der Herr Hofbuchdrucker meint ohne Zweifel, er dürfe mir den Stall des Augias auszumisten geben?" Er ließ nun seinem Zorne freien Lauf. Bei der ersten kleinen Pause erwiederte Lütkemüller: „Es ist freilich ein unerträgliches Stück Arbeit, und der Setzer hat auch ziemlich das Ansehen eines Onokephalos; die letzte Handschrift jedoch —" — „Kann ihn nicht entschuldigen — fiel Wieland ein. — Sagen sie dem Hofbuchdrucker, daß er sofort sich einen bessern Setzer anschaffe, sonst ließe ich den Merkur in Jena drucken!" — Als Lütkemüller, bald nachher aus der Bibliothek trat, empfing ihn Wieland mit einem Blatte in der Hand, und sprach: „Es ist wahr, die

letzte Handschrift ist abscheulich, so daß sie dem Setzer wol zu einiger Entschuldigung dienen kann. Aber was soll ich machen? Solche unleserliche Handschrift abschreiben lassen? Das wäre Sache des Verfassers. Jeder Gelehrte und Schriftsteller sollte eine leserliche Hand schreiben, daß ließe mit Fug und Recht sich fodern; sonst müßte er seine Druckschriften von einem seiner Hand kundigen Schreiber gut leserlich kopiren lassen." — — Auf diese Weise theilte, aber eben dadurch legte sich auch sein Zorn.

Die Zerstückelung der Zeit, bei Herausgabe einer Monatsschrift allerdings nicht ganz vermeidlich, hätte doch großen Theils durch Verbindung mit einem befreundeten Gelehrten vermindert werden können. Wieland hatte wegen Herausgabe des Merkur stets mit einem andern Gelehrten in Verbindung gestanden, vom Anfang an mit Bertuch, seit 1784 mit Reinhold, seit 1788 mit Schiller, und seit 1793 mit Lütkemüller, der auch in Oßmannstädt noch sein treuer Gehilfe war; und bei einem etwa zu besorgendem Abgange von diesem durfte Wieland jetzt auf die thätigste Mitwirkung seines Freundes Böttiger rechnen, wie denn dieser die Herausgabe des Merkur nachmals auch übernahm. Auf keine Weise konnte also Wielanden eine Verlegenheit hieraus erwachsen, und allem Verdrießlichen von Zeitzerstückelung hätte er jetzt weit mehr vorbeugen können als jemals.

Alle vier bei dem Merkur ihm besonders verdrießlichen Dinge zusammengenommen aber waren nicht von der Art, daß sie ihn jetzt mehr als ehedem hätten bestimmen können, ein Unternehmen aufzugeben, dessen Fluch ihm mit der Zeit erträglicher geworden, und dessen Segen ihm nicht entbehrlich war. Der Merkur war für ihn bisher eine Erwerbsquelle gewesen, und er hatte ihn nicht eher aufgeben wollen, als bis der Absatz unter 700 Exemplare gesunken seyn würde. Da nun dieses noch keineswegs der Fall war, und er gleichwohl, zu einer Zeit, wo ihm das Versiegen einer Erwerbsquelle nicht gleichgiltig seyn konnte, zu einem solchen Entschluß kam, so scheint es, daß andere, und nicht unwichtige, Gründe ihn dazu bestimmt haben müssen.

Am 26. November 1798 schrieb er Göschen hierüber: „Eine unerwartete Neuigkeit habe ich Ihnen zu berichten, lieber Göschen. Der Teutsche Merkur muß mit dem Decemberstück dieses Jahres aufhören. Die Ursachen, die mich, wider Willen, dazu nöthigen, sind zum Theil nur zu einer mündlichen Confidenz qualifizirt. Die Hauptursache indessen ist und bleibt doch (um Ihnen nichts von meiner Lage zu verhehlen) keine andere, als daß ich die 1000 Rthlr. Kapital, die der Verlag und die Honorirung jährlich erfordern, im künftigen Jahre schlechterdings nöthig habe, um die Ausgabe zu bestreiten, welche die Vollendung meines Baues, das auf Jacobi anzuschaffende

Inventarium und die ganze Wirthschaftseinrichtung erfodern. Diese Ausgaben werden meine ganze Kasse verschlingen, so daß mir für den Merkur 99 und 1800 nicht ein Heller übrig bleibt. Ich kann und mag meinen Kredit nicht noch mehr anstrengen, als bereits geschehen ist; es bleibt also kein andres Mittel übrig, als den Merkur auf immer schlafen zu legen, wiewohl es ein wenig albern ist, daß er nicht wenigstens noch bis an den Schluß des Jahrhunderts leben konnte. Der Absatz war bisher in toto noch ungefähr 800 Exemplare jährlich; der Verdruß und die Plackerei aber, die ich vom Merkur habe, seitdem ich von Weimar weggezogen bin, wird durch die 200 bis 300 Thaler, die mir deductis deducendis als Profit übrig bleiben, nicht vergütet. Gemüthsruhe ist das unentbehrlichste für mich in meinen jetzigen Jahren."

Am 15. December schrieb er: „Herr O. C. R. Böttiger, der Ihnen, wie ich höre, auf den Fall daß ich den Merkur aufgebe, Propositionen zu dessen Fortsetzung gemacht, wird vermuthlich auch bereits geeilt haben, Ihnen zu berichten, daß ich (auf anhaltende Vorstellungen einiger Freunde) entschlossen bin, diese Zeitschrift noch bis 1800 incl. fortzusetzen, und sie dann zugleich mit dem 18ten Jahrhundert sanft schlafen zu legen. Ich bin sehr hart an diesen Entschluß gegangen; aber die Gründe für die Fortsetzung waren

doch die stärkern, und ich werde sehen müssen, wie ich mir helfe."

Wäre wirklich der Aufwand, welchen die Herausgabe des Merkur erfoderte, der Hauptgrund gewesen, warum er sie aufgeben wollte; welche Gründe hätten dann wol stark genug seyn können, um ihn zum Entschluß der Fortsetzung, die ihm so schwer wurde, zu bewegen? Und wie konnte ihm dieser Entschluß so schwer werden, da er früher erklärt hatte, daß er wider seinen Willen zu der Nicht-Fortsetzung sich genöthigt sehe? — Wieland scheint hier mit sich selbst im Widerspruch, ist es aber nicht; nur ist die von ihm angeführte Hauptursache nicht die wahre, sondern diese lag in seiner Besorgniß, seine Gemüthsruhe zu gefährden, und diese war bei ihm aus jenen Ursachen entsprungen, die er nur mündlich dem Freunde anvertrauen wollte. Der eigentliche Grund, der ihn, wider seinen Willen, zu dem Entschluß brachte, den Merkur aufzugeben, war derselbe, der ihm den Entschluß zur Fortsetzung so schwer machte, und durch den er sich doch zu dieser Fortsetzung von seinen Freunden bestimmen ließ. Dieser Grund aber lag in dem damaligen Zustande unserer Litteratur.

2.

In der Philosophie hatte die durch Kant angeregte Revoluzion bereits höchst bedeutende Fortschritte gemacht. Die Kantische Philosophie selbst, durch den Skeptizismus Hume's veranlaßt, und vom Geiste der Skepsis selbst durchdrungen, war von der, welche Wieland sich gebildet hatte, so entfernt nicht, daß Wieland sich mit ihr nicht hätte befreunden können; vielmehr hätte sie ihm willkommen seyn müssen; da sie in ihrem theoretischen Theile — um mich dieses Ausdrucks zu bedienen — das zu beweisen strebte, was die bisherige englándisch-französische Philosophie nur unter die zweifelhaften Dinge gestellt hatte, daß nämlich eine Metaphysik — wenigstens in dem Sinne, wie man es bisher gemeint und gewollt hatte — für die Menschen unmöglich sey. Eine Philosophie, welche die unbegründeten Ansprüche eines übermüthigen Dogmatismus in ihrer Nichtigkeit darstellte, durch ihr kritisches Verfahren die Grenzlinie zu ziehen suchte, über welche hinaus der menschliche Geist sich nicht wagen dürfe, wenn er nicht auf das stürmische Meer bloßer Meinungen verschlagen werden wolle, und die dagegen echt sokratisch die Forschung vorzüglich auf das Gebiet des Moralischen hinlenkte, eine solche Philosophie mußte, wenigstens ihrer Tendenz nach, Wielanden, sobald er sie nur kennen lernte,

als ein glückliches Zeichen der Zeit erscheinen. An Gelegenheit aber diese, durch ihre theils neue theils aus der veralteten Scholastik entlehnte Kunstsprache und manche Schwerfälligkeit im Vortrag ihres Urhebers vielleicht auch ihn abstoßende, wenn nicht anstößige, Philosophie näher kennen zu lernen, ja sich selbst mit ihr zu befreunden, fehlte es Wielanden nicht, da in seinem eignen Hause sein geliebter Schwiegersohn Reinhold das Studium derselben aufs eifrigste betrieb, und durch seine, im Merkur zuerst mitgetheilten, Briefe über die Kantische Philosophie zur allgemeinen Verbreitung der Ideen derselben so ausgezeichnet wirkte, daß Kant selbst sich ihm zum Dank dafür verpflichtet fühlte. Fremd konnte daher Wielanden dieses neue geistige Streben nicht bleiben; er nahm vielmehr fortwährend den innigsten Antheil daran, auch als Reinhold, i. J. 1787 als Professor nach Jena berufen, in seinem neuen Wirkungskreise der berühmteste Verkündiger der neuen Lehre geworden war. Nach Lesung von Reinholds Abhandlung über die bisherigen Schicksale der Kantischen Philosophie, die i. J. 1789 im Merkur zuerst erschien, schrieb er diesem:

„So eben habe ich mir endlich die nöthige Zeit mit Gewalt genommen, Ihren Aufsatz über die bisherigen Schicksale der Kantischen Philosophie zu durchlesen. Ich kann Ihnen die Größe meines Vergnügens darüber und die Vollständigkeit meines Beifalls nicht mit

Worten ausdrücken. Außerdem, daß Sie der guten Sache dadurch einen wesentlichen Dienst gethan, genieße ich schon im Voraus den neuen Triumph, den Ihnen diese in jeder Betrachtung vortreffliche Schrift verschaffen wird, mit unsäglicher Freude. Sie erscheinen darin in einem Lichte, das Sie in den Augen eines jeden Lesers, der nicht ein tribus Anticyris insanabile caput ist, zum vollgiltigsten Ausleger der Kantischen Mysterien weihet, und Kant wird unter denen, die noch nicht selbst sehen können, eine Menge Proselyten, wenigstens proselytos portae, bekommen, die durch den Glauben an Sie zum Glauben an ihn werden geführt werden. Nichts könnte in Rücksicht auf die Wirkung, die Sie dadurch auf das Publikum thun, glücklicher seyn als der Gedanke, die Frage noch unentschieden zu lassen, ob Kant allgemein giltige Prinzipien gefunden, aber auf die einleuchtendste Art zu beweisen, wofern dies wäre, so hätte seine Philosophie per naturam rerum nothwendig alle die Schicksale erfahren müssen, welche sie bisher gehabt hat. Sie werden in kurzem selbst sehen, wie diese Art zu argumentiren auf den größten Theil aller nur leidlich hellen Köpfe wirkt, mit wie vieler Bewunderung und Freude dieser Aufsatz aufgenommen werden, und wie ungeduldig man dadurch nach der Belehrung werden wird, die das Publikum von Ihnen über die Kantische Philosophie selbst erwartet. Ganz besonders wird auch der gute Ton gefallen, der Ih-

nen eigen ist, und der Sie so sehr zu Ihrem Vortheil von unsern übrigen Philosophen, selbst denen, die für die elegantiores gelten, auszeichnet. Kurz, mein liebster Reinhold, mit diesem hellen Kopfe, diesem Scharfsinne, diesem richtigen Ueberblick über das ganze Gebiet der Philosophie, dieser Mäßigung und Bescheidenheit bei einer so wohlbegründeten Zuversicht zu sich selbst und Ihrer Sache, dieser Kunst des Vortrages und ungezwungenen Eleganz des Stiles — worunter Sie unter allen Philosophen von Profession der einzige sind, — werden Sie bald die ganze Lesewelt auf Ihrer Seite haben, die allgemeine Achtung unverlierbar gewinnen und mit Kants Namen und Ruhm den Ihrigen unauflöslich und auf ewig verbinden."

Mit Vergnügen folgte Wieland seinem geliebten Reinhold auf dessen weiterer Bahn, vorzüglich aber als er sah, wie dieser sich dem Praktischen zuwendete: und gegen die Kantische Philosophie erklärte er sich erst dann mit einer Art von Unwillen, als Reinholds Nachfolger in Jena, Fichte, nicht mehr mit der umsichtigen Behutsamkeit des Verfassers der Kritik der Offenbarung, sondern als der stürmische Begründer der Wissenschaftslehre aufgetreten war. Er schrieb darüber 1794 an Reinhold nach Kiel:

„Ihr Brief, liebster Reinhold, enthält so viel Interessantes für mich, als er Zeilen und Worte enthält: aber das aller Interessanteste ist für mich,

was Sie mir von Ihren Vorlesungen über Moral und Naturrecht schreiben. O wie glücklich haben Sie mich auf den Rest meines Lebens gemacht, da Sie mir schreiben — „die Wichtigkeit des Sujets macht es mir zur Gewissensangelegenheit, durchgehends popular zu seyn, alle Philosopheme auf bloße Aussprüche des gemeinen gesunden Verstandes zurückzuführen und schlechterdings kein spekulatives System dabei vorauszusetzen: ich begreife nicht, wie ich bisher irgend ein anderes Kollegium eher lesen konnte als dieses, das sich am Ende allein gelesen und studirt zu werden der Mühe verlohnt." — Dank sey dem Himmel, daß ich einen meiner sehnlichsten Wünsche nun mit einer Art von Gewißheit erfüllt zu sehen hoffen kann, oder vielmehr, dem Anfang nach, wirklich schon erfüllt sehe! Denn ganz gewiß sind Sie dazu auserwählt, der Welt das, was sie am meisten bedarf, eine Philosophie für Verstand und Herz zu geben, die auf Prinzipien ruhe, die allen verständigen und fühlenden Menschen von jeher einleuchtend und zur praktischen Ueberzeugung hinlänglich gewesen sind, — eine hinlänglich vollständige Theorie alles dessen, was kein Mensch ohne Schaden ignoriren kann, und was allem Handeln in allen Verhältnissen und Lagen des Lebens zum Grunde liegen soll, und zu deren Verständniß man nichts weiter als ein nicht ganz ungebildeter, wiewohl vollständiger, unverstümmelter und wenigstens

in den wesentlichen oder edlen Theilen der menschlichen Natur leiblich gesunder Mensch zu seyn nöthig hat. Ueberlassen Sie es dem spitzfindigen Sophisten F. eine aus Ich und Nicht-Ich herausgesponnene Wissenschaftslehre und Philosophie zusammen zu weben; lassen Sie ihn sich mit dem ewig vergeblichen Versuch, aufklären zu wollen was nicht klar zu machen, beweisen zu wollen was nicht zu beweisen ist, seinen Geist abschächern und seine Zeit verderben; — lassen Sie ihn immerhin zeigen, ob er (wie neulich einer seiner Lobredner weissagte) der einzige Mann sey, dem es gegeben sey, der Philosophie das zu werden, was Euklides der Mathematik u. s. w. Begnügen Sie sich an dem, was Sie in der höheren spekulativen Philosophie mit so großem allgemeinem Ruhm bereits geleistet haben, und ergeben sich nun ganz der schönen Bestimmung, die wahre Philosophie aus einer den meisten Erdbewohnern unzulänglichen Region zu uns auf die Erde herabzuführen und, mit einem Wort, ein Sokrates für unsere Zeit, für die Bedürfnisse dieser Zeit zu werden; zwar mehr, als er zu seiner Zeit seyn konnte, aber in einem andern Sinn eben das für uns seyn, (die wir um so viel weiter als die Griechen seine Zeitgenossen in der Ausbildung vorgerückt sind), was Er für die Fähigkeit und das Bedürfniß seiner Zeit war. In dieser Hoffnung lasse ich michs denn auch keineswegs verdrießen, daß Ihr

daß dies doch alles seine Prädikate wären, in solche Herzlichkeit überging, daß für Fichte sehr angenehme Augenblicke daraus entstanden. Dies aber konnte bei Wieland doch nur vorübergehend seyn, denn der geistreiche, beredte und gewandte Fichte konnte ihn zwar interessiren, um ihn aber lieb zu gewinnen, dazu waren Beider Naturen sich zu entgegengesetzt, und Wieland fand je länger je mehr Veranlassung, Fichten aus dem Gesichtspunkt eines Sophisten zu betrachten, deren glänzende Eigenschaften, die guten wie die schlimmen, er allerdings in sich vereinigt besaß. Da nun Fichte damals noch durch keinen Sonnenklaren Bericht den Versuch gemacht hatte, zum Verständniß seiner Philosophie zu zwingen, so kann es wol seyn, daß Wieland von dieser Philosophie nicht viel wußte; daß er sie aber mit der Kantischen vermengte, und nun auch dieser abhold wurde, hatte doch, wie wir sehen werden, noch einen andern Grund.

Die durch die Kantische Philosophie bewirkte Revoluzion in der teutschen Geisteswelt erstreckte sich mittelbarer oder unmittelbar, auf jedes Gebiet der menschlichen Forschung. Höchst einflußreich war sie auf die Aesthetik und auf die ästhetischen Ansichten. Mit Kant selbst, der nicht blos den Namen der Aesthetik verwarf, sondern ihr auch ihre seit Baumgarten öfters zugestandenen Ansprüche auf philosophische Wissenschaftlichkeit absprach, und an die Stelle einer solchen Aesthetik eine Geschmackskritik[1] stellen

wollte, würde Wieland im Wesentlichen sehr wohl einverstanden gewesen seyn, aber auch hier war es die neue aus der Kantischen hervorgegangene Schule, die ihn — abstieß. Fichte selbst that hiezu nichts, und sein System würde vielleicht ganz ohne Einfluß auf die Aesthetik geblieben seyn, wenn nicht Schiller die Grundidee der Wissenschaftslehre auf dieselbe angewendet hätte. In dieser Beziehung besonders bezeichnen die seit dem Jahre 1795 von Schiller herausgegebenen Horen eine neue Epoche, mit welcher unverkennbar eine gänzliche Umgestaltung der Aesthetik begann. Still und allmählig nur würde diese herbeigeführt worden seyn, wenn man nur so ruhige Untersuchungen angestellt hätte wie die Schillerschen und die von Wilhelm v. Humboldt in den Aesthetischen Versuchen (1799): allein bald fand sich ein gewaltsames revolutionäres Treiben ein, eine neue Sturm- und Drangperiode, während deren ein Terrorismus im Gebiete des Aesthetischen eben so herrschend werden sollte, als er es in der politischen Welt und unter den — Philosophen war. Das Panier desselben wurde in dem Schillerschen Musenalmanach für 1797 aufgepflanzt durch die Verfasser der Xenien — Göthe und Schiller.

Wie die Xenien, diese, vielleicht in jeder Hinsicht, als preiswürdig und als verwerflich, einzige Sammlung von Epigrammen die Leidenschaftlichkeit aller Partreien gegen einander auf das heftigste aufregte,

mag, wer Lust dazu hat, aus der Menge von Gegengeschenken, welche den Gastgebern von Weimar und Jena gemacht wurden, aus der Menge von Nachahmungen, und aus den Sottisen, die man sich gegenseitig fast in allen Blättern mit steigender Derbheit sagte, ersehen; uns ist es hier nur um den Eindruck zu thun, den sie auf Wieland machten, und um die Folgen, die sie für ihn hatten.

Beide Verfasser der Xenien waren Wielands Freunde. Sein Verhältniß zu Göthe kennen wir; nur von dem zu Schiller ist also nöthig, vorher ein Wort zu sagen.

3.

Wieland konnte in Schiller, da dieser, gleichsam als Universalerbe der früheren Sturm- und Drangperiode, mit den Räubern, Fiesko, Kabale und Liebe, auftrat, und seiner Zeit sich bemächtigte, weil er mit Kühnheit ohne Gleichen gegen die Schranken ankämpfte, die zu durchbrechen man immer allgemeiner und sehnlicher wünschte, Wieland konnte in ihm nicht den außerordentlichen Genius verkennen, war aber doch weit entfernt, ihm gleich anfangs so huldigen, wie er Göthe gehuldigt hatte. Selbst als in der Rheinischen Thalia die erste Bear-

hestung des Don Karlos erschien, änderte sich Wielands Urtheil nicht, wie die folgende, Wielanden abgefoderte, und in der Handschrift aufgefundene Kritik über dieselbe bezeugt.

Weimar den 8. Mai 1785. Sie haben durch den Wunsch, Ihnen von dem Probestücke des Schillerschen Don Karlos im 1. Hefte der Rheinischen Thalia meine Gedanken schriftlich vorzulegen, ein grösseres Vertrauen in meine kunstrichterliche Geschicklichkeit zu setzen geruht als ich verdienen zu können befürchte. Das dramatische Fach ist niemals weder mein innerer Beruf noch mein besonderes Studium gewesen; ich besitze wenig von alle dem, was man unter dem vielsagenden Worte Theaterkenntniß begreift; und endlich scheint auch die wenige Rücksicht, welche von unsern neuesten Schauspielmachern auf meine vielmals öffentlich geäußerte Grundsätze über diesen wichtigen Zweig der Musenkunst genommen worden, ein billiges Vorurtheil gegen meinen Geschmack in dramatischen Dingen zu erwecken.

Wie dem aber auch seyn mag, ich unterziehe mich der kleinen Arbeit, so Sie von mir verlangen. Und ich werde in Eröffnung meiner Meinung von diesem neuesten Versuche des Hrn. Raths Schiller um so freimüthiger seyn, da ich solche einem Richter vorlege, dessen letztem und entscheidendem Urtheil ich sie mit gänzlicher Ergebung unterwerfe.

Es würde verwegen seyn, über das Ganze eines

so großen Werkes als eine Tragödie ist, nach dem ersten Act schon urtheilen zu wollen. Indessen findet doch hier das bekannte ex ungue leonem statt; und Hr. Schiller hat in diesen acht Scenen schon so viel von der Anlage seines Stückes, von den Grundzügen seiner handelnden Personen, von seiner Darstellungsart, Sprache, Versification u. s. w. sehen lassen, daß man wenigstes über diese Theile einigermaßen zu urtheilen im Stande ist.

Ueberhaupt scheint mir die Wahl des Sujets seinem poetischen Muthe Ehre zu machen. Gewiß würde es, in der gehörigen Vollkommenheit ausgeführt, eines der besten Stücke werden, die jemals auf die Schaubühne gebracht worden. Aber die Schwierigkeiten, die er dabei zu überwinden hat, sind, meines Erachtens, groß genug, um den ersten Meister der Kunst abzuschrecken.

Diese Schwierigkeiten würden ungleich geringer seyn, wenn die Geschichte, woraus er den Stoff seines Stückes genommen, etliche tausend Jahre älter wäre: aber, so nahe wie sie uns liegt, machen Zeit und Ort die Bearbeitung desselben fürs Theater, und insonderheit die tragische Behandlung einer incestuosen Liebe um so schwerer, weil der Dichter, durch viel bestimmtere Formen, durch weit strengere Gesetze des Wahrscheinlichen, Schicklichen und Anständigen gebunden, sich immer zwischen der Gefahr

zu viel oder zu wenig zu thun, wie zwischen Scylla und Charybdis forttreiben muß.

Wie groß aber auch immer die Schwierigkeiten seyn mögen, aus dem Don Carlos oder vielmehr aus des Abbé de St. Real kleinem Roman dieses Namens, eine gute Tragödie zu machen: so bleibt doch gewiß, daß dem Genie alles möglich ist. Aber freilich machen selbst die größten Geisteskräfte für sich allein so wenig einen vortrefflichen Tragödienschreiber als irgend einen andern Künstler, und die reichste, lebendigste und feurigste Einbildungskraft kann den Mangel an Welt und Menschenkenntniß, und an richtiger Beurtheilung des Wahren und Schicklichen, welche den Dichter selbst in den Stunden der höchsten Begeisterung nie verlassen darf, nicht ersetzen.

Ich hege keine geringe Meinung von den Fähigkeiten des Hrn. S. und ich habe auch in diesen ersten Scenen seines Don Carlos viele Stellen und einzelne Züge gefunden, die mich darin bestärkt haben. Soll ich aber aufrichtig gestehen, was das Resultat einer aufmerksamen Prüfung seiner Arbeit bei mir gewesen ist, so glaube ich, daß er seine noch immer zu feurige und zum Ausschweifen geneigte Einbildung noch durch leichtere Vorübungen, z. B. durch Bearbeitung eines oder mehrerer Sujets aus den alten heroischen Zeiten, noch mehr zu bändigen suchen, die Kunst der Tragödie noch mehr aus den Werken der Griechischen und Französi-

schen Meister studieren, sich um eine nicht bloß dichterische, sondern exakte philosophische Theorie der menschlichen Natur bewerben, und mit einem Worte, die Zeit der Reife seines Geistes erwarten sollte, ehe er ein Werk unternähme, wo der Verfasser der Räuber alle Augenblicke Gefahr läuft, gegen Wahrscheinlichkeit, Schicklichkeit und Anständigkeit zu verstoßen. Nichts als das Wahre ist schön; nichts als das Wahre thut Wirkung auf Leser oder Zuhörer, denen ein Mann von Geschmack zu gefallen wünschen kann. Ein Dichter kann seinen Personen die schimmerndsten Gedanken, die gewaltigsten Ausdrücke einer heroischen Sinnesart, die schönsten Bilder, u. s. w. in den Mund legen — wenn es nicht am rechten Orte geschieht, wenn er sie eine Sprache reden läßt, die sich für ihren Stand nicht schickt und die kein Mensch ihrer Classe jemals gesprochen hat, wenn sie alle Augenblicke wie Poeten, und sogar wie lyrische und dithyrambische Poeten reden *), wenn sie, um sich recht stark und neu auszudrücken, bald ins Schwülstige und Affectirte fallen u. s. w., so ist es unmöglich, daß er die Täuschung hervorbringe, in welcher die Magie der Dichtkunst besteht, und wovon ihre ganze Wirkung abhängt.

*) S. die Nattern seines Sohnes, welche König Philipp zu Gaste ruft, in der ersten Scene zwischen Don Carlos und dem P. Domingo.

Ich möchte daher angehenden Tragödienschreibern einen Genius wünschen, der ihnen das Horazische Vos exemplaria graeca etc. Tag und Nacht in die Ohren flüsterte. Wer mit dem Geiste eines Sophokles vertraut worden ist, wer den hohen Werth seiner Simplicität, und den großen Verstand, der ihn nie etwas unrichtiges, spielendes, übertriebenes, unschickliches noch unzeitiges sagen läßt, recht zu schätzen gelernt hat, wird gewiß darin das beste Verwahrungsmittel vor diesen Fehlern finden, wovon oft ein einziger hinreichend ist, die schönste Scene zu verunzieren.

Es würde eine eben so weitläuftige als undankbare Arbeit seyn, wenn ich den vorliegenden 1. Act des Don Carlos nach meinen Begriffen von dem, was eine Tragödie seyn soll, oder nach irgend einem anerkannten Meisterwerk der Griechen und Franzosen, im Detail beurtheilen sollte. Ich empfehle diese Arbeit dem Hrn. S. selbst, und müßte mich sehr an ihm irren, wenn er den Unterschied nicht fühlen, oder ihn zu seinem Vortheile auslegen sollte. Ich kann mich irren; aber wenigstens spreche ich nach meiner innigsten Ueberzeugung, wenn ich sage, daß ich weder die Charaktere richtig gezeichnet, noch die Leidenschaften mit Wahrheit dargestellt finde; daß ich, auch dann, wenn ich zugeben könnte, daß es einem Tragödienschreiber, der seine Personen aus dem sechzehnten Jahrhunderte und dem Hofe Königs Philipp II. nimmt, erlaubt sey, sie in idealische Phan-

tasiegeschöpfe zu verwandeln, doch die psychologische Wahrheit nicht selten an ihnen vermisse, ohne welche sie allenfalls, wenn man will, schöne Karikaturen seyn mögen, aber doch immer nur Karikaturen sind; daß ich ziemlich häufig auf Gedanken und Ausdrücke gestoßen bin, die, meinem Gefühl nach, bald schwülstig, bald zur Unzeit witzig, bald sonst unschicklich und der redenden Person nicht anständig sind; und daß überhaupt die Sprache in diesem Stücke sehr weit von dem entfernt ist, was nach meinem von Sophokles und Racine abgezogenen Ideal die schöne Sprache der Tragödie seyn soll.

Herr S. verlangt mit Strenge beurtheilt zu werden. Dies ist, was ich mir nicht anmaßen kann noch will. Ich rede bloß nach meinem Gefühl. Es würde, wie gesagt, viel zu weitläufig seyn, die Gründe desselben mit einer gewissen Genauigkeit anzugeben, und vom ersten Verse bis zum letzten zu zeigen, was mir gefällt oder nicht gefällt, und warum ich so vieles nicht gut heißen kann. Aber einige Andeutungen, einige Beispiele bin ich doch zu geben schuldig.

Der Abbé Raynal scheint mir in einer Stelle seiner Histoire du Stadhouderat den Charakter des Prinzen Don Carlos mit wenig Zügen sehr gut gezeichnet zu haben. Le jeune prince (sagt er) étoit né avec cette grandeur d'ame, cette passion pour la gloire, cette élévation de courage, cette compassion pour les

malheureux qui font les Héros: mais il avoit un gout décide pour les choses extraordinaires et singulières, qui font souvent les aventuriers. Ganz gewiß ist dies gerade ein Charakter für die Tragödie, aber die Kunst ist, ihn nun mit Wahrheit darzustellen. Ich sehe, was Hr. S. thun wollte — ich sehe auch, daß es ihm hie und da gelungen ist: aber im Ganzen sehe ich doch in der Arbeit, wie er die Gesinnungen und Leidenschaften dieses Prinzen ausdrückt, mehr einen Giganten als einen Helden, mehr einen Wilden, der nie ein anderes Gesetz kannte als die rohe Natur, als einen Prinzen der von einem Carl V. seine erste Bildung erhalten hatte. Ich halte es, z. B. für unmöglich, daß ein Prinz wie Don Carlos in so unerträgliche Rodomontaden ausbreche, wie auf S. 146. Wer zum König geboren, und nur halbweg von Natur großherzig ist, prahlt nicht so im Ton der Könige unsrer alten Haupt- und Staats-Actionen mit den Vorzügen seiner Geburt — und wer kurz zuvor gesagt hat, er habe eine viehische Erziehung gehabt, (S. 130) er habe knechtische Begegnung erdulden müssen, sey im Angesicht des ganzen Hofes gegeißelt worden, daß er sich wie ein Wurm gewunden habe, habe drei Stunden auf einem Scheit Holz knieen müssen u. s. w., dem steht es wahrlich übel an, eine Viertelstunde darauf zu sagen:

was müssen sey, erfuhr der Knabe nie —

Ich halte es für unmöglich, daß ein Spanischer Kronprinz einem General-Inquisitor und Beichtvater des Königs, in Zeiten, wo auch der König vor einem General-Inquisitor zittern mußte, so begegne, wie Don Carlos S. 114 thut; auch scheint es mir, es habe diesem Prinzen, zu einer Zeit, da die Ewigkeit der Höllenstrafe bei allen christlichen Religionsparteien für die ausgemachteste Wahrheit galt, gar nicht einfallen können, dem besagten General-Inquisitor zu sagen:

— die Ketten der Verdammniß zerbrechen endlich —

Meinem Gefühl nach kann Don Carlos, so unsinnig ihn auch seine Leidenschaft in diesem Augenblicke machen mag, nicht zur Königin sagen: (S. 151.)

Von der Bettlerhütte
Bis zu dem Thron ist für den Glücklichen,
Der Sie gesehen hat, der Sprung nicht schwer.

Er kann, soll und darf solchen Non-Sens eben so wenig sagen, als er zum Rodrigo sagen darf:

o Rodrigo, schenke mir nur wenige Augenblicke allein mit ihr
und nimm dafür die ganze Unsterblichkeit des Carlos zur Verschreibung.

oder, als er sagen kann: S. 147.

daß Carlos nicht gesonnen ist,
der Unglücklichste in seinem Reich zu bleiben, wenn
es ihn nichts als den Umsturz der Gesetze
kostet, der Glücklichste zu seyn.

Aber freilich kann auch eine Königin von Spanien, und Henri IV. Tochter nicht wie eine Parisische Grisette sagen:

So schnell vergessen Pariser Mädchen ihre Heimath nicht.

Auch nennt sich diese Königin nicht Philipps Frau — sagt nicht:

weil ich ein kindisches Verlangen trug
mich mit der kleinen Clara zu vergnügen.

Dergleichen Ausdrücke, die nur in der bürgerlichsten Art von Lustspielen passend seyn können, kommen nicht selten vor, und stechen von der schwülstigen Sprache, die im Ganzen die Oberhand hat, seltsam ab.

Ueber den Charakter des Rodrigo, und die Schlußscene dieses Acts zwischen ihm und dem Prinzen wäre vieles zu sagen, was Hr. S., wenn er seine Arbeit nur ein einziges Jahr liegen läßt, und sie dann wieder mit kälterm Blute ansieht und durchmustert, sich vermuthlich selbst sagen wird. Ich erinnere hier nur dieß einzige: wenn die Anekdote, an die ihn der

Prinz S. 126 wieder erinnert, wahr ist; wenn Rodrigo zugeben, und zusehen konnte, daß Don Carlos um seinetwillen unschuldiger Weise so schimpflich und unmenschlich mißhandelt wurde, so war Rodrigo der elendeste unter allen Nichtswürdigen, die jemals unverdienter Weise Athem geholt haben; und es braucht nichts als diesen einzigen Charakterzug, um ihn den Zuschauern durch das ganze Stück unerträglich zu machen.

Im Vorbeigehen bemerke ich noch, daß der spanische Name Rodrigo die mittlere Sylbe schlechterdings lang haben muß, und daß man eben so wenig

– ◡ ◡

(wie Hr. Schiller durchgehends thut) Rodrigo als

– ◡ ◡ – ◡ ◡

Henricus oder Polonus sagen kann. Eben so sagt man in Spanien nicht Dom Karlos, oder Dom Philipp, sondern Don. Das Dom ist nur bei den Benediktiner-Mönchen von der Congregation de St. Maur üblich, wo es eine Abkürzung des bei andern Katholischen Geistlichen und Religiosen gewöhnlichen Domnus statt Dominus ist. Auch in Kleinigkeiten muß man beim Kostum bleiben.

Ich fange zu spät an zu merken, daß ich die Geduld zu ermüden Gefahr laufe, und lasse es also um so lieber bei dem bisher gesagten bewenden, da mir selbst nichts unangenehmers ist als zu tadeln, was ich vielleicht nicht besser oder wohl gar schlechter ma-

chen würde. Hrn. Schillers größter Fehler ist — ein Fehler, um den ihn mancher teutscher Schriftsteller zu beneiden Ursache hat, — ist wirklich nur, daß er noch zu reich ist, zu viel sagt, zu voll an Gedanken und Bildern ist, und sich noch nicht genug zum Herrn über seine Einbildungskraft und seinen Witz gemacht hat. Sein allzugroßer Ueberfluß zeigt sich auch in der Länge der Scenen; ich erschrecke, wenn ich überrechne, wie groß sein ganzes Stück werden, und wie lang es spielen muß, da der erste Akt schon fünfthalb Bogen ausfüllt. Fühlen, wann es genug ist, und aufhören können, auch das ist schon eine große Kunst. Das größte Stück des Sophokles hat kaum so viel Verse als Hrn. Schillers erster Akt.

Voltaire sagt von gewissen Tragödienmachern seiner Nation: enivrés d'un succés passager ils se croyent au dessus des plus grands maîtres et des anciens qu'ils ne connoissent pas. Da dies hoffentlich nicht der Fall des Hrn. Raths Schiller seyn wird, so überlasse ich mich mit Vergnügen der Hoffnung, daß er durch gehörige Ausbildung seiner glücklichen Anlagen sich der Aufmunterungen des Publikums immer würdiger erweisen werde. Wieland.

Hierauf kam Schiller i. J. 1787 nach Weimar. Göthe war damals in Italien. Wieland kam Schillern mit väterlicher Zuneigung entgegen, und Schiller schrieb von ihm: „Wir werden schöne Stunden haben. Wieland ist jung, wenn er liebt.“ Später

hin: „Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Antheil an meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe, und Ursache habe zu glauben, daß er mich wieder liebt." Die Einwendungen, welche Wieland ihm zuweilen machte, konnten Schillern, der eben damals mit großem Eifer die Griechen studirte, um, wie er sagte, „seinen eigenen Geschmack zu reinigen, der sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing," ihm nicht entfremden, und so verband sich Schiller mit Wieland zu einer fortgesetzten Theilnahme an dem Merkur. Diese verkündigte Wieland am Schlusse des Jahres 1787 mit den Worten, „daß Schiller mit dem bevorstehenden Jahrgange vielleicht jedes Monatsstück mit einem Aufsatz von seiner Hand zieren werde, die schon in ihren ersten Versuchen den künftigen Meister verrieth, und nun, da sein Geist den Punkt der Reife erreicht hat, die Erwartung rechtfertigt, die sich das Publikum von dem Verfasser des Fiesko von Genua und des Don Karlos zu machen Ursache hatte. Da ich selbst vom Mittagspunkt des Lebens schon einige Jahre herabsteige, und täglich mehr Gelegenheit habe, an mir selbst zu erfahren, wie wahr das Virgilische Facilis descensus Averni in mehr als einem Sinne ist: so gereicht es mir zu nicht geringer Ermunterung, diesen vortrefflichen jungen Mann an meiner Seite zu sehen; und

mit solcher Unterstützung darf ich sicher hoffen, den Teutschen Merkur seinem ersten gemeinnützigen Zwecke in kurzem auf eine sehr merkliche Art näher bringen zu können.“ Die nächsten Jahrgänge des Merkur zeichneten sich auch durch Schillers Beiträge vorzüglich aus, die aber bereits im Jahr 1789 seltener werden mußten, weil Schiller da seine Professur in Jena angetreten, und, neben manchen andern Arbeiten, für seinen Freund Göschen die Bearbeitung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges übernommen hatte. Wie nun auch in dieser Zeit Wieland gegen Schiller gesinnt blieb, mögen einige Stellen aus Wielands Briefen beweisen.

An Göschen. Den 26. Febr. 1790. „Wiewohl ich an dem zweiten Jahrgange des historischen Damenkalenders pro 1791 keinen Antheil nehmen werde, so interessire ich mich darum nicht weniger für dessen glücklichen Fortgang. Sie werden mich daher verbinden, liebster Freund, wenn Sie mir bei Gelegenheit melden, ob unser Schiller Ihnen wegen der Geschichte des 30jährigen Krieges Wort gehalten hat, — woran mich die Umstände zweifeln machen; oder ob Sie sich auf alle Fälle so prospicirt haben, daß Sie nicht zu Schaden kommen können, falls er Ihnen auch nicht Wort halten könnte. Er ist nun seit ein Paar Tagen (wie Sie vermuthlich wissen) mit einer sehr liebenswürdigen Fräulein von Lengefeld verheirathet, und gebe der Himmel, daß dieser neue

Stand recht viel dazu beitrage, ihn von der Ueberspannung zu heilen, die ihm bisher in manchem Betracht nachtheilig, wiewohl der Grund seines großen Rufs und der seltsamen faveur populaire seiner dramatischen Werke gewesen ist. Sobald er nur erst eine feste Richtung hat, und in sich selbst zu einer gewissen Ruhe gekommen seyn wird, wird er unfehlbar einer der ersten Männer unserer Zeit seyn, so wie er einer der besten Menschen ist, die ich kenne."

An Denselben. Den 5. April. „Ich brauche einem Manne wie Sie, und der mich kennt und mein Freund ist, nicht viele Betheurungen darüber zu machen, daß mir nichts angenehmer seyn wird, als wenn Schiller (den ich gewiß herzlich liebe und schätze, wiewohl ich mich mit seinen Schauspielen schwerlich jemals werde aussöhnen können) im Stande ist, Ihre Erwartung zu erfüllen. Ich würde Ihnen gar nichts von dieser Sache gesagt haben, wenn ich nicht auf der einen Seite gewußt hätte, wie viel Ihnen daran liegt, daß eine doch immer (in Rücksicht auf die große Konkurrenz) mit ziemlichen Erfolg angefangene Entreprise nicht ins Stocken gerathe, und auf der andern, wie sehr der gute Schiller mit Arbeit überladen ist, wie sehr er von seinen eignen Lebensgeistern und Launen sowohl als von äußerlichen Umständen abhängt, und wie leicht es ihm begegnen kann, sich zu mehr anheischig zu machen, als er halten kann. Ich, meines Ortes, bin zwar, durch glück-

liche Zufälle, in den Stand gesetzt worden, ihn von allem Antheil, den er an dem Merkur zu nehmen mir so oft und positiv versprochen hatte, gänzlich frei zu sprechen, indessen kann ich mir doch nicht verbergen, in was für einer übeln Lage ich mich befunden hätte, wenn ich, im Vertrauen auf seine Mitwirkung, versäumt hätte, mir auch auf den Fall, wo er mit allem seinem guten Willen nicht Wort halten *könnte*, zu prospiciren."

An Denselben. Den 23. Juni 1791. „Es ist zur Erhaltung unsers Schillers schlechterdings nothwendig, daß er wenigstens ein halb Jahr von aller Arbeit und Anstrengung des Geistes sich enthalte. In dieser Ueberzeugung hatte ich mir vorgesetzt, Ihnen mit ehestem über diese Sache zu schreiben, und Ihnen vorzuschlagen, daß Sie den Kalender pro 1792 von irgend einem oder mehreren allezeit fertigen Beaux-Esprits von Ihrer Bekanntschaft, es sey womit es wolle, ausfüllen lassen, und dem Publikum, welchem gewiß an Schillers Leben unendlich mehr gelegen ist als an der bäldern oder spätern Vollendung des 30jährigen Krieges, die wahre Ursache, warum Schiller diesmal nicht Wort halten konnte, sagen möchten. Aber daß Madame Schiller oder Sie darauf fallen würden, daß *ich* der Heilige seyn könnte, der Ihnen aus dieser Noth helfen sollte, das fiel mir nicht ein. Bedürfte es indessen nichts dazu als des guten Willens, so sollten Sie demungeachtet

keine Fehlbitte thun. Aber, mein lieber Freund, was Sie von mir verlangen, ist mir aus mehreren wichtigen Ursachen ganz unmöglich. Ich kann mich jetzt nicht darüber expliziren; genug, ich würde Ihnen versprechen, was ich nicht halten könnte, wenn ich Ihren Auftrag übernehmen wollte. — — — Mir thut es herzlich leid, daß ich die Meinung, welche Sie und (wie es scheint) auch Schiller von mir gefaßt haben, nicht besser rechtfertigen kann. Aber ich kann nichts dafür, daß meine Kräfte und mein Talent weit engere Schranken haben, als Sie sich vorstellen. Und nun kein Wort weiter über diese Sache, die mir mehr als Einen Tag verbittern wird. Denn gewiß kann es Ihnen selbst nicht unangenehmer seyn, als mir, in einem Freund, von welchem Sie Hilfe erwarten zu können glaubten, nur einen leidigen Tröster zu finden."

An Denselben. Den 4. Juli. „Ich begreife nur zu wohl, wie sehr Sie, mein liebenswürdiger Freund, nach so vielen harten und schnell auf einander folgenden Erschütterungen, Bekümmernissen und Beängstigungen des empfindlichsten Theils Ihres Herzens der Erholung und der Wiederherstellung Ihrer Gesundheit bedürfen, die Sie sich von einer Reise ins Karlsbad versprechen. Möge doch der Himmel seinen besten Segen dazu geben! Sie glauben mir gewiß ohne Betheurungen, daß ich den herzlichsten Antheil an Ihnen und allem, was zu Ihnen gehört,

nehme, — es thut mir nur wehe, und mehr als ich Ihnen ausdrücken kann und mag, daß ich es Ihnen nicht auf eine reellere Art als durch Worte zeigen kann, und daß ich mich so sehr unvermögend fühle, Ihnen gerade bei der dringenden Gelegenheit zu dienen, wo Sie auf mich zählen zu können glaubten. Doch sind Sie ja selbst so billig und gütig, mich hierüber nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar zu rechtfertigen. Sie sagen sich selbst alles, was ich zum Theil nicht sagen kann, und sind von mir überzeugt, daß meine Entschuldigungen bei diesem Vorfalle keine leere Ausflüchte und Beschönigungen meiner Trägheit sind. Ich hoffe und wünsche sehnlich, daß Sie Mittel finden mögen, die Lücke, welche durch die leider! mißlichen Gesundheitsumstände unsers theuern und unersetzlichen Schillers in Ihrem Historischen Damenkalender entstehen muß, auf eine schickliche Art auszufüllen, als ich es im äußersten Nothfall zu thun im Stande wäre. Denn ehe ich Sie einen so empfindlichen Verlust leiden ließe, würde ich freilich lieber mit Aufopferung meiner schriftstellerischen Reputazion das Mögliche und Unmögliche versuchen. Indessen wünsche ich um Ihrentwillen und um meinetwillen, daß es dazu nicht kommen möge."

An Denselben. Den 25. Juli. „Der Himmel belohne Sie, mein theurer Freund, durch die glücklichsten Wirkungen, die Sie von dem Karlsbade nur immer wünschen und erwarten können, für die

Freude, so Sie meinem Herzen durch die Nachricht von den hoffnungsvollen Aussichten zur Wiederherstellung unsers vortrefflichen Schillers gegeben haben. Mit der lebhaftesten Ungeduld sehe ich der Bestätigung dieses Evangeliums für mich und alle, die, wie ich, den unschätzbaren Werth unsers Freundes zu fühlen und zu erkennen fähig sind, und mit ihr der Versicherung, daß auch Sie, mein liebster Göschen, mit den so hoch gerühmten Wirkungen des Karlsbader Sprudels zufrieden zu seyn Ursache haben, entgegen. Drei oder vier Zeilen sind alles, was ich mir hierüber von Ihrer Gefälligkeit erbitte. Die Vorrede zum historischen Damenkalender 1792, welche Sie von der meinigen erwarten, ist das Wenigste was ich thun kann, Ihnen und unserm Schiller die Aufrichtigkeit meines Verlangens Ihnen zu Etwas gut zu seyn, zu beweisen. Einem Nothfalle wie dieser müssen alle andere Rücksichten weichen, und wiewohl ich Ihnen nichts als meinen guten Willen verbürgen kann, so wollen wir doch hoffen, daß mein guter Dämon, auf dessen Eingebungen alle meine Zuversicht beruht, mich in diesem Gedränge nicht verlassen werde. Inzwischen leben Sie wohl, mein Bester! Sagen Sie meinem geliebten Schiller und seiner liebenswürdigen Gemahlin recht viel Freundschaftliches in meinem Namen." 1791

An Denselben. Den 25. Sept. „Seit mehreren Wochen hoffte ich alle Posttage einige Zeilen

von Ihnen zu erhalten, worin Sie mir, wäre es auch nur mit einem Paar Worten, von Ihrem Befinden, von dem Fortgang oder Nicht-Fortgang des Damenkalenders und von der Zeit, bis wann das Wenige, was ich, aus damaliger Noth der Umstände, beizutragen versprochen hatte, in Ihren Händen seyn möchte, Nachricht gäben. In der That hätte ich einiger Erinnerung und Anspannung um so nöthiger gehabt, da ich diesen Sommer selbst nie recht wohl und im vorigen Monate 8 Tage lang wirklich krank gewesen bin und meinen Kopf nur selten und wenig habe gebrauchen können; daher es denn auch mit meinem, schon vor geraumer Zeit angefangenen, aber immer ununterbrochenem Aufsatz um so weniger von statten gehen wollte. Endlich setzte mich die Nachricht an das Publikum, die ich vor einigen Tagen in öffentlichen Blättern las, und worin Sie auf die positivste Art versichern, daß die körperlichen Umstände des Hrn. Hofrath Schiller die erwartete Fortsetzung der Geschichte des 30jährigen Krieges im Damenkalender pro 1792 nicht verhindern würden, in Etwas aus meiner Verlegenheit, indem mich der ganze Ton dieses Avertissements (kombinirt mit dem Umstand Ihres immer fortdauernden Stillschweigens) auf den vermuthlichen Schluß brachten, daß Sie meines Dienstes bei dieser Gelegenheit entbehren könnten. Sollte ich mich hierin geirrt haben, so erwarte ich, daß Sie mir mit umgehender Post nur mit zwei Worten den präcisen

Tag bestimmen, an welchem mein kleiner Aufsatz in Ihren Händen seyn muß. Haben Sie dessen aber nicht vonnöthen, so wird es mir um so lieber seyn, indem ich das, was ich bereits geschrieben habe, sehr gut bei einer Anzeige des neuen Damenkalenders im Merkur würde gebrauchen können."

Wielands Aufsatz aber war nicht unnöthig geworden, denn Schiller hatte nur einen kleinen Theil jener Geschichte als Fortsetzung liefern können. Wieland gab daher eine Vorrede hinzu, aus welcher der Theil, der eine Abhandlung für sich ausmacht, im 42sten Bande seiner Werke (S. 449—462 der Ausgabe in 8.) wieder abgedruckt worden ist. Von Schiller schrieb er darin: „Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges hat so viele Leser gehabt, als es in dem ganzen Umfang unserer Sprache Personen gibt, die auf einigen Grad von Kultur des Geistes Anspruch zu machen haben. Von einem Schriftsteller verfaßt, dessen frühere Werke in der dramatischen Dichtkunst sowohl, als in derjenigen, die sich mehr dem Gebiete der historischen Muse nähert, große Erwartungen von dem, was sein Geist in dem Zeitpunkt seiner Reife leisten könnte, erweckt hatten, übertraf sie selbst diejenigen, zu welchen man sich durch seinen ersten Versuch in dem historischen Fache berechtigt hielt, einen Versuch, der bereits alles, was unsere Litteratur in dieser Art aufzuweisen hatte, hinter sich zurückließ, und natürlicher Weise in allen, denen der

Ruhm der Nazion nicht gleichgültig ist, den Wunsch erregen mußte, daß ein Schriftsteller, der bei seinen ersten Schritten in dieser neuen Laufbahn ein so entschiedenes Talent, sich zu einem Platze neben Hume, Robertson und Gibbon emporzuarbeiten gezeigt hatte, sich, wo nicht gänzlich, doch hauptsächlich der Geschichte unsers Vaterlandes widmen möchte."

Diese Anerkennung der Hochschätzung Schillers war so durchaus ernstlich gemeint, daß Wieland bei seiner früheren Weigerung, in dem Historischen Damenkalender eine Art von Ersatz zu liefern, vorzüglich den Grund hatte, nicht neben Schillern im historischen Fache aufzutreten. Er war eigentlich ersucht worden, eine Schilderung des Charakters und Lebens des Kardinals Richelieu zu geben. „Dieser Gedanke, schrieb er, gefällt mir sehr wohl, — nur ich tauge nicht zu solchen Schilderungen." Er schlug einen Lieblingsschriftsteller jener Tage dazu vor, und fügte hinzu: „Schon allein seine Eitelkeit (wenn sie gehörig geschmeichelt würde) sollte, dächte ich, hinlänglich seyn, ihn zu bewegen, neben Schillern oder anstatt seiner, diese Rennbahn zu betreten."

Die Horen erschienen, beinahe gleichzeitig mit der ersten Lieferung von Wielands Werken, und der Umstand, daß in öffentlichen Blättern von jenen viel, von diesen noch gar nicht die Rede war, fiel Wielanden wol ein wenig auf. Er wünschte daher eine Anzeige, und schrieb dabei — „wäre es auch nur, damit

man uns nicht gar über den neu erschienenen — Horen aus dem Gesicht verliert, welche jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen, und in der Allgemeinen Litteraturzeitung so pompös angekündigt und so hyper-pompos recensirt worden sind. — — à propos der Horen; was sagen Sie zu dem Preise von 16 Gr. für 6 Bogen, ziemlich geschmacklos gedruckt? Wenn man diese Horen zum Maaßstab nimmt, so ist Ihre Quart-Ausgabe meiner Schriften ein sehr wohlfeiles Buch.“ Mit Schillers Aufsätzen darin erging es ihm wie einem großen Theile des Publikums, er konnte sich nicht recht hinein finden, obgleich er in der That mit dem, was in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen die Hauptsache ist, im Grunde mit Schiller ganz einstimmig war. — Uebrigens veränderte dies alles nichts in Wielands Gesinnungen gegen Schiller, der auch wieder von seiner Seite, und in den Horen selbst, stets bewieß, daß er, bei aller Veränderung seiner Ansichten, Wielanden unverändert hochachtete und liebte.

4.

So hätte denn in Schillers Seele nie der Gedanke aufkommen können, etwas zu thun oder zu

sagen, wodurch Wieland sich hätte beleidigt oder gekränkt fühlen müssen; und in der That war er auch in den Augenblicken des größten Xenien-Uebermuths weit davon entfernt. Folgende waren die Xenien, die sich auf Wieland bezogen.

10.

Hättest du Phantasie, und Witz und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich, dir fehlte nicht viel, Wieland und Lessing zu seyn.

38.

Wieland, wie reich ist Dein Geist! Das kann nun erst empfinden,
Sieht man, wie fad und wie leer Dein Caput mortuum ist *).

73.

Bücket euch, wie sich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau zu Weimar,
Schmollt sie auch oft, — wer verzeiht Launen der Grazie nicht?

---

*) Auf Manso, als Wielands Nachahmer, bezüglich.

243.

Merkur.

Wieland zeigt sich nur selten, doch sucht man gern die Gesellschaft,
Wo sich Wieland auch nur selten, der Seltene, zeigt.

266.

Möge Dein Lebensfaden sich spinnen, wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft.

270.

Göschen an die teutschen Dichter.

Ist nur erst Wieland heraus, so kommts an euch übrigen alle,
Und nach der Lokation! Habt nur einstweilen Geduld!

346.

Peregrinus Proteus.

Siehest Du Wieland, so sag' ihm: ich lasse mich schönstens bedanken,
Aber er that mir zu viel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

Wieland konnte sich hiedurch nicht von der Freundschaft verletzt fühlen: und wenn gleich in diesen letzten Xenien etwas von Tadel lag, so war doch selbst dieser von der Art, daß Wieland sehr übler Laune hätte gewesen seyn müssen, um nicht selbst darüber zu lächeln, oder ihn wenigstens um der ihm übrigens bewiesenen Achtung willen gutmüthig hinzunehmen *). Er hatte mithin für seine Person keine Beschwerde zu führen, denn so gut wie Ihm war es in diesen Xenien nur Wenigen geworden; sie waren ihm aber ärgerlich um des Ganzen und um der davon besorgten Folgen willen, und er konnte nicht unterlassen, seinem Herzen darüber Luft zu machen. Er that dies mit genialer Laune, indem er sich durch den Dialog in den Vortheil setzte, den strengsten Tadel aussprechen und doch die Freunde — vertheidigen zu können. Wie er beides unvereinbar Scheinende ver-

*) Nur an der letzten dieser Xenien tadelte er den Ausdruck. „Peregrin, sagte er, war ein Schwärmer, ein Narr (wenn die Herren wollen) bis an sein Ende; aber in seinem ganzen Leben ist auch nicht ein einziger Zug, der ihn zu dem pöbelhaften Ehrentitel Lump qualifizirte; ein Wort, das ohnehin in der Sprache der Musen, so wie das burschikose Wort Philister keine gute Wirkung thut.“

mochte, mag sein Dialog zwischen Er und Ich selbst zeigen.

Ich. Hier ist Schillers Musenalmanach! Da werden Sie Stoff und Formen genug finden, um Ihren Gedanken eine angenehmere Richtung zu geben.

Er. Wahrlich, mehr als Eine große, schöne, herzerfreuende Götter- und Menschen-Gestalt! Aber des Stoffs so viel, daß auch ein gutes Theil Plunder und Auskehricht den Raum mit ausfüllen hilft.

Ich. Das möchte ich nicht sagen, und vermuthlich haben Sie selbst zu dem, was Sie sagen wollten, nur nicht gleich das rechte Bild gefunden. Ich finde hier eher des Lebens als des Stoffs zu viel, und das erste, was ich auszusetzen habe, ist, daß ein Theil des Stoffs in eine zu große Menge lebendiger Geschöpfe von der kleinsten und zum Theil von der beschwerlichsten Art ausgebildet ist. Die hie und da einzeln stehenden großen und lieblichen Götter- und Menschengestalten werden von einem so großen Gewimmel von Schmetterlingen, Bienen, Hummeln, Wespen, Hornissen, Schrötern und Laubkäfern umschwirrt und umsumset, daß man sich kaum Platz vor Ihnen machen kann, um des Anschauens jener herrlichen Gebilde recht froh werden zu können.

Er. Sie treffen sogleich auf das rechte Fleck.

Ohne Gleichniß zu reden, es ist mir ärgerlich, ein so liebliches Götterkind des Genius und der Kunst wie Göthe's Idylle Alexis und Dora, von der ich Horazens decies repetita placebit bereits an mir selbst erfahren habe, — und so auserlesen schöne Stücke wie Schillers Klage der Ceres, das vollendetste Muster von Harmonie, das ich kenne, oder wie das novem Musis caelatum opus, sein Pompeji und Herkulanum, mit einer solchen rhyparographischen Rhapsodie wie die Xenien in Einem und Demselben Bande zu sehen.

Ich. Und ich gestehe Ihnen offenherzig, so wenig ich mich auch darüber beklagen kann, daß mir diese Xenien, die so viel Lärms und Skandals — um Nichts erregt haben, Langeweile gemacht; ich wünschte sie lieber gar nicht gesehen zu haben.

Er. Wer ein Freund der Verfasser ist, kann sich dieses Wunsches schwerlich enthalten.

Ich. Sie sagen das ja mit einem Tone, als ob Sie gewiß wären, die Verfasser zu kennen?

Er. Wie sollte ich nicht? Ganz Teutschland nennt sie laut und öffentlich. Es ist beinahe unmöglich sie nicht zu kennen, so gut haben Sie selbst dafür gesorgt, daß sie, ihrer Anonymität ungeachtet, beim ersten Anblick entdeckt werden müssen, wiewohl das digito monstrari et dicier, hic est, hier leider! weder mehr noch weniger sagen will als

Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto!

Schon allein die vornehme, aristokratische, oder vielmehr Duumviralische Miene, die sie sich geben, indem sie mit einer Leichtfertigkeit und einem Uebermuth, wovon schwerlich ein Beispiel in irgend einer Sprache existirt, über alles Fleisch herfallen, läßt sich nur von einem Paar Poetischer Titanen präsumiren, die im stolzen Gefühl ihrer höhern Natur und überwiegenden Kraft, bei einer starken Dosis Verachtung gegen uns andere Menschlein, sich in Augenblicken einer wilden Bakchischen Geistestrunkenheit Alles erlauben, weil sie nichts respektiren noch scheuen, und überdieß, falls etwa das gewöhnlich so geduldige und alles zum Besten kehrende teutsche Publikum wider Vermuthen runckisch würde, sich damit trösten, daß es nur auf Sie ankomme, uns, wenn sie es einmal gar zu arg getrieben haben, durch irgend eine zierliche goldne Schaale voll Nepenthe, die sie uns freundlich darreichen, wieder unter den unwiderstehlichen Zauber ihres Genius zu setzen, eines Alles wagenden und vermögenden Dämons, der uns (wie sie zum Theil aus Erfahrung wissen) dahin bringen kann, nicht nur seine naevos für lumina, sondern sogar seine Unarten für Grazien anzusehen, und Ungebühren, die wir keinem Andern verzeihen würden, als genialische Ergießungen einer fröhlichen Laune zu entschuldigen, ja wol gar unsere Freude daran zu haben.

Ich. Ei, ei, mein Freund, Sie werden ja vor

lauter Eifer so poetisch, daß der schönen Tirade, in welche Sie sich da ergossen haben, nichts als der Hexametrisch-Pentametrische Rhythmus fehlt, um als ein würdiger Epilog auf dem letzten Blatt der Xenien figuriren zu können.

Er. Was ich Ihnen sehr positiv versichern kann, ist, daß ich meinen Aerger noch viel stärker ausdrükken könnte, und Sie doch nur den Wiederhall der vereinigten Stimmen des ganzen teutschen Publikums hören ließe. Der Unwille, den das widerliche Gemisch von Witz, Laune, Galle, Gift und Unrath, womit die Verfasser dieser Distichen so manche im Besitz der öffentlichen Achtung stehende, oder doch wenigstens eine öffentliche Züchtigung keineswegs verdienende Männer übergießen, bei allen Arten von Lesern erregt hat, ist allgemein und spricht nur gar zu laut. Wer kann es ertragen, so manchen Gelehrten, der an seinem Platze und in seinem Fache schon lange anerkannte Verdienste aufzuweisen hat, so manche Zeitschrift, an welcher wenigstens eben so viel zu loben als zu tadeln ist, auf die gröbste Art mißhandelt, gestäupt, gebrandmarkt, oder mit wegwerfender Verachtung in den Koth getreten zu sehen, bloß weil jene Männer in diesen Zeitschriften sich die Freiheit genommen haben, ihren Mund gegen die Horen aufzuthun? Wer muß nicht über den losen Muthwillen ungehalten werden, womit man hier ganze Städte und Provinzen Teutschlands, um eines

einzigen Vorwurfs willen, der etwa dem grossen Haufen ihrer Einwohner gemacht werden kann, dem öffentlichen Spotte Preis gegeben sieht? Wer kann gleichgiltig dabei bleiben, wenn zwei edle Brüder, die selbst da, wo sie Tadel verdienen, oder auch nur zu verdienen scheinen, mit Achtung und Schonung getadelt zu werden fodern können, bloß deswegen, weil sie Christen sind, lächerlich gemacht werden? Und wem muß nicht vollends alle Geduld ausgehen, wenn die Distichenmacher, nachdem sie sich auf mehr als sechs Bogen allen diesen Unfug erlaubt haben, am Ende noch einen bloßen Spaß aus der Sache machen, und quasi re bene gesta uns mit dem witzigen Einfall gar stattlich abgefertigt zu haben glauben,

> Alles war nur ein Spiel! ihr Freier lebt ja noch alle,
> Hier ist der Bogen und hier ist zu dem Ringen der Platz.

Was mich und alle ehrlichen Leute, denen die Ehre der Nazion und die Achtung, die dem gelehrten Stande vor den übrigen gebührt, nicht ganz gleichgiltig ist, am meisten schmerzt, ist der Eindruck, den diese Xenien auf den größten Theil der Leser aus den obersten Klassen gemacht haben, und machen mußten. Sagen Sie mir, mit welcher Stirne können die Gelehrten noch einige Achtung von andern Leuten

fodern, wenn sie sich selbst unter einander so schmählich mißhandeln? Was können wir von den Großen anders als die tiefste Verachtung gegen den ganzen Orden der Schriftsteller, Dichter und sogenannten schönen Geister erwarten, wenn Männer aus unserm Mittel, die in der öffentlichen Meinung bisher auf der höchsten Stufe standen, ihrer eigenen Würde so sehr vergessen, daß sie mit einem Muthwillen, der trunknen Studenten kaum verzeihlich wäre, jeden halbwitzigen Einfall, der ihnen vor den Mund kommt, in einem wohl oder übel klingenden Distichon von sich geben. — Wahres und Schiefes, Sinnreiches und Plattes, Freies und Grobes durch einander ihren Lesern ins Gesicht sprudeln, — diejenigen, die vielleicht einer leichten kleinen Züchtigung bedurften, mit Knitteln zu Boden schlagen, und indem sie sogar Leute, mit denen kein Mensch, der sich selbst achtet, gern handgemein werden möchte, mit Koth und faulen Eiern werfen, sich natürlicher Weise in den Fall setzen, von ihnen eine gleiche, und, wie leicht voraus zusehen war, noch pöbelhaftere Begegnung zu erfahren? Was muß von einem so unverständigen Benehmen derjenigen, die man bisher auf dem Gipfel unsers Parnasses gesehen hat, der einzigen beinahe, deren Werke in die Hände unsrer Großen kamen, die natürliche Folge seyn? Wahrlich, wenn wir am Ende alle sammt und sonders als ein Pack ungezogener, unruhiger, aufgeblasener, abgeschmackter Witzlinge,

Pritschmeister, Pedanten und Sahlbader von ihnen behandelt, und, nachdem man sich allenfalls ein Paar Minuten an dem possirlichen Schauspiel, wie wir uns, gleich den Affen, unter einander herum beißen und einander mit den Exkrementen unsers Witzes besudeln, erlustiget, mit gebührender Verachtung aus jeder guten Gesellschaft mit den Absätzen hinausgestoßen würden, was für Ursache hätten wir, uns über großes Unrecht zu beklagen? — Gewiß keine, wofern wir nicht Alle mit gesammter Hand gegen diejenigen aufstehen, die uns durch einen so ungeheuern Mißbrauch ihres Ansehens, ihres Witzes und ihres Talents Distichen zu drechseln, diese Schmach zugezogen haben. — Verzeihen Sie mir, wenn ich zu warm worden bin. Aber die Sache, wiewohl die Herren nur ein Spiel daraus gemacht wissen möchten, ist zu wichtig und hat zu ernsthafte Folgen, als daß sich darüber scherzen ließe. Ueberdies, sollt' ich denken, wer vor keinem Andern Respekt hat, und sich, sobald ihn die Laune dazu anwandelt, von allen Regeln der Anständigkeit und guten Sitten dispensirt, habe kein Recht zu erwarten, daß ein Biedermann, aus Schonung und Respekt gegen ihn, Bedenken trage, ihm — die bloße Wahrheit zu sagen.

Ich. Ich habe sie ausreden lassen, lieber Herr, wiewohl ich die Hitze, in welche Sie aus einem übrigens sehr gerechten Eifer gerathen sind, weder liebe noch billige. Auch ich sehe zwar die Sache, wovon

wir reden, für wichtiger an, als manche Leser, und vermuthlich auch als die jovialischen Herren selbst, die Ihnen zu diesem heißen Ausfall Gelegenheit gegeben haben. Aber eben darum lassen Sie uns, so viel möglich, gelassen bleiben, damit wir nicht, indem wir über Andere urtheilen, uns selbst irgend eines verdienten Vorwurfs von Uebereilung oder leidenschaftlicher Einseitigkeit schuldig machen. Sie glauben die Verfasser der Xenien zu kennen, und der Eifer, womit Sie sich über diese Sammlung von kritischen und antikritischen, scherzhaften und satyrischen, gesalznen, ungesalznen und übersalznen Epigrammen erklärt haben, wurde gerade durch diese Voraussetzung, daß der Unfug von Männern vom ersten Rang in der litterarischen Welt ausgeübt worden sey, in Ihnen angezündet. Ich glaube, oder bin vielmehr völlig überzeugt, daß Sie sich hierin irren, und ich hoffe auch Sie, mein Freund, in der Folge hievon hinlänglich zu überzeugen. Aber vor allen Dingen lassen Sie uns vorher den Xenien selbst, so wie sie hier vor uns liegen, ohne uns jetzt um das Personale der Verfasser zu bekümmern, etwas schärfer unter die Augen schauen.

— — — „Daß die Epigrammen (in diesem Musenalmanach), welche, theils unter andere Gedichte verstreut, theils unter besondere Titel, als die Eisbahn, Tabulae votivae, Vielen, Einer, gebracht, und von welchen die drei letzten

Rubriken mit G und S zugleich unterzeichnet sind, einen Schatz von reichhaltigen Gedanken, scharfsinnigen Bemerkungen, zarten Empfindungen, oder leichten und feinen Scherzen, von Lebensweisheit, Lebensklugheit und Kritik der Kunst enthalten, mit welchem, meines Wissens, keine ähnliche Sammlung von Gnomologen und Epigrammendichtern weder unter den Alten noch den Neuern die Vergleichung aushält, ist nicht mehr als man von ihren Verfassern zu erwarten berechtigt ist; und wer wird es nicht ganz natürlich finden, daß sie, zusammengenommen, alle Schönheiten und Grazien, deren die verschiedenen Gattungen des Sinngedichts fähig sind, in sich vereinigen? Viele sind wahre goldne Sprüche, und so schweren und tiefen Inhalts, daß die Entwikkelung ihres ganzen Sinnes zu einem kleinen Buche werden könnte. — — Kurz, diese ganze Lieferung gewährt entweder dem Verstande, oder dem Witz und Geschmack des Lesers eine so angenehme Unterhaltung, daß nicht leicht etwas anderes an ihre Stelle hätte gesetzt werden können, das zu diesem Zwecke tauglicher wäre. Ueberdies würde sie allein zureichend seyn, denjenigen, der eine Theorie des Epigramms schreiben wollte, mit allen nöthigen Beispielen und Mustern zu versehen; und wenn sich auch unter so viele einige wenige eingeschlichen hätten, die auf einer scharfen Wage zu leicht befunden würden: so glaube ich doch behaupten zu können, daß auch

nicht eines darunter ist, dessen sein Verfasser sich zu schämen hätte.

„Dies ist nun freilich der Fall keineswegs bei den Xenien, — zu welchen niemand, auch nicht einmal mit den ersten Buchstaben seines Namens, sich bekennen mochte. Dieses seltsame Gemengsel von den ungleichartigsten Witzspielwerken verräth, däucht mich, schon beim ersten Anblick auch sehr ungleichartige Urheber.

„Daß viele dieser Xenien ächten Witz, und feines, wiewohl scharfes Salz in sich haben, wird wol niemand läugnen wollen: aber eben so wenig ist zu läugnen, daß die falschwitzelnden, platten, schiefen, leichtfertigen, unartigen, pöbelhaft groben und boshaften, die große Majorität ausmachen; — und daß auch nur eines von diesen letztern einen Mann von Verstand, Lebensart und achtungswürdigem Charakter, geschweige denn einen Mann von Ansehen und Namen, dem die öffentliche Meinung nichts weniger als gleichgiltig seyn kann, zum Urheber haben konnte, credat Judaeus Apella! Ein Mann, der dies alles, und ein Dichter dazu ist, kann wol in einer Stunde, wo Witz und Laune die Oberhand haben, über die menschlichen Thorheiten in Prose oder Versen scherzen und lachen. Was immer erlaubt gewesen ist — einbildische Gecken, Pedanten, Witzlinge, Schwärmer, Hypokriten und Prätensionsmacher von allen Gattungen und Farben mit attischem

Sätze zu reiben, — warum sollte das nicht auch ihm erlaubt seyn? Aber von welchem andern als von einem solchen Manne kann man gewiß erwarten, daß er sich dieser Freiheit mit Mäßigung, Unterscheidung, Anständigkeit und Achtung für Verhältnisse bedienen werde? Freilich wollen Witz und Laune einen etwas freien Spielraum haben; aber auch dem Witz und der Laune setzt — wo nicht Humanität und Güte des Herzens, doch Urbanität, Klugheit und Achtung für sich selbst Grenzen über die ihnen nie auszuschweifen erlaubt wird.

— — — „Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß der Einfall, die bekanntesten Bewohner unseres Parnasses und seiner Hügel, Thäler und Sümpfe, vor ein scherzhaft kritisches Tribunal zu fodern und sich über uns alle ein wenig lustig zu machen, die beiden Freunde in einer genialischen Stunde angewandelt haben kann, und daß sie sich sogleich an die Ausführung machten, und alles was ihnen ihr Genius eingab, mit einer um so viel zwangloserm Freiheit in die beliebte Distichenform gossen, weil ihnen damals wol kein Sinn daran kam, daß das Publikum jemals eines dieser eilfertig gezeugten Kinder des Witzes und der Laune, geschweige etwas von den Bockssprüngen des muthwilligen Geistes Capriccio, zu sehen bekommen würde. Kurz, (um von meinem Bekenntniß gar nichts auf dem Herzen zu behalten) ich glaube den beiden Freunden kein Unrecht zu thun, wenn ich alle diejenige Distichen, so

viele ihrer sind, ohne Bedenken auf ihre Rechnung schreibe, die, wie es guten Sinngedichten zukommt, Witz, Grazie und Urbanität mit einem Bienenstachel vereinigen, dessen Stich zwar mehr oder weniger schmerzt, aber wenigstens keine bedeutende Wunde macht. Aber sie auch für diejenigen verantwortlich zu machen, worin Männern, die nichts dergleichen um sie verdienten, übel mitgespielt, oder an den Unglücklichen, die gegen die Horen gesündiget haben, eine unedle und grausame, mit dem Verbrechen in keinem Ebenmaas stehende Rache genommen wird, oder worin Esel, Ochs, Nickel und andere solche elegantiae sermonis die Stelle des Witzes vertreten, — dies halte ich für äußerst unbillig, da ich überzeugt bin, daß sie ihre eigene Würde zu sehr fühlen, um über gegründeten Tadel ungehalten zu werden, oder durch unverständige Kritteleien sich beleidigt zu halten, und bittere Rache auszuüben, wo Stillschweigen und Verzeihen das einzige ist, was einem edeln Manne ziemt."

Hiernach blieb nun aber noch die Frage übrig, wie denn diese Xenien in den Almanach gekommen? — Auf diese bedenkliche Frage antwortet nun Wieland: dies könne er sich nur dadurch erklären, daß Schiller aus Mangel an Zeit das Ordnen dieser Distichen nicht selbst besorgt habe. „Das Geschäfte kam, zur bösen Stunde, in die Hände irgend eines jungen lebhaften, von Witz und Muthwillen strotzenden, für

G und S enthusiastisch eingenommenen Kunstjüngers, welcher der Versuchung nicht widerstehen konnte, diese Gelegenheit zu benutzen, und — vielleicht weniger in der Absicht sich ein Verdienst um seine magnos amicos zu machen, als um sie rächen und ein schreckliches Exempel an ihren Widersachern zu statuiren, in aller Stille eine gute Anzahl derber, handfester Distichen von seiner eignen Fabrik hinzuthat. — — — — Das in parvum amicum gesetzte allzugroße Vertrauen wäre denn also das Einzige, was dem Herausgeber des Almanachs zur Last läge, und wofür er durch den häßlichen Spuk, den die Xenien machen, mehr als zu viel bestraft ist. Denn gerade diese Art von Sorglosigkeit ist eine von den Sünden, wegen deren ein Dichter billig nur von seinen Pairs gerichtet werden sollte. Die Sache hatte freilich die Wichtigkeit nicht in seinen Augen, die sie in den Augen der Meisten hat. Aber das ist mediocribus illis ex vitiis unum, die man Merkurkalischen Männern verzeihen muß. Wer weiß, welches Meisterwerk, das uns allen Freude machen wird, ihn damals beschäftigte, als er dem jungen Brausekopf die Sorge für seinen Musenalmanach überließ, und sich dadurch unwissend manchen bittern Augenblick zubereitete."

Wer ja geglaubt haben sollte, daß Wieland in dieser schonendst satyrischen Wendung, die ihm sein Wunsch eingab, seine wahre Meinung ausgesprochen hätte, den werden folgende Zeilen, die er an Göschen schrieb, vom Gegentheil überzeugen.

Den 29. Nov. 1796. „Für die mitgetheilten Leipziger Xenien danke ich Ihnen, — sie sind zum Theil grob und schmutzig genug. — Ich für meine Person habe so wenig Freude daran, wenn Männer wie G und S der Welt eine solche Farce geben und sich durch einen Muthwillen, der in Ihren Jahren kaum verzeihlich ist, sich selbst eine so pöbelhafte Behandlung zuziehen, daß ich darüber eher weinen als lachen möchte. Ich werde mich sehr hüten, dieses von der Pleiße zu uns herüber schallende Echo hier jemandem mitzutheilen; ich sorge aber, es werde ohne mich bekannt genug werden.“

Den 5. Dec. „Dem, was Sie über das Dyk'sche Echo sagen, stimme ich pleno ore bei. Aber hätten Herren Götterbuben (um mit dem Verfasser des Ardinghello zu reden) nicht vorhersehen sollen, daß man beschmutzt wird, wenn man sich zum Spaß mit Gassenjungen herumbalgt?“

5.

Eine geraume Zeit lang konnte Wieland seinen beiden Freunden diese Xenien nicht verzeihen; alles aber, was nach ihnen sich ergab, schien sich auch zu vereinigen, um ihm das Vergessen derselben zu erschweren. Kant hatte über einen vornehmen Ton in der Philosophie sich beschwert; nach ihm trat ein grober ein, bei welchem man noch leidlich höflich war, wenn man von seinem Gegner nur sagte, daß ein Hund, wenn man ihn könne reden lernen, gerade so philosophiren würde wie er. Andere schimpften ihre Gegner geradezu todte Hunde, und es gab einen Wetteifer sich in solchen Artigkeiten zu überbieten, der aus den philosophischen Journalen auch in die ästhetischen überging. Vorzüglich waren es die Brüder, August Wilhelm und Friedrich Schlegel, durch welche die neue Reform im Gebiete des Aesthetischen befördert wurde, von jedem derselben auf eigenthümliche Weise, aber mit vereinigten Kräften. Beide hatten ausgebreitete Kenntniß der alten und neuen Litteratur; beide gingen auf der von Schiller geöffneten Bahn weiter, der ältere Bruder jedoch vornehmlich auf dem Wege historischer Kritik, während der jüngere, zwar diesen Weg auch verfolgte, zugleich aber an die Fichtesche Philosophie sich enger anschloß. Man blieb aber bei Theorie und Kritik nicht stehen, sondern eine Umschaffung unserer

Poesie war das Ziel des Strebens. Daß sie auf eine andre als Klopstock's Weise vaterländischer werden sollte, konnte wol nicht zunächst die Absicht seyn, indem man vielmehr alle poetischen Formen des Auslandes, nur mit Ausnahme der französischen hervorzog, und zur Begründung einer neuen Romantik die alte, theils durch Uebersetzungen, theils durch Nachbildungen, mehr und mehr hervorhob; endlich aber auch den Werken altteutscher Poesie und Kunst ihr Recht wiederfahren ließ. Niemand wird jetzt das, gewiß nicht unbedeutende, Verdienst der beiden Brüder verkennen, wenn es ihm auch unmöglich ist, alles von ihnen damals Geleistete so hoch anzuschlagen, als sie selbst es damals — und jetzt unstreitig nicht mehr — angeschlagen wissen wollten. Wieland war unter den Mitlebenden vielleicht am weitesten entfernt, ihr wahres Verdienst zu verkennen, denn er hatte ja zum Theil selbst ähnliche Wege betreten, hatte im Merkur keine Gelegenheit versäumt, um mit der romantischen Poesie überhaupt bekannter und auf die altteutsche insbesondre aufmerksamer zu machen, und war durch das Alter nicht so eigensinnig geworden, um die Fortschritte einer jüngeren Generazion nicht anzuerkennen. So hatte er z. B. im Jahre 1774 eine, auch dem Ausdruck des Originals getreu bleibende, Uebersetzung Ariosto's in achtzeiligen Stanzen wegen der Armuth unsrer Sprache an Reimen und ihrer minderen Geschmeidigkeit, für unmög-

lich erklärt; nahm aber i. J. 1798 diese Erklärung gern zurück, und sagte, nachdem er die Uebersetzung des Tasso von Gries gelesen, „es sey der Fortschritte, welche die Musenkunst seit 50 Jahren in Teutschland gemacht, würdig, daß wir Werke unternehmen und gelingen sehen, deren glückliche Ausführung noch kurz vor der Hälfte dieses Zeitraums Niemand zu erleben hoffen durfte." So hatte gewiß auch Bürger die Vollkommenheit Schlegelscher Sonette nicht mehr anerkannt, als von Wieland geschah, wenn er gleich auf das Sonett überhaupt nicht den übermäßig hohen Werth legen konnte, den man damals darauf legte. Genug, er erkannte das wahrhaft Gute und Schöne an, wo er es auch fand, und dachte von den beiden Brüdern besser als manche ihrer vermeintlichen Freunde, z. B. Fichte *). Nur dann, als diese Brüder, um als die Häupter einer neuen Schule sich desto schneller geltend zu machen, im Tone der damaligen Polemik, Xenienartig auftraten, welches mit dem Erscheinen ihrer Zeitschrift Athenäum (1798) geschah, da erneuerten sie fortwährend seinen Verdruß über die Xenien, deren Verfasser und Nachahmer.

Unglücklicher Weise hatte Wieland in der, ihm fast abgedrungenen Vorrede zu der Neuen Ausgabe

*) Man sehe dessen Urtheil über sie in der schon angeführten Biographie Reinholds S. 220 fgg.

seiner Werke sich entfallen lassen, daß seine, beinahe ein halbes Jahrhundert umfassende, Laufbahn begonnen habe, da eben die Morgenröthe unsrer Litteratur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden angefangen, und „er beschließe sie — wie es scheint, mit ihrem Untergange.“ Welch ein Wort für die Stifter und Häupter einer neuen Schule, die nun eben erst die Morgenröthe eines neuen poetischen Tages über Teutschland heraufführen wollten! Das, — nachher von Wieland selbst für voreilig erklärte, — Wort war zwar ausgesprochen, ehe die beiden Brüder ihr Streben begonnen hatten, und es konnte sich also nicht auf sie beziehen: allein es zeigte doch, daß man, um sich Bahn zu schaffen, gegen das bis dahin öfters sogenannte goldene Zeitalter unserer Litteratur den Sturm beginnen müsse. Was die Xenien ja noch verschont hatten, das griff das Athenäum schonungslos an, und auch Wieland entging diesem Schicksal nicht. Von ihm hieß es (Bd. 2. S. 331.) „Wieland wird Supplemente zu den Supplementen seiner sämmtlichen Werke herausgeben, unter dem Titel: Werke, die ich sogar für die Supplemente zu schlecht halte, und völlig verwerfe. Diese Bände werden aber unbedruckte Blätter enthalten, welches sich besonders bei dem geglätteten Velin schön ausnehmen wird.“ — S. 340 aber fand sich folgende Citatio edictalis: „Nachdem über die Poesie des Hofraths und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar,

auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler andern Autoren Concursus creditorum eröffnet, auch in der Masse mehreres verdächtige und dem Anschein nach dem Horatius, Ariosto, Cervantes und Shakespeare zustehendes Eigenthum sich vorgefunden, als wird jeder, der ähnliche Ansprüche titulo legitimo machen kann, hiedurch vorgeladen, sich binnen Sächsischer Frist zu melden, hernachmals aber zu schweigen." — Es versteht sich, daß von da an jeder, der zur neuen Schule, wenn auch nur als Schulknabe, gehörte, eine Anerkennung Wielands sich zur Unehre gerechnet haben würde; wie viel mehr denn die Kollaboratoren und gar Konrektoren! Wer ein Sonett zusammen leimen konnte, hielt sich für größer als den Dichter des Oberon, der es sich nun bald mußte gefallen lassen, zu hören, daß zu seinen bedeutendsten Verdiensten um die litterarische Welt insonderheit die Anerkennung des Hans Sachs gehöre. Wer ihm dieses Verdienst zugestand, gehörte sogar noch zu den Billigen; man suchte sich in wegwerfenden Urtheilen über ihn zu überbieten, und trieb den Uebermuth endlich bis zu der Behauptung, ein Paar gelegentlich hingeworfene Scherze hätten schon hingereicht, Wielands Ruhm zu vernichten, wie etwa der alte Priamus vor dem bloßen Schatten von des Neoptolemus Schwerte geflohen sey.

Wer kann es dem verdienstvollen Greise verargen,

daß er bei so hartem Tribut, den er seinem Ruhm entrichten mußte, entrüstet ausrief: Hab' ich um meine Zeit und meine Nazion dies verdient? — Und doch war eben dies noch nicht das Allerschmerzlichste für ihn, sondern dies war der Verdacht, dessen er sich um diese Zeit gegen einen Freund nie ganz erwehren konnte. Dieser Verdacht war gewiß ungegründet, ward aber bei Wieland durch Herder, wenn auch unabsichtlich, genährt.

Herder rüstete sich um eben jene Zeit zum Kampfe gegen die Kantische Philosophie, mit großer Leidenschaftlichkeit, weil nicht ohne persönliche Veranlassung. Das philosophische Unwesen, das er in seiner Nähe zu beobachten damals häufige Gelegenheit hatte, schärfte seinen Unwillen mehr und mehr *). Während dessen hatte Göthe, zufolge seiner gewohnten objektiven Ansicht der Dinge, und seiner größeren eben hieraus entspringenden, epischen Ruhe sein besonderes Interesse daran, vornehmlich in Beziehung auf Naturwissenschaft und Kunst, und erklärte: „Wir sehen diese Philosophie als ein Phänomenon an, dem man auch seine Zeit lassen muß, weil Alles seine Zeit hat.“ Herder, der ihr eben keine Zeit lassen wollte, ward dadurch nur erbitter-

*) Man sehe in den Erinnerungen aus Herders Leben von seiner Gattin Bd. 2. S. 224 flg.

ter, so daß das Band der Harmonie, das ihn und Göthe bis dahin umschlungen hatte, immer lockerer wurde, und endlich gar zerriß. Da schloß sich Göthe enger an Schiller, Herder an Wieland an, der für jenen schon seit langer Zeit eine eben so große Verehrung als Zuneigung gefühlt hatte, die ihm in gleichem Grade nie erwiedert wurde. Kein Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen jetzt auch zwischen Wieland und Göthe eine Spannung entstand, die aber der Letztere bald hob, da er durch einen schönen Zug Wielanden innigst erfreute. Eben um jene Zeit war nämlich dieser mit Ausfeilung seines Oberon beschäftigt. Da nun Göthe urtheilte, daß Wieland bei der neuesten Ausgabe seiner Werke sich der Feile bisweilen ein wenig über die Gebühr bedient habe, so kam er zu ihm, und bat, daß nicht auch dem Oberon also geschehen möchte. Er erbot sich, seine Bemerkungen und Ansichten Wielanden mitzutheilen, und zu diesem Behuf den Oberon gemeinschaftlich mit ihm zu lesen. Endlich kommen beide darin überein, daß Wieland seine Umänderungen jedesmal Göthen mittheilen solle, und daß sie dann darüber sich berathen wollten. So geschah es dann auch, und Wieland befolgte Göthe's Rath an mehreren Stellen unbedingt; nur an einer wollte er nicht nachgeben. „Nachher, sagte er, habe ich wohl gesehen, daß Göthe auch da Recht hatte, und eigentlich in allen

Stücken; allein ich wollte doch auch einmal Recht haben."

So stand es aber nicht mehr, als zu den Xenien das Athenäum hinzugekommen war, in welchem der Ausspruch stand: „Die Französische Revoluzion, Fichte's Wissenschaftslehre, und Göthe's Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters." Wieland sah, daß eben die, welche Göthen über alles erhoben, ihn in den Staub zu treten suchten. Göthe's volleste und lauteste Anerkennung konnte ihn nicht schmerzen, denn er selbst gehörte zu Göthe's größten, selbst enthusiastischen, Bewunderern, und erklärte stets gern und neidlos ihn sich überlegen. Was ihn schmerzte, war, daß eben die, die ihn nicht tief genug herabsetzen zu können glaubten, unter Göthe's Aegide zu handeln schienen. Zwar löschte Göthe's persönliche Gegenwart, welcher er nie widerstehen konnte, jedesmal alles rein in seinem Herzen aus, was etwa gegen diesen, wie er sagte, holden Unhold darin seyn mochte; allein das hinderte doch nicht, daß er damals sich nicht von ihm abgezogener hätte fühlen sollen.

Da trat nun Herder mit der ganzen Energie seines Unwillens hervor. Nicht mehr jener Zeit gedenkend, wo er selbst auf eine Weise, der jetzigen nicht ganz unähnlich, aufgetreten, nicht mehr sich erinnernd, wie viel Heilsames in der Folge daraus erwachsen war, ja nicht ahnend einmal, daß er im Be-

griff sey, zum Theil sein eigenes Werk zu zerstören, drang er eifernd in die Zeit und gegen alle, die ihrem Streben die Richtung gaben. Gegen Kant indeß richtete er hauptsächlich seine Waffen, als gegen den Urheber des transscendentalen Idealismus und alles dessen, was dieser ihm Anstößiges hervorgebracht hatte. In der gegen die Kritik der reinen Vernunft nach einer Idee von Hamann ausgeführten Metakritik goß er die ganze Schale seines Zornes aus über „die Verführung der jugendlichen Phantasie zu unnützen Künsten des Wortkrams, der Disputirsucht, der Rechthaberei, des stolz-blinden Enthusiasmus für fremde Wortlarven, über diese Verödung der Seelen, die ignorante Verleidung alles reellen Wissens und Thuns, die unerträgliche Verachtung aller Guten und Großen, die vor uns gelebt haben.“

Wie wenig Herder früherhin gemeint gewesen, alle diese Schuld Kanten selbst aufzubürden, und wie richtig er da die Sache ansah, erhellet aus einem seiner Briefe, worin er schrieb: „Und nun denken Sie leicht, daß es Kants Schuld nicht sey, wenn man seine Philosophie mißbrauchte und ihr zum Theil eine andere, ihrem Urheber ganz unähnliche, Gestalt gegeben. Ich weiß, in welchem Geist und zu welchem Zweck er seine ersten kleinern Schriften schrieb; dieser Geist hat ihn bei seinen letztern größern Werken nicht verlassen; davon sind diese Werke selbst Zeugen.

Falsch ist es, ganz und gar falsch, daß seine Philosophie von der Erfahrung abziehe, da sie vielmehr auf Erfahrung, wo diese irgend nur statt finden kann, endlich und strácklich hinweiset. Falsch ist es, daß er eine Philosophie liebe, die ohne Kenntniß anderer Wissenschaften immer und ewig leeres Stroh drischt, die das thun, sind nicht seiner Art und Gattung. Seine Kritik der reinen Vernunft sollte ein Katarktikon, eine Prüfung ihrer Kräfte, eine Bestimmung ihrer Grenzen, eine Reinigung der Metaphysischen Tenne, nicht aber zugleich der Inhalt alles menschlichen Wissens und Denkens seyn, worüber des Verfassers deutlichste Erklärungen dastehn *)." Man kann nicht richtiger urtheilen, als von dem vortrefflichen Manne hier geschah, und er würde die Mißstimmung der letzten Jahre seines Lebens großentheils sich erspart haben, wenn die Leidenschaft sein Urtheil nicht verfälscht, und er in dieser Verblendung nicht sein metakritisches verzogenes Zaubergemälde aufgestellt hätte.

Wieland, von gleichem Unmuth erfüllt und ohnehin auch zu Herder hingezogen, wurde durch dieses Zaubergemälde um so leichter verblendet, und in dieser Verblendung bei der Anzeige jener Metakritik zu einer Philippika hingerissen, die nur zu deutlich

*) Man lese das Weitere a. a. O. 241 fgg.

zeigte, daß er in Beziehung auf Kant selbst den richtigen Gesichtspunkt, wenn er ihn anders je gehabt, gänzlich verloren hatte, und Kanten alles das büßen ließ, wozu er höchstens als veranlassende Ursache, aber als unschuldige, hätte genannt werden können. „Wäre — sagte er — die Rede bloß von einem jener metaphysischen Hypothesengebäude (Kartenhäuser), deren wir, nur in diesem Jahrhundert, so manches, das auch wol stattlich genug in die Augen fiel, aufführen und nach einer kurzen Dauer in aller Stille wieder in sich selbst zusammenfallen sahen, so würde es eines solchen Arms (wie Herders) nicht bedurft haben. Aber der philosophische Zauberpalast, den der große Magus aus Norden ἐκ μη φαινομενων hervorgehen hieß, ist seiner innern Beschaffenheit und seinem Zwecke nach, von ganz anderer Importanz. Es ist da nicht etwa nur darum zu thun, einer kleinen Zahl von müßigen Liebhabern metaphysischer Taschenspielereien einen am Ende unschuldigen Zeitvertreib zu verschaffen; es gilt Ernst. Das magische Schloß, das der neue mehr als Ariostische Atlante, durch die Allgewalt seines synthetischen Zauberstabes aus Pseudoplatonischen Noumenons in das überempirische Leere hingewebt hat, wird für nichts geringeres als für das einzige, ewig unzerstörbare Pantheon der Wahrheit ausgegeben, außer welchem kein Heil ist, und in welches alle Adamskinder, die nicht in ihrer angebornen

Radikalblindheit ewig dahin tappen und verloren gehen wollen, einzugehen genöthigt werden müssen. Die Projekte der Apostel dieses neuen Evangeliums sind zu weitgreifend, der Eifer ihrer Anhänger den Andersglaubenden zu lästig, und die Gefahr der Ansteckung (wenigstens für die nächste Generazion) zu dringend, als daß es nicht der Mühe werth gewesen wäre, das anscheinende wundervolle Riesenwerk mit dem goldnen Speer der wahren Kritik zu berühren, und indem es sofort vor allen, nicht unheilbar fascinirten, Augen Stück vor Stück zerstiebt und verschwindet, eben dadurch den kürzesten und überzeugendsten Beweis zu führen, daß es ein bloßes Luft- und Duftgebilde war."

Troß des Eifers aber, in welchen Wieland hiebei gerieth, wurde er doch stutzig, als er auf Herders Invektive gegen die Anhänger Kants stieß. „Verbiete dem Raben, der den Imperativ mit Mühe gelernt hat, sein Salve, und er hat nichts mehr zu sagen." Hierauf entgegnete Wieland: „Ich gestehe, dies däucht mich etwas hart. Oder sollte es nicht auch in dieser Schule (wie in allen Schulen, Sekten und Ekklesien) Subjekte geben, denen es ernstlich und redlich um Wahrheit, um reine Wahrheit, um nichts als Wahrheit zu thun ist? — Die, indem sie (vielleicht in einem Alter, wo Witz und Imaginazion einen subtilen dialektischen Kopf im Spekuliren über die Dinge über uns

nur zu leicht irre führen können), um die Bedürfnisse ihres nach Gewißheit und völliger Beruhigung sehnlich und wol gar ängstlich verlangenden Geistes zu befriedigen, auf diesen Weg geriethen, und nachdem sie alle seine dunkeln und labyrinthischen Kreuz- und Schlangengänge mühsam durchkrochen, endlich dahin kamen, wo sie — nicht weiter konnten, sollten sie sich, nachdem ihnen ein Ariadnischer Faden zugeworfen worden, nicht eben so gut aus diesem System wieder herausstudiren können, als sie sich hineinstudirt haben? War unter allen, die von der schönen Armida bezaubert wurden, nicht auch ein Rinaldo? Warum wäre es unmöglich, daß auch die so große Wunder versprechende und dem Anschein nach haltende Taschenspielerin Hägsa mehr als Einen Liebhaber dieser edlern Art gewonnen haben könnte? — Ich selbst glaube wenigstens Einen zu kennen, der durchaus gegen sich selbst und Andre redlich, und sobald er überzeugt wäre, der Wahrheit ein großes Opfer zu bringen fähig ist. Und hier wär' es nicht einmal um ein solches Opfer, sondern blos darum zu thun, aus den hyperplatonischen Hyperuranischen Räumen zur echten Sokratischen Philosophie herabzusteigen. Und wem stände das berühmte und so oft temere nachgeplapperte Geständniß der Sokratischen Unwissenheit besser an, wer könnt' es mit größerm Recht und mehr Würde ablegen, als einer, der, nachdem er sich durch alle

Höhen und Tiefen der transscendentalen Ideenwelt durchgearbeitet, sich am Ende überzeugt hätte, daß Hirngespenster — Hirngespenster sind?"

Niemand wird zweifeln, daß der Rinaldo, dessen Wieland hier gedachte, kein anderer als sein geliebter Reinhold war, der sich unstreitig diesmal um Wieland dasselbe Verdienst, wie Falk um Herder, erwarb. Falk war es, der Herdern bestimmte, nach Erscheinung der, gegen die Kritik der Urtheilskraft gerichteten, vorzüglicheren Kalligone, keinen weiteren metakritischen Feldzug zu unternehmen; Reinhold aber, geübt in Berichtigung philosophischer Mißverständnisse, mochte wol dem verehrten Schwiegervater gezeigt haben, daß er diesmal in einem argen Mißverständniß befangen gewesen sey, und so wurde der zweite Theil dieser Philippika, welcher bereits angekündigt war, unterdrückt. Was nun aber geschrieben war, war geschrieben, und Wieland gerieth mit Herder in gleiche Verdammniß.

So befand sich Wieland am Ende des Jahrhunderts in einer vielleicht einzigen Lage. Fast mit allen den Dichtern, welche zur Zeit seines aufblühenden Ruhmes feindselig oder doch muthwillig neckend gegen ihn aufgetreten, war er nicht nur ausgesöhnt, sondern befreundet, selbst mit Voß; aber die neue Generazion brach über sie und ihn — mit Ausnahme des einzigen Göthe — den Stab. In der Philosophie hatte er alle Anhänger der Vor-Kantischen

Metaphysik und die Kantische und Nach-Kantische Schule gegen sich, während selbst sein Freund Jacobi, um dessen Gunst die Häupter aller neuen philosophischen Schulen zu buhlen schienen, seiner nur noch bei Gelegenheit erwähnte, und vermuthlich über den Agathon jetzt urtheilte wie Fichte, welcher an Reinhold schrieb: „Daß der Agathon ein Zeitalter fand, für welches er zu früh kam, und Leßing sich bewogen fand, dies dem Zeitalter derb aufzurücken, beweißt nicht, daß der Verfasser desselben ein klassischer Schriftsteller für alle Zeiten und Völker sey." — Nur der blieb ihm, der früher am entferntesten von ihm geschienen — Herder.

Man bot alles auf, um der Welt glauben zu machen, Wieland habe sich überlebt. Zwar blieb er nicht ohne Vertheidiger, denn die Partei, welche gegen die neue Schule auftrat, namentlich Kotzebue und Merkel, ließen keine Gelegenheit vorüber, sowohl in dem Freimüthigen als in den Briefen über die wichtigsten Produkte der schönen Litteratur Wieland an seinen Gegnern zu rächen: Da aber dieses meist geschah, um Göthe tadeln zu können, so diente es wenigstens nicht, sein Verhältniß zu diesem erfreulicher zu gestalten. Daß auch Göthe bei den damals so oft wiederholten Angriffen der Gegenpartei auf ihn nicht ganz gleichgiltig geblieben, bezeugen seine Anmerkungen zu Rameau's

Neffen, die nicht ohne Beziehung auf die damaligen litterarischen Verhältnisse geschrieben sind.

Ueber Wielands Urtheil in Hinsicht auf diese Verhältnisse werden folgende Mitteilungen keinen Zweifel lassen.

An einen Freund, der ihm im J. 1799 ein Bruchstück einer Satire auf die Brüder Schlegel mitgetheilt hatte, schrieb er: „Daß Sie mit der kleinen Stachelschrift gegen die beiden übermüthigen Gebrüder zurückhalten, billige ich gar sehr; denn es ist zu hoffen, daß mit Gott und der Zeit noch treffliche Männer aus diesen noch mit dem ersten Spies laufenden Göthe- und Schillerschen Schildknappen werden können."

Einige Monate darauf schrieb er Demselben: „Noch Eins, warum ich Sie sehr bitten möchte, wäre, sich mit den Herrn Gebrüder Schlegel und Comp. nicht abzugeben; es sind grobe, aber witz- und sinnreiche Patrone, die sich alles erlauben, nichts zu verlieren haben, nicht wissen was erröthen ist, und mit denen man sich beschmutzen würde, wenn man auch den Sieg über sie erhielte, welches doch beinahe unmöglich ist, da sie, auch geschlagen und niedergeworfen, gleich wieder aufstehen und es nur desto ärger machen würden. Können Sie es aber ja nicht lassen, den Muthwilligen (die durch ein in Teutschland noch neues genre, nämlich französisches persifflage, ihr Glück zu machen hoffen, aber bei einer Nazion

wie die unsrige nur sich selbst dadurch ruiniren werden) etwas abzugeben, so beschwöre ich Sie bei allen Göttern, lassen Sie wenigstens Göthe und Schiller aus dem Spiel — wär' es auch nur mir zu lieb, und um allem Argwohn auszuweichen, als ob ich irgend einen direkten oder indirekten Antheil an der Sache hätte. Ich stehe mit diesen beiden Matadoren in einem guten, mit Göthe sogar in einem beinahe freundschaftlichen Verhältniß — wie ich mir einbilde — wenigstens vor der Welt (denn de occultis non judicat praetor); aber die Herren sind empfindlich und ein wenig argwöhnisch, ich kann mich also nicht nur selbst, sondern auch meine Freunde können sich, mir zu lieb, nicht genug in Acht nehmen, daß ich mit Ihnen nicht kompromittirt werde."

An Göschen. Den 31. Okt. 1799. „Ist es wahr, lieber Göschen, daß Kotzebue's Hyperboreischer Esel so große Sensazion in Leipzig gemacht hat, wie man sagt? Das Possenspielchen hat gleichwohl einen Hauptfehler; und der ist, daß man in dieser Manier, und durch Herausheben auffallender Sätze aus ihrem Zusammenhang, jeden andern Schriftsteller eben so gut lächerlich machen könnte. Die Herren Schlegel haben eine tüchtige Aristophanische Lauge verdient: aber Hr. v. Kotzebue nimmt sich zu wenig Zeit zur Arbeit, und sein Salz, unter uns gesagt, ist ein wenig dumm."

An Denselben. Den 15. Febr. 1801. „Der

seit den unvergeßlichen Xenien unter unsre jungen Genies, Studenten, Versemänner und litterarische Prätendenten aller Art gefahrene Jakobinische Sansculottismus befleckt die Geschichte unsrer Litteratur und Kultur mit einem schmählichen Flecken, den die Zeit zwar bald genug wegbeitzen wird, der aber doch für den Moment einen dreifachen beträchtlichen Schaden thut: 1) Den Charakter unsrer Nazion einer an Stupidität grenzenden Gleichgiltigkeit gegen das Wahre, Schöne und Gute verdächtig zu machen; 2) die ganze Klasse der Gelehrten und Schriftsteller, die so ehrwürdig und vielvermögend seyn könnte, in der öffentlichen Meinung tief herabzusetzen, ihres wichtigsten Einflusses zu berauben, und dadurch ihren Verächtern und Verfolgern unter den Großen und den Aristokraten gewonnen Spiel zu geben; 3) vielen jungen Leuten, theils für eine kleinere Zeit, theils für ihr ganzes Leben, Kopf, Geschmack und Herz zu verwirren. Aber, wie gesagt, Alles will seine Zeit haben; auch diese Periode der schändlichsten Anarchie in der Gelehrten-Republik wird vorbei gehen, und das unfehlbarste Mittel ihr Ende zu beschleunigen, wäre, es wie ich zu machen, und zu thun, als ob gar keine Schlegel, Tieks, Bernhardis, Clemens Brentano's und wie die Gesellen alle heißen, in der Welt wären. Indessen kommt doch unter der Menge jämmerlicher Ausgeburten angebrannter Köpfe, Lotterbuben und Vollhäusler mit-

unter ein wirklich witziger Spaß zum Vorschein, wie z. B. der Thurm zu Babel, der, meines Bedünkens keinen gemeinen Kopf zum Baumeister haben kann, und eine wahrhaft Gilrysche Kunst Karikaturen zu machen, die gleichwohl sehr viel, mehr oder weniger, Aehnlichkeit haben, zu Tag legt. Melden Sie mir doch, was man in Leipzig davon hält, und was für einen Verfasser man räth. Offenbar gehört er zu keiner Clique noch Partei, denn er persifflirt alle, schont Niemand, und mißhandelt im Grunde doch Göthe, Schiller, die Schlegels und Tiek am meisten. Clemens Brentano kann es aus mehreren Ursachen nicht wohl seyn. Hier hat man auf den braven Falk rathen wollen; aber ich wollte mich für ihn verbürgen, daß er's nicht ist. Wer kann es also seyn? — Wenn es am Ende gar Kotzebue wäre?

Den 11. März. „Den Verfasser des Thurms zu Babel bitte sehr, nicht aus den Augen zu lassen. Wir müssen auf die Spur kommen, es koste was es wolle. Am Ende ist dessen Baumeister doch in Berlin oder in Jena zu suchen *). Ein Mensch von Kopf auf alle Fälle. Das Sonderbarste ist nur, daß er von den kleinsten und neuesten Partikularitäten von Weimar so wohl unterrichtet ist. Wenn zu

*) So viel ich weiß, — damals in Jena.

Leipzig Exemplare davon zu haben sind, so haben Sie doch die Güte, mir eines zu schicken. Hier getrauen sich, wie es scheint, weder Hofmanns noch Gädike solche Blasfemien gegen die Majestäten des Parnasses auf den Laden zu legen."

6.

Eine Vorahnung von allem Unwesen jener Jahre war es, welche Wielanden zu dem Entschluß bestimmt hatte, den Merkur aufzugeben, und er würde allerdings für seine Ruhe besser gesorgt haben, wenn er den Einreden seiner Freunde, die den Merkur gern als Antagonisten der damaligen Kampfschulen gesehen hätten, nicht nachgegeben hätte. Es blieb ihm bei den Unbilden, die er jetzt erfahren mußte, nur das zum Trost, was schon in früherer Zeit bei einer groben Beleidigung, die ihm der jüngere Cramer durch Anmerkungen zu der früher erwähnten Ode von Voß zugefügt, getröstet hatte. Damals schrieb er an Voß: „Ich fange an gegen Bübereien dieser Art gleichgiltiger zu werden als jemals, und hülle mich sehr ruhig in das Bewußtseyn ein, daß ich ein Besseres um die Zeit, in der ich lebe, verdient habe. Was mir seit dem Moment, da ich etwas Gutes habe drucken lassen, d. i. ungefähr vom Agathon

zu wiederfahren ist, und noch täglich wiederfährt, wäre hinlänglich, jeden Jüngling, der sich mit einiger Fähigkeit dem Dienste der Musen widmen wollte, abzuschrecken. Indessen hat die fast unbegreifliche Ungerechtigkeit meiner Zeitgenossen wenig Einfluß auf meine Glückseligkeit, und es war kein Kompliment, sondern wahres herzliches Gefühl, als ich zu meiner Muse sagte:

Du machst — das Glück von meinem Leben,
Und hört Dir niemand zu, so singst Du mir allein.

Uebrigens habe ich doch immer das Glück gehabt, dessen Horaz sich rühmte, von einer kleinen Anzahl solcher Leute geliebt zu werden, deren jeder ein Publikum werth ist; und dies war auch immer für mein Herz genug. Ich habe immer die Kunst der Musen um ihrer selbst willen geliebt, und sie mit Liebe und aus Liebe getrieben. Das lauteste Zujauchzen aller Leser in der Welt würde mich für den kleinsten Fehler, den ich vermeiden konnte, und nicht vermieden hätte, nicht schadlos halten, wenn ihn gleich niemand gesehen hätte, als ich."

Es gab indeß jetzt etwas, das ihm schmerzlicher war, als die Angriffe auf seine Poesie: „Die Schlegel — sagte er im Gespräch mit seinem Biographen — haben einen Begriff von einem Dichter aufgestellt, wie ihn keine Zeit und kein Volk gekannt hat. Hätten sie recht, so muß ich freilich selbst gestehen, daß

ich nur drei Dichter kenne, — Homer, Shakespeare, Göthe, — und so habe ich wenigstens den Trost, noch in sehr großer und doch nicht ganz schlechter Gesellschaft vom Parnaß ausgeschlossen zu seyn. — Aber Parnaß hin, Parnaß her! Das übrige Treiben ist unausstehlich, und man springt mit dem Verstand um, als ob ihn der liebe Gott vor die Säue geworfen hätte! — Was dabei herauskommt, werden Sie vielleicht noch erleben: nichts Kluges und nichts Gutes!" Daß die neue Schule, absichtlich oder unabsichtlich, aber gewiß, auf Vernichtung der Früchte seines philosophischen Strebens hinstrebte, dieses war ihm schmerzlich. Hiermit stürzte, was er durch ein funfzigjähriges Wirken aufzubauen beflissen war, das liebste und schönste Werk seines Lebens. Den gesunden Verstand, den zu Ehren zu bringen er stets bemüht gewesen, hörte er jetzt verlästern, als sey er der leidige Satan, der uns blind und verstockt gegen den Glauben an das Höhere mache, der nichts wisse als elende logische Demonstrazionen, und darum nie aufgehen könne in dem Lichte göttlicher Anschauung. Statt eines vernünftigen Gebrauchs des Verstandes, den er im Leben und zum Leben für unentbehrlich hielt, sollte eine schwärmende Phantasie die Herrschaft behaupten, unter welcher der ganze Schwarm von Nachtgespenstern wieder heraufstieg, die er mit seinem Lichte längst verscheucht zu haben glauben durfte. Dafür hieß sein Licht ein Irrlicht, und die nun verrufene Auf-

klärung ein gefährlicher Versuch, uns im Irdischen befangen zu halten. Nur aus der heiligen Nacht geheimnißvoller Mystik hervor, so lehrte man, leuchte der Stern, der zum wahren Leben führe. Der Aberglaube hieß ein wesentliches Element der Poesie; Poesie aber und Philosophie erklärte man für Eins. Den Begriff habe man sorgfältig zu vermeiden, und sich kindlich=fromm dem gerne gläubigen Gefühl hinzugeben; dies führe ästhetisch=religiös zur allein selig machenden Kirche.

Nicht ohne eine Art von Grauen hörte Wieland dies, denn ihm war, als schwirrten ihm auf einmal die Nachtgeister aller Mönche, Pfaffen, Bonzen und Jesuiten wieder um das Haupt. Er schaute umher, ob die Philosophie und die Ironie seines Sokrates nicht irgendwo bereit stehe, gegen die andächtige Kunstverrücktheit Heilmittel zu bieten, aber er sah in den neuen Philosophen=Schulen nur ein Gespenst umgehen, das sich Platons Geist nannte. Alle Schulen hatten mit der hohen Jagd nach Paradoxen so viel zu thun, daß sie nach der Sokratischen Kalokagathie sich nicht mehr umsehen konnten. Nur von Zermalmen und Vernichten war die Rede; von tölpelhaftem Enthusiasmus und göttlicher Grobheit. — Sah nun Wieland gleich nicht alles so schwarz, wie Voß in seiner Aufzeichnung der Stolbergischen Umtriebe und in der Antisymbolik, so war er doch allerdings der Meinung, daß die Barbarei wie=

der an unsre Pforten klopfe, daß man durch Sykophantentrug zurückführen wolle in die Nacht des Aberglaubens und die Greuel des Geistesdespotismus, und daß man also die Zeichen der Zeit genau beachten möge, die ihm gar nicht sonderlich gefielen. „Gott allein weiß, — schrieb er damals einem Freunde — wie der fatale Krieg seine Endschaft erreichen wird, und was nach erfolgtem Frieden die — — und die Jesuiten, die unter einem neuen Namen wieder aufzustehen im Begriff sind, über Kultur und Aufklärung und Litteratur beschließen werden, und ob man nicht vielleicht zur Grundlage der künftigen Verfassung Europas machen wird, alles Lesen und Schreiben, als heillose Künste, die am Ende nur zu Revoluzionen führen, gänzlich abzuschaffen."

Er selbst suchte daher noch zu wirken, dieweil es noch Tag war; that es aber auch jetzt auf die ihm eigne Weise. Gewiß hätte er jedoch die Welt nicht schöner davon überzeugen können, daß er sich — nicht überlebt hatte. In seinem Osmantinum hatte er sich ein kleines, blos zum Arbeiten und Ausruhen bestimmtes, Gartenhäuschen bauen lassen. „Darin, schrieb er, hoffe ich im Sommer manche selige Stunde zuzubringen, und meiner Jahre ungeachtet vielleicht auch noch manchen geheimen Besuch von meiner (wie ich hoffe) mir nie ungetreu werdenden Muse zu erhalten." Diese Hoffnung täuschte ihn nicht, und er wurde in seiner ländlichen Zurückgezogenheit um so

heiterer, da seine unternommenen Geistesarbeiten selbst ihn in die Tage seiner Jugend zurück versetzten; denn er führte noch manchen Plan aus, den er im angehenden Mannesalter entworfen.

7.

Schon mehrere Jahre hatte er sich mit dem Projekt eines, hauptsächlich aus Uebersetzungen von Werken alter Griechischer Redner und Dichter bestehenden, Attischen Museums herum getragen, als endlich die Verheirathung seiner Tochter mit Geßner ihn bestimmte, dasselbe wirklich zu beginnen und Geßnern in Verlag zu geben. An diesem arbeitete er jetzt in Oßmannstädt fort, und verband sich zu diesem Behuf nach einigen Jahren mit dem „vortrefflichen Jacobs“ und Hottinger, den er bei seinem letzten Aufenthalt in der Schweiz persönlich kennen gelernt hatte, und von welchem er Geßnern schrieb: „Ich habe hier einige sehr liebe Freunde, und doch fühle ich, daß ich mich von ihnen trennen könnte, um mit diesem vortrefflichen Manne zu leben, der an Geist und Herz mehr Berührungspunkte für mich hat, als irgend einer, den ich kenne, Herdern selbst nicht ausgenommen, welches gewiß viel von mir gesagt ist. Ich kenne keinen so ganz

und rein nach dem Sokratischen Modell gebildeten Geist als Hottingers." Schon die Verbindung mit diesen Männern machte ihm das Attische Museum immer erfreulicher; aber auch seine eigne Arbeit daran gewährte ihm vielen Genuß. Die Uebersetzung mehrerer Aristophanischer Komödien hätte für ihn in keine gelegnere Zeit fallen können, als in die, worin die politische und die gelehrte Welt ähnliche Farcen gleichsam unter seinen Augen aufführte. So wenig als er bei der Wahl der übersetzten Aristophanischen Stücke ohne Rücksicht auf die Zeit und die Zeitgenossen zu Werke ging, eben so wenig war er ohne diese Rücksicht bei seinen Uebersetzungen des Euripides und Xenophon. Gerade weil es damals auch zum vornehmen Ton gehörte, von diesen seinen beiden Lieblingen herabwürdigend zu sprechen, zog er sie geflissentlich hervor, und suchte, auch durch besondere Abhandlungen, ihre Verdienste und ihren Werth in ihr wahres Licht zu stellen. Ganz besonders war dies der Fall mit dem Jon, an welchem er von jeher ein großes Interesse genommen, und er bekannte es selbst, daß er von des Euripides Jon „eine echte und getreue, aber lesbare teutsche Uebersetzung" in der Absicht gegeben habe, damit man den, auf die Weimarische Bühne gebrachten, und „damals viel besprochenen Schlegelschen Jon mit dem Jon des griechischen Meisters vergleichen und mit eigenen Augen sehen könne, wie beide

denselben Stoff bearbeitende Künstler und ihre Werke sich gegen einander verhalten; eine Vergleichung, welche, mit reinem Sinn für das Wahre, Schöne und Geziemende angestellt, für Freunde und Jünger der Kunst nicht anders als unterhaltend und lehrreich seyn könne." Besondere Veranlassungen zu dieser Vergleichung gab er aber sowohl in seinen Anmerkungen als in seinem Grundriß und Beurtheilung der Tragödie Jon von Euripides; jedoch ohne jemals Schlegel zu nennen.

Auch zwei eigene Werke hatte er gleich anfangs für das Attische Museum bestimmt. Er schrieb darüber an Göschen: „Ich habe zwei bedeutende Werke, Agathodämon und Solon, die zum Theil noch als Embryonen in meinem Kopfe liegen, dazu bestimmt, Stückweise im Attischen Museum zu erscheinen; den Solon, weil er ganz eigentlich dahin gehört, und den Agathodämon, weil er anfangs für ein altes Manuskript (qui est supposé d'être traduit du Grec) ausgegeben wird. Dieser letztere ist für die erstere Hälfte des Attischen Museums wesentlich, weil ich darauf rechne, daß er dasselbige in Reputazion setzen werde. Die bereits fertigen drei ersten Bücher kommen in den ersten Band. Das Uebrige, was vielleicht noch 5 Bücher gibt, erscheint nach und nach im Jahre 1797., und alsdann sehe ich nicht, was Sie hindern könnte, im J. 98

einen Band der Sämmtlichen Werke aus demselben zu machen, wofern es Ihnen sonst gelegen ist."

Solon unterblieb, und in Hinsicht auf Agathodämon blieb es vor der Hand bei den drei ersten Büchern, die allein im Attischen Museum mitgetheilt wurden, denn die Veränderung seines Wohnortes hinderte ihn in der ersten Zeit an der Fortsetzung. Dagegen reifte in Oßmannstädt mehr und mehr sein Plan zu einem noch umfassenderen Werke, welches ebenfalls an die Stelle eines in früherer Zeit von ihm projektirten trat. Ein Augenzeuge von Wielands Unternehmungen aus jener Zeit, Herr Lütkemüller, berichtet hierüber Folgendes. „Nie sah ich Wieland lebhafter, als da er die Briefe Aristipps und seiner Zeitgenossen zu schreiben anfing. Seine Seele war ganz voll von dem, was dieses Werk aufnehmen, schildern und beleuchten sollte, als ich eines Tages in sein Museum zu Oßmannstädt trat. „Es war endlich einmal Zeit, — sprach er, — daß ich ein solches Werk begann. Eigentlich habe ich die Personen und Sachen, die darin vorkommen, schon von meiner Jugend an in der Seele getragen, und zum Theil auch, mehr oder minder historisch, zum Besten gegeben. Aber was ich früherhin auch that, und späterhin bald so, bald anders zu thun gedachte, ich wollte einmal auch die Geschichte der Sokratischen Philosophie schreiben, — nun erst ist es für mich die rechte Zeit, das klassische Griechenthum in einer sei-

ner anziehendsten und inhaltreichsten Perioden zu überschauen und zu behandeln. Hoffentlich wird es mir in meinem schon begonnenen Greisesalter nicht an Jugendfrische fehlen; denn nichts von der Göttergunst zu sagen, die mir als einem Musensohne noch immer zu Theil wird, so ist auch das schöne und reiche Menschenleben in jener Griechenzeit, die ich mit meinem Aristipp durchleben und durchschmecken will, an und für sich wie die Quelle der Jugend, welche unsre romantischen Ritterhelden suchten und nicht fanden. Eine Menge mannichfachen Stoffs liegt voll mannichfacher Anforderungen und Reize vor mir, und wiewohl ich das Ganze ziemlich klar und bestimmt übersehe, so weiß ich doch, daß mir auch das Eine und das Andre, woran ich jetzt noch nicht denke, in der Folge von selbst in den Weg kommen wird. Dadurch erhält mein reichhaltiger Gegenstand noch eine besondre geheime Anziehungskraft. Er zeigt mir eine Perspektive, die noch mehr ahnen als sehen läßt. — — — Aber, fuhr er nach einigen Aeußerungen fort, was werden Sie dazu sagen, daß die Hetäre Lais eine vorzügliche Rolle in meinem Aristipp spielen wird?" — Sie hat, erwiederte Lütkemüller, als eine der merkwürdigsten Personen jener Griechenzeit Anspruch darauf zu machen. — „Und was machte sie zu einer der merkwürdigsten Personen? Nicht sowohl Schönheit und Liebreiz; wie groß diese auch seyn mochten, sondern vielmehr eine Bildung und Liebens=

würdigkeit, die noch außerordentlicher waren als jene. In ihr blühte für die gebildetsten Griechen jener Zeit das Höchste und Vollkommenste schöner und holder Weiblichkeit. Ich weiß zwar, mit welchen Komplimenten ehrbare Matronen und gestrenge Sittenrichter über den Gebrauch, den ich von ihr mache, mich beehren werden. Sie werden pflichtschuldigermaßen zu bemerken belieben, daß mein Geist sich noch immer, wie sonst, im Umgange mit Hetären gefalle, und daß ich vermuthlich bis zu meinem letzten Lebenshauche nicht müde werden würde, sie mit ihrem hetärischen Leben und Weben zu konterfeien. Aber es ist nicht meine Schuld, daß das klassische Griechenland auch seine Aspasia, Danae, Lais, Musarion und wenige ihres Gleichen hatte, und daß diese für die Geschichte der Menschheit ein größeres Interesse haben und behalten werden, als alle, die sich von Gott und der Tugend berufen glauben, das Verdammungs-Urtheil über sie zu sprechen. Es wird auch von selbst erhellen, daß ich bei dem, was mein Aristipp seyn und werden soll, der Lais gar nicht entbehren kann. Uebrigens wird sich in der Griechenwelt, welche vor mir liegt, auch Gelegenheit finden, dem Ehestande, wie ich seines Orts immer gethan habe, alle gebührende Hochachtung zu erweisen, und häusliches Familienwohl, so wie es seyn kann und seyn soll, als das reinste und vollhaltigste Glück dieses Lebens darzustellen."

Diese hier genannten Werke, die allein ihm bei

jeder Nazion einen ausgezeichneten Rang unter ihren berühmten, nur mit großer Achtung zu nennenden, Schriftstellern gesichert haben würden, und die Vollendung seiner schon früher begonnenen Gespräche unter vier Augen, beschäftigten ihn in Oßmannstädt mehrere Jahre lang. Hören wir nun hierüber die eignen Mittheilungen des teutschen Schriftstellers, dessen Namen seit vielen Jahren schon auch das Ausland mit Achtung genannt hatte, in seinen Briefen an Göschen:

Den 19. Dec. 1797. „Es ist hohe Zeit, liebster Freund, daß ich Ihnen auch einmal wieder ein kleines Lebenszeichen gebe. In der That lebe ich, was das geistige oder (vielleicht richtiger gesagt) das litterarische Leben betrifft, seitdem die unfreundliche Jahreszeit eingetreten ist, vollauf; ich komme nur selten aus meinem Museo, aus dem Hause gar nicht, arbeite von Morgen bis in die Nacht, finde Tage und Wochen unbegreiflich kurz und schnell, und habe dem ungeachtet seit dem 23sten November eines der schwersten litterarischen Abenteuer, eine metrische Uebersetzung der Wolken des Aristofanes glücklich, wie ich wenigstens hoffe, zu Stande gebracht. Ich bin also, wie Sie sehen, stark beschäftigt; nur freilich nicht wie ich sollte — denn an Agathodämon und meine eignen Denkwürdigkeiten wird itzt gar nicht gedacht; — aber das kann nun bei mir und meines gleichen, die so ganz von ihrem

Genius und seinen Inspirazionen abhängen, einmal nicht anders seyn.

Den 19. Febr. 1798. „Ich habe seit Kurzem für den Merkur einige Gespräche, politischen Inhalts, unter dem Titel Gespräche unter vier Augen, auszuarbeiten angefangen. Drei derselben sind bereits fertig, und das erste ist schon im Februarstück des Merkurs abgedruckt. Wenn Sie so viel Zeit erübrigen können, so lesen Sie es in einer ruhigen halben Stunde con gusto. — Es kann Ihnen zur Probe dienen, was für eine Art von Fischen diese Gespräche sind, von denen meine, freilich ein wenig parteiische, Freunde viel Aufhebens machen. Ich werde den bereits aufgesetzten noch mehrere folgen lassen, und damit so lange fortfahren, bis ich alles vom Herzen habe, was ich in den dermaligen konterbunten Zeitläuften für Worte zu rechter Zeit halte. — — Sie sehen, daß ich nicht müßig bin, wiewohl ich von einem etwas capricieusen Genius abhänge, und nicht immer thun mag oder kann, was ich soll."

Den 7. [Mai.] „Der Beifall, den Sie meinem ersten Gespräch unter vier Augen geben, schmeichelt mir, sowohl weil er von Ihnen kommt, als wegen des Urtheils selbst, welches so gedacht und ausgedrückt ist, daß es einem jeden Manne von Geist und Geschmack und Menschenkenntniß, wie gelehrt er auch seyn möchte, Ehre machen würde. Ihre Bemerkung ist sehr richtig, und Gerons hauptsächliches

Geschäft wird seyn, sie im Folgenden auszuführen. Es kommen aber, weil diese Materie nicht pressirt, vorher einige andre Gespräche, die sich noch näher auf den jetzigen Moment beziehen." *)

Den 5. November. „Ich wünsche sehr, daß noch Raum für ein 12tes Gespräch da sey, (denn das Fragment eines Gesprächs zwischen Geron und dem Unbekannten bekommt keine Nummer, es ist nur ein Appendix), wovon ich gestern Abend entbunden worden bin, und das ich Ihnen gern sogleich übersendet hätte, wenn es nicht zuvor ins Reine geschrieben, und einige Dutzend Mal revidirt, emendirt und auspolirt werden müßte. Dieses zwölfte Gespräch unter vier Augen ist nöthig, um das Ganze vollständig zu machen und zu runden. Sie werden also so gut seyn und dafür sorgen, daß ihm auf alle Fälle Platz verschafft werde; denn es ist weder ein Ueberbein noch ein Appendix, wiewohl auch das Fragment, obgleich nur ein Appendix, nicht wohl wegfallen darf; denn es ist eine kleine Herzenserleichterung zwischen meiner eigenen Wenigkeit (Geron genannt) und einer ungenannten Königlichen Majestät: — und da man nicht alle Tage Gelegenheit hat, den Königen

*) S. hierüber Theil 3. S. 432. fg.

ihre Wahrheiten zu sagen, so ist immer gut, wenn man vom Moment profitirt. — — — — Ich habe (wiewohl in diesen Gesprächen die Sache der Menschheit freimüthig geführt wird, und Wahrheiten gesagt werden, die man weder zu Paris, noch zu Wien oder Petersburg von den Dächern predigen hört,) meiner Denkart und der Klugheit gemäß, mich vor allem, was einem auch nur halbweg vernünftigen Leser anstößig, oder dem Respekt, den man den Machthabern schuldig ist, zuwiderlaufend scheinen könnte, sorgfältigst gehütet, und hoffe also, mit der dortigen Censur in keine Kollision zu kommen; wiewohl ich nicht dafür stehe, daß das Buch nicht in Wien verboten werden wird, wie beinahe alles Gute, was außerhalb Wien ans Licht tritt."

Den 28. Februar 1799. „Hier, mein geliebter Freund, überreiche ich Ihnen das 7te und letzte Buch des Agathodämon, des, in mehr als einer Rücksicht, wichtigsten und besten meiner Werke. So wird — dies sagt mir mein Genius — die Nachwelt mit mir davon urtheilen, wie gleichgiltig es auch in dem Moment, worin wir leben, aufgenommen werden mag. Dieses siebente Buch war mir eine sehr schwere Aufgabe, vielleicht die schwerste von allen, die ich mir aufgeben konnte; auch werden Sie und der arme Setzer es dem Mannskript nur zu sehr ansehen. Die Ausführung wurde mir um so mühsamer, da Jahrs-

zeit und Witterung Geistesarbeiten dieser Art sehr ungünstig waren, und also desto mehr Anstrengung erfordert wurde, um mich selbst zu befriedigen. Ich habe das ganze Buch mehr als sechsmal von neuem durch- und einige Hauptstellen ganz umgearbeitet, und des Feilens und Polirens wollte kein Ende werden. Nun ist es — wie es ist; ich bin mit mir selbst zufrieden, denn ich weiß, daß ich als Mensch, als schriftstellerischer Volkslehrer und als Dichter mein Bestes, und also meine Schuldigkeit gethan habe. Mögen Sie, mein Freund, nun eben so viel Freude daran haben können als ich selbst! — — — Uebrigens wünsche und hoffe ich, daß mein Apollonius, oder Agathodämon (wie sie ihn lieber nennen wollen.) Sie mit den Griechen wieder völlig aussöhnen und aufs Reine bringen möge. Denn daß Griechische Simplicität und Griechische Grazie, mit Griechischer Bestimmtheit und Korrektheit verbunden, in diesem Werke ist, weiß ich so gewiß, als ich weiß, daß der, leider! nicht mehr Vatikanische Apollo nicht von einem Steinmetzen gehauen ist, — so gewiß als ich weiß, daß in Schlegels Uebersetzung der Elegie des Hermesianax zwar häßliches griechenzendes Teutsch und detestable Hexameter, aber kein Fünkchen Griechischen Geistes und Geschmacks ist."

Den 15. Jul. „Sie fragen mich, lieber Freund, ob ich mit 15 Thaler, so Sie mir für jeden Bogen der Gespräche und des Agathodämon berech-

nen wollen, zufrieden seyn? Warum sollte ich nicht, zumal wie meine Actien beim Publico dermalen zu stehen scheinen, sehr wohl damit zufrieden seyn? Sie wissen ja, daß ich gleich anfangs Ihrer, mit mehr Muth und gutem Willen als Vorahnung des Erfolgs (wiewohl von mir mehr als einmal gewarnt) unternommenen, Ausgaben meiner Sämmtlichen Werke die Bestimmung des Ehrensolds Ihnen selbst anheim gestellt habe. Daß die Entreprise für Sie selbst, und vielleicht auch für mich, vortheilhafter hätte ausgeführt werden können, werden Sie, wie ich nicht zweifeln kann, itzt selbst einsehen. Ihr lebhafter Geist und ihr Herz ließ Sie zu viel von unserer Nazion hoffen, — Sie trachteten nach dem Höchsten in Ihrer Kunst, und opferten Ihr eigenes Interesse dem Gefühl und Verlangen, etwas für den Ruhm einer Nazion zu thun, die keine Nazion ist und selbst kein Nazionalgefühl hat. Der König von Preußen (einer der verständigsten und würdigsten Könige, die je gewesen sind,) hat mir zwar erst vor wenig Tagen ein recht großes Kompliment zu Ihren Handen darüber gemacht, daß die Prachtausgabe meiner Werke der teutschen Nazion so große Ehre machte; — aber dieser zeitlichen Ehre wegen wird doch unter zwanzig seiner reichen Edelleute in Schlesien schwerlich Einer seyn, der ein Exemplar dieser kostbaren Auflage kauft. Was dem Unternehmen nicht weniger geschadet hat, sind die verwünschten lateinischen Lettern, die mir

uns von den Liebhabern der geraden und halbrunden Linien haben aufschwatzen lassen. Ich habe seit 3 bis 4 Jahren Gelegenheiten genug gehabt, von Herren und Damen aller Klassen und Stände aus ihrem eignen Munde die Versicherung zu hören, daß sie teutsche Werke lieber mit den sogenannten teutschen, d. i. mit den gewöhnlichen Lettern, gedruckt lesen, als mit lateinischen; auch ist, wenn man die Wahrheit ehrlich gestehen will, unläugbar, daß die Breitkopfischen Formen der teutschen Lettern das Auge weniger angreifen als die lateinischen. Nichts von dem leidigen Glätten zu sagen, das den dreifachen Nachtheil hat, 1) daß es den Augen weh thut, 2) das Schreibpapier (weil man nun nicht darauf schreiben, und nicht einmal einen Druckfehler korrigiren kann), zu einer Art von Druckpapier macht, und 3) dem ungeachtet ein Buch wesentlich vertheuert. Ich hätte Ihnen die Erwähnung dieser odiösen Nachwehen, die nun einmal zu nichts helfen kann, gern erspart, wenn ich nicht die positive Erklärung, die Sie mir vor einiger Zeit gaben, daß aus Ihren Pressen kein mit teutschen Lettern gedrucktes Buch mehr kommen würde, noch unverdaut im Kopfe liegen hätte. Denn daraus sehe ich, daß an eine zweite Ausgabe meiner Sämmtlichen Werke nie zu denken seyn wird, und daß Sie, ungeachtet Ihnen bekannt seyn muß, daß unter 10 Bücherlesern und Käufern wenigstens 7 (gewiß noch mehr!) für die teutschen Buchsta-

den sind, den Gewinn von meinen Schriften lieber einem Nachdrucker überlassen, als von einem aus Gründen a priori gefaßten Entschluß abgehen wollen, wiewohl die Erfahrung Sie auf Kosten Ihres Bertels überzeugt hat, daß das Publikum (für welches man doch am Ende druckt) es lieber anders gesehen hätte. Sogar Engländer und Franzosen haben mir gesagt, sie läsen teutsche Bücher lieber mit teutschen Lettern, und wer sich die unendlich größere Mühe nehme, unsre Sprache zu lernen, könne sich wol auch die kleinere geben, die teutschen Lettern lesen zu lernen.

„Alles dies, lieber Göschen, schreibe ich Ihnen nicht, weil ich mit der edeln Art, wie Sie das Eigenthumsrecht an den Verlag meiner Sämmtlichen Werke (dessen ruhigen und ausschließlichen Besitz ich, als ein von den Gesetzen ungeschützter teutscher Schriftsteller, Ihnen nicht einmal garantiren kann), von mir an sich gebracht haben, nicht vollkommen zufrieden wäre. Gott ist mein Zeuge, daß ich mehr als zu sehr überzeugt bin, daß Sie wahrscheinlich zu Ihrem Schaden großmüthig gegen mich gewesen sind. Aber das kann ich Ihnen nicht verbergen, es thut mir wehe, daß Sie gerade an einem der vorzüglichsten meiner Werke, dem Agathodämon, so ökonomisch zu werden anfangen, daß Sie sich zu schaden geglaubt hätten, wenn Sie von der guten Taschen- und von der ordinairen wohlfeilen

Ausgabe etliche hundert Exemplare ohne die auf der ersten Kolumne eines jeden Bogens befindlichen Worte Wielands Sämmtliche Werke, Bd. — hätten abziehen lassen. Sie sagen, es hätte darum keiner besondern Ausgabe bedurft, weil Ihnen von der bisher gemachten Auflage so viele Exemplare liegen blieben, als sie etwa nöthig haben könnten, diejenigen, die das Buch besonders haben wollten, zu befriedigen. Aber wer wird den 31sten und 32sten Band meiner Sämmtlichen Werke besonders haben wollen? — Ganz natürlich hingegen läßt sich vermuthen, daß, da die Gespräche sowohl als Agathodämon neue und noch wenig bekannte Schriften sind, viele Liebhaber, denen die kostbaren Ausgaben meiner Sämmtlichen Werke zu theuer sind, froh gewesen wären, wenn sie den einen oder den andern, nicht als den 31sten und 32sten Band meiner Sämmtlichen Werke, wovon sie die 30 vorhergehenden nicht besitzen, sondern als ein für sich bestehendes Buch hätten kaufen können. So aber muß ich entweder glauben, mein Kredit sey seit etlichen Jahren unter den Teutschen ganz außerordentlich tief herabgesunken, oder Sie können für gewiß annehmen, daß bald genug ein Nachdruck erscheinen wird, wobei ich doch wenigstens den Vortheil habe, daß mein Buch von mehrern gelesen wird, Sie hingegen allein den Nachtheil haben, — weil Sie es so wollten. Sie erinnern sich ohne Zweifel, daß

ich mir etliche Exemplare vom Agathodämon ausbat, um einige Freunde damit regaliren zu können. Da Sie aber keine andern als mit Wielands Sämmtlichen Werken 31, 32. Band bezeichnete Exemplare haben, und es schwerlich irgendwo gebräuchlich ist, daß man von einzelnen Bänden einer aus 32 Bänden bestehenden Collektion Präsente macht, so thue ich sehr ernstlich Verzicht auf solche Exemplare; kann aber nicht anders als mit tiefem Gefühl beklagen, daß ich mich selbst bereits überlebt habe, und daß es so weit mit mir gekommen ist, daß Sie — einst ein so sehr (nur zu sehr!) enthusiastischer Liebhaber meiner Geistesgeburten — Sie, der so viele Tausende an meine Schriften gewagt hat, — nicht einmal riskiren mochten, etliche hundert Exemplare besonders abziehen zu lassen, da doch dazu nichts weiter als die kleine Mühe erfodert wurde, von jedem Bogen, nachdem die zu den Sämmtlichen Werken erforderliche Zahl abgedruckt war, die oft erwähnte Signatur (oder wie mans nennt) von der ersten Kolumne desselben abnehmen zu lassen. Ich weiß nicht, wie mir der Verfall meines Kredits, und meiner Gunst bei dem lesenden teutschen popello lebendiger hätte zu Gemüthe geführt werden können; und bin also auch vollkommen der Meinung, daß es bei den 32 Bänden wenigstens für das 18te Jahrhundert sein Bewenden haben müsse. Vielleicht geht im Neunzehnten ein günstigerer Stern über uns auf, und ich will mich

indessen, wie jener Griechische Flötenspieler, begnügen, den Musen und mir selbst zu spielen.

„Ob ich Sie — ungeachtet der kleinen Herzenserleichterung, womit ich Sie, ohne zu ersticken, nicht verschonen konnte, — noch lieb habe, ist allerdings keine Frage. Ich könnte Sie nicht mehr lieben, wenn Sie mein Bruder oder Sohn wären. Sie sind ein edler und guter Mann, und haben sich als ein solcher gegen mich bewiesen: und wenn Sie mir diesesmal ein wenig Weh gethan haben, so weiß ich wenigstens, daß Sie es nicht wollten, und ich klage nicht Sie, sondern die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge und meinen Kakodämon an, der dem Agathodämon, seinem natürlichen Gegner, bei dieser Gelegenheit einen kleinen Streich zu spielen nicht umhin konnte. Uebrigens, lieber Göschen, umarme ich Sie von ganzem Herzen, und werde nur mit dem Daseyn aufhören, Sie zu lieben und zu schätzen."

Den 14. Dec. 1799. „Wie sich die Zeiten geändert haben! Wer von uns beiden hätte vor 7 oder 8 Jahren gedacht, daß eine Zeit kommen und so bald kommen würde, wo Ihnen, mein Freund, dessen eifrigster Wunsch einst war mein Verleger zu seyn, bei der Ankündigung einer neuen Frucht meines Geistes eben so zu Muthe seyn würde, und, den Umständen nach, seyn müßte, wie einem von knappen Einkünften lebenden Vater von 13 Kindern, dem seine liebe Ehehälfte die 14te Schwangerschaft ankün-

digt! Weß das Herz voll ist, deß, sagt man, geht der Mund über. Das Ihrige, lieber Göschen, muß sehr voll gewesen seyn, da Ihnen an einer Stelle Ihres Schauspiels *) der Einfall entwischte: die alten Schriftsteller schreiben ums Geld. Mein erster Gedanke, wie ich diese Stelle las, war: wie sehr muß mein guter Göschen, dem es doch wahrlich sonst nicht an Delikatesse fehlt, zusammengedrückt seyn, daß ihm nicht ahnete, ob der alte nun bald 50 Jahre schriftstellende Wieland diese, in dem Mund eines Buchhändlers und Verlegers keineswegs gleichgiltige, Bemerkung nicht etwa auf sich ziehen, und für einen kleinen avis au lecteur halten werde, den ihm sein, von den ungeheuern Kosten einer dreifachen Auflage von 32 Bänden in 4. gr. 8. und kl. 8. erschöpfter und schachmatt gemachter, Verleger bei dieser Gelegenheit habe geben wollen. Der Himmel verhüte, daß ich Ihnen Unrecht thue! Aber, wenn ich alle Umstände zusammen nehme, kann ich mir die Sache doch nicht wohl anders erklären — und was

*) Welches Göschen, nach einem engländischen bearbeitet, Wielanden in der Handschrift zur Beurtheilung zugesendet hatte. Göschen hatte einen Verdacht, wie Wieland ihn hier äußert, nicht für möglich gehalten; man urtheile nun selbst, wie sehr gereizt Wieland seyn mußte, da er ihn schöpfte.

noch mehr ist, ich kann es Ihnen auch nicht verdenken, daß Ihnen meine Fruchtbarkeit lästig zu werden anfängt; nur werden Sie mir gern gestehen, daß es für mich traurig ist, eine solche Epoke erlebt zu haben. Als wir unsern Kontrakt wegen meiner Sämmtlichen Werke schlossen, sahen wir leider nicht tief genug in die Zukunft; sonst hätten Sie sich vermuthlich wohl gehütet, sich auch das ausschließliche Verlagsrecht auf meine künftigen Schriften auszubedingen; ein Punkt, der uns jetzt beide nicht wenig drückt, doch in der That mich am meisten, da der Gedanke, Ihnen mit einem solchen Werke, wie mein Aristipp ist, unwillkommen zu seyn, für mich natürlicher Weise gar zu demüthigend ist, um erträglich zu seyn. Lassen Sie uns aufrichtig und mit gänzlicher Offenheit, wie es unsrer Freundschaft würdig ist, mit einander reden. Mein Vorsatz war, Ihnen von meinem Aristipp nicht eher als nach der Ostermesse 1800 Nachricht zu geben. Aber der aus gutem Herzen voreilende Freund B. verwirrte mir meine Zirkel. Er schrieb Ihnen schon vor einiger Zeit, ohne mein Vorwissen, vermuthlich in einem ziemlich enthusiastischen Ton von meinem neuen Werke, und Sie antworteten ihm nichts darauf, wie er mir in der Folge gestanden hat. — — — Das Unangenehme, das hieraus erfolgte, ist nun dieses: Sie wissen von meinem Aristipp, und lassen sich davon weder gegen mich noch B. ein Wort verlauten.

Ich weiß, daß Sie es Wissen; und wenn ich den ganzen Ton und Inhalt Ihrer letzten Briefe an B. und mich mit jenem Stillschweigen zusammen nehme, so kann ich mit Händen greifen, daß mein Werk Ihnen itzt ganz zur Unzeit käme, und daß ich dessen nicht einmal erwähnen kann, ohne Sie zu ängstigen und in Verlegenheit zu setzen. Dies, lieber Göschen, ist der dermalige Stand der Sache; und da ein längeres Schweigen nichts mehr helfen kann, so ist besser, wir expektoriren uns gegen einander, wie braven Leuten und alten Freunden zusteht. Wenn Sie Muße, Gemüthsruhe und Frohsinn genug haben könnten, um ein so starkes Mannskript mit Vergnüglichkeit und à votre aise durchlesen zu können, so würde ichs Ihnen zum lesen (nicht zum Druck) zuschicken, und ich halte mich gewiß, auch Sie würden finden, daß ich allen meinen Werken die Krone dadurch aufsetze, und daß 50 Jahre meines vergangenen Lebens dazu nöthig waren, um mich fähig zu machen, dieses zu schreiben. Ein solches Buch schreibt man nicht ums Geld; aber wenn man anderthalb Jahre bloß auf die Hälfte desselben verwendet hat, und es nun einmal geschrieben ist, und man in so engen Schuhen steckt wie ich (denn daraus kann ich kein Geheimniß machen), so will man freylich Geld dafür haben. So sehr ich dessen aber auch bedarf, so bin ich doch schlechterdings unfähig, Ihnen nur etwas überlästiges, geschweige etwas unmögliches

zuzumuthen. Ich kann warten, und muß es wol können; nur mußte ich Ihnen von der Sache sprechen, theils damit Sie mir Ihre Gedanken ganz offenherzig eröffnen können, theils damit Sie, auf den Fall daß Sie sich mit dem Verlag befassen wollen, ihre Arrangements in Zeiten zu treffen im Stande sind. Wahrscheinlich wird die Ostermesse erst abgewartet werden müssen (wiewohl sie schwerlich besser als die vergangene ausfallen wird), denn überhaupt scheint es itzt auf das berühmte to be, or not to be anzukommen, und bis dieses entschieden ist, läßt sich nicht viel Zuverlässiges vorherbestimmen. Ich wiederhole was ich gesagt habe, lieber Freund! Ich muthe Ihnen nichts zu; aber was ich, wenn es hätte seyn können, gewünscht hätte, kann ich Ihnen ja wohl wie einen Traum, erzählen.

Den 24. Dec. „So weit hatte ich vor 10 Tagen geschrieben, als mir ein solcher Schwall andrer Dinge zu schicken und zu schaffen, zu lesen und zu schreiben, auf den Hals kam, daß ich keine Zeit übrig behielt, diesen Brief zu vollenden. Nun, da ich wieder Luft habe, fahre ich fort, wo ich stehen geblieben bin. — — Das Werk, woran ich seit mehr als 1½ Jahren gearbeitet habe, und wovon ich die Idee schon lange vor Erscheinung des Anacharsis gefaßt hatte (von welchem es auch ganz verschieden ist) hat zum Titel: Aristipp und seine Zeit. Eine Sammlung von Briefen an seine ver-

trautere Freunde und dieser an ihn. Böttiger, der vielleicht zu schwärmerisch davon spricht, aber doch über ein Buch dieser Art einer der kompetentesten Richter ist, kann und wird Ihnen mit gutem Gewissen sagen können, daß mich in dem, was ich Ihnen bereits davon gesagt habe, die väterliche Liebe nicht verblendet hat, und daß die Schuld nicht an mir läge, wenn es keine allgemeine Sensazion unter dem gebildeten Publiko machen würde, wiewohl sich seit einiger Zeit eine obskure Kabale gegen mich erhoben hat, die vielleicht unter der Hand von berühmten Männern begünstiget wird. Wie dem auch sey, ich wünschte meinen Aristipp als ein für sich bestehendes Werk gedruckt zu sehen, und weiß kein anderes Mittel, wie es, ohne Hilfe eines Nachdruckers, in recht viele Hände kommen kann. Die Anzahl derer, die meine von Ihnen verlegte Sämmtliche Werke gekauft haben, ist gegen die Besitzer der ältern Ausgaben meiner Schriften, die entweder zu arm oder zu geizig sind, sich eine der neuen Ausgaben anzuschaffen, sehr gering. Es sind mir selbst viele Gelehrte bekannt, die z. B. meinen Agathodämon gekauft hätten, wenn er als ein besonderes Buch gedruckt wäre, denen er aber, da er als 32ster Band meiner Sämmtlichen Werke heraus kam, unbekannt blieb, und ich weiß für gewiß, daß eine Menge Leser meiner Schriften entweder seine Existenz gar nicht, oder nur aus dem kannten, was davon ins

Attische Museum gekommen ist. Daß Sie (wie Sie mir neulich schrieben) den 31sten und 32sten Band der Sämmtlichen Werke, unter einem eignen Titel besonders verkaufen, hilft nicht das Geringste, da auf jedem Bogen ein Custos steht, der dem Leser sagt, daß dies der 31ste oder 32ste Band von Wielands Sämmtlichen Werken sey. Denn welcher Mensch kann wol Lust haben, den 31sten oder 32sten Band einer Kollektion zu kaufen, von welcher er nicht auch die vorhergehenden 30 Bände besitzt? Dies springt einem Jeden so stark in die Augen, daß niemand begreifen kann, warum Sie, da Sie nun einmal eine besondere Ausgabe der Gespräche und des Agathodämon für unnöthig hielten, nicht, wenigstens (was doch so leicht zu veranstalten war), den Custos von jedem Bogen der Exemplare, so Sie zum á parte Verkauf bestimmten, wegnehmen ließen, nachdem die Anzahl, welche Sie à peu près für die Abnehmer der Sämmtlichen Werke noch nöthig haben, abgedruckt war. Auf alle Fälle wird also, wenn Sie sich des Verlags vom Aristipp nicht aus eigener Bewegung entschlagen wollen, und Sie sich also über lang oder kurz zum Druck desselben entschließen, die erste Bedingung, deren Gewährung ich mir ausbitten muß, diese seyn, daß Sie eine besondere feine Ausgabe von diesem neuen Werk machen, und dem Publiko zugleich melden, daß Sie es als 33sten Band ꝛc. der Sämmtlichen Werke nur für die-

jenigen Besitzer der 3 schönen Ausgaben, die es ausdrücklich verlangten (und vorausbezahlten, würde ich hinzusetzen) abdrucken lassen würden. Niemand wird es übel finden, wenn Sie bei einem schon zu so vielen Bänden angeschwollenen kostbaren Werke eine solche praecaution nehmen, und viele werden es Ihnen noch Dank wissen, wenn Sie den Aristipp in einer eleganten, aber wohlfeilern Ausgabe, als die in 4. und gr. 8., in die Welt schicken.

„Das Werk, wovon bisher die Rede war, besteht aus 4 Büchern. Zwei davon sind, nach beinah unzähligen Revisionen und Ueberarbeitungen, in einem solchen Stand von Korrektheit, daß ich nichts mehr daran zu verbessern weiß. Das Mannskript ist von meiner eignen Hand, sehr leserlich und, der vielen Emendazionen ungeachtet, für den Setzer so bequem und deutlich, als er nur verlangen kann, in 4to abgeschrieben. Das Mannskript der 2 ersten Bücher ist leider ziemlich stark, und wird wenigstens 36, vielleicht 38 bis 40 Bogen erfodern. Zu diesen zwei Büchern kommen also, wenn mein Plan vollständig ausgeführt werden kann, noch zwei Bücher, die an Bogenzahl wenigstens eben so stark werden dürften, und woran ich, ohne mich zu einer bestimmten Vollendungszeit anheischig zu machen, so wie Lust und Liebe zum Ding mir Müh und Arbeit ring machen werden, in diesem nächst angehenden Jahre zu arbeiten anfangen werde. Sollte ich das Ende dieser

Arbeit, gegen besseres Verhoffen, nicht erleben, so würden dennoch die zwei ersten Bücher als ein für sich bestehendes Ganzes betrachtet werden können, und wenigstens ungleich weniger Fragment seyn als Idris und Zenide. Die Hauptbedingung einer glücklichen Vollendung meines Plans ist — mehr Gemüthsruhe und Befreiung von der drückenden Lage, worin ich mich seit einem halben Jahre befunden habe.

„Meine zweite Bedingung wäre denn also: daß im Jahr 1800 wenigstens ein Anfang mit dem Druck gemacht würde, wofern es auch nicht möglich oder rathsam wäre, die 2 ersten Bücher noch im Lauf des Jahres ins Publikum zu bringen; was ich freilich lieber sehen würde. Meine dritte Bedingung ist nicht sowohl eine Bedingung als ein Wunsch, und da er bloß einen Punkt der größten Billigkeit betrifft, und wir über diesen Artikel noch immer leicht einig worden sind, auch die Sache überhaupt noch im weiten Felde ist, so wird es noch Zeit genug seyn davon zu sprechen, wenn ich erst Ihre Meinung und Gesinnung über die Hauptsache vernommen haben werde. — Ich finde es sehr natürlich, daß auch die herzhaftesten Unternehmer in den zeitherigen Umständen den Muth verlieren mußten. Vielleicht bringt uns die Neue Staatsveränderung in Frankreich einen baldigen Frieden; und gewiß würde das Wort Friede, sobald es aus dem Munde des Friedensengels durch

Europa erschallen würde, ein elektrischer Schlag seyn, der das stockende allgemeine Leben auf einmal wieder durch alle Adern strömen würde."

Den 19. Januar 1800. „Sie haben, liebster Göschen, meinen letzten etwas mißlaunigen Brief so gut und freundlich genommen, wie ich Ihrer Denkart und Ihrem Herzen mit Recht zutrauen konnte. Die kleinen Mißverständnisse sind gänzlich gehoben, mein Gemüth ist beruhigt, und ich überlasse mich wieder der gewissen Zuversicht, daß Sie noch eben so von mir denken und für mich gesinnt sind wie ehedem, und daß unsre freundschaftliche Verbindung nur mit unserm Leben aufhören kann. Was nunmehr wegen meines Aristipps noch zwischen uns auszumachen ist, wird (wie Sie sagen) bald abgethan seyn, da Sie durch Ihre vorläufige Erklärung meinen Wünschen auf die edelste und verbindlichste Art entgegen kommen. — — — Ich schicke Ihnen, da Sie sich dadurch einige Unterhaltung zu verschaffen hoffen, das erste Buch der Aristippischen Briefe. — — Und nun, liebster Freund, empfangen Sie zum Schluß meinen herzlichsten Dank für die Beruhigung und die Freude, die Sie mir durch den ganzen Inhalt Ihres letzten Schreibens gegeben haben, und für alle darin enthaltenen thätigen Beweise Ihrer unveränderten warmen Liebe und Achtung für Ihren ewig ergebenen und verbundenen Wieland."

„Den 14. April. „Aristipp ist glücklich und wohl-

behalten wieder angelangt und mit der freundlichen Aufnahme, die er bei Ihnen gefunden und Ihrem günstigen Urtheil von ihm unendlich zufrieden; und dies freilich um so mehr, da er (unter uns gesagt) ein wenig eitel und seiner Liebenswürdigkeit sich stark genug bewußt ist, um sich einzubilden, es bedürfe eben keinen großen Aufwand von Nachsicht, um ihm seine Fehler seiner guten Qualitäten wegen zu gut zu halten. — Was die Kupfer betrifft (weil doch ja Kupfer seyn müssen), so dächte ich unmaßgeblich: Sokrates und Lais unter dem großen Oelbaum vor dem Tempel der Minerva Polias sitzend sollten ein feines Sujet zur Dekorazion des 1sten Buchs (oder Theils) abgeben. Dem Zeichner müßte bestens empfohlen werden vorzüglich auf folgende Punkte Rücksicht zu nehmen: 1) Sokrates wird mit möglichster Genauigkeit, so wie er in den besten Gemmen und Büsten von den Alten abgebildet erscheint, dargestellt. Er ist in seinem 70sten Jahre, aber noch gerade, kräftig und lebhaft. Er ist wie ein rechtlicher Bürger von Athen gekleidet, und hat eine Art von Schuhen oder Sandalen unter die Füße gebunden. Er sitzt der Lais gegenüber in der Attitude eines mit Enthusiasmus Redenden. 2) Lais, eine Dame von 22 Jahren ungefähr, kann nicht schön, edel und reizend genug dargestellt werden; sie muß eher einer Göttin als einer Sterblichen gleich sehen, und in ihrem ganzen Anzug, Kopfputz und Anstand

das Ansehn einer vornehmen Griechischen Dame haben. Nächst ihrem Kopf muß auf ihr Gewand vorzüglicher Fleiß verwendet werden, damit es sich in viele, aber leichte und zierliche Falten lege, um die schönen Formen ihres Körpers zwar anständig zu bedecken, aber nicht zu verbergen. Außer ihrem Gesicht (von welchem der Schleier ganz zurückgeschlagen ist) darf nichts an ihr völlig bloß gesehen werden als die Arme bis nahe an die Schultern. Sie sitzt so, daß sie en profil gesehen wird, in einer ruhigen schönen Attitude, den Kopf ein wenig vorwärts gebückt, die Hände über einander gelegt, dem Sokrates mit Aufmerksamkeit und Interesse zuhörend. 5) Die Scene ist unter einem großen alten Oelbaum, nahe am Tempel der Minerva, von welchem die Façade im Mittelgrunde, von der Seite in die Augen fällt. Im Hintergrunde sieht man die Propyläen, unter welchen ein Paar (oder auch mehrere) junge Athener lustwandeln, — oder mit Betrachtung der Statuen des Perikles, Solons u. A. beschäftigt sind. — Wenn die Zeichnung entworfen seyn wird, wünschte ich, daß Sie die Güte hätten, sie mir zur Ansicht mitzutheilen. Der Zeichner kann mit diesem Stück Ehre einlegen — wenn's ihm darum zu thun ist.

„Für den zweiten Theil gefällt mir der von Ihnen vorgeschlagene Tod des Kleombrotus, so wie Kleonidas ihn malen will, dargestellt, am besten.

Freilich gäbe das Gemälde des Parrhasius, Demos Athenäoon genannt, ein herrliches Stück, aber es erfoderte einen Zeichner wie Rafael — Mengs wenigstens, und eine gute Ausführung desselben würde für ein Titelkupfer viel zu kostbar ausfallen. Ich wünsche aber, daß ein großer Zeichner und ein trefflicher Kupferstecher (aber kein Punktirer) sich künftig zusammenfinden und die Darstellung dieses Stücks unternehmen möchten. Es wäre etwas, das der Chalkographischen Gesellschaft zu Dessau würdig wäre."

8.

Man sieht, wie heiter und wohlgemuth sich Wieland fühlte, wenn er in seinem Museum sich zurück versetzte in das ihm so befreundete Griechenland, daß er aber doch, um der Misstimmung zu entgehen, die ihn bei dem Gedanken an das, was kecker Muthwille — ungerügt von den Freunden — sich gegen ihn erlauben durfte, nicht selten überschlich, eines Asyls wie sein Osmantinum, und der Erheiterungen, die er daselbst fand, wohl bedurfte. Zum Glück für ihn und für die Werke, die er hier schrieb, vereinigte sich hier Vieles, ihm das Unerfreuliche der Gegenwart vergessen, und ihn — wenigstens für einige Zeit — so glücklich zu machen, als er für die Tage

seines Alters ersehnt und durch ein arbeitvolles Leben reichlich verdient hatte.

Am 30. Juli 1798 schrieb er Göschen: „Mein Bau und die Ameliorazionen in meinem weitläufigen und sehr nützlicher Verbesserungen fähigen Garten gehen, aus Mangel an genugsamen Arbeitern, langsam von statten: indessen rückt doch alles vorwärts, und ich habe gute Hoffnung, Freude an meiner Schöpfung zu erleben, und wenn ich nach Vollendung meines sechsten großen Tag (i. e. Jahr) Werks alles was ich gemacht habe, ansehen werde, mit Einstimmung aller Verständigen sagen zu können: Siehe, es ist gut! Alles sehr gut, d. i. aufs Beste zu machen, scheint ein Geheimniß zu seyn, das sich unser lieber Herr Gott vorbehalten hat. Wir arme Menschlein müssen und wollen uns an dem Positivus genügen lassen. — Böttiger wird Ihnen sagen, daß ich mich nebst denen, die mir der Himmel bis itzt noch gelassen hat, so wohl befinde, als (wenigstens was mich betrifft) nur in dieser ländlichen Retraite, worin ich lebe, möglich war. Sollte ich an Dauer unsern dermaligen litterarischen Patriarchen, Gleim und Klopstock, nahe kommen, so werde ich es meinem lieben Osmantino großentheils zu danken haben."

An denselben. Den [24.] Dec. „Die gute Meinung, mein theurer Freund, die Sie von meiner Dauerhaftigkeit gefaßt haben, bestätigt sich bis

jetzt durch mein Wohlbefinden in diesem ungewöhnlich harten Winter; aber ihre darauf gegründete Hoffnung, daß ich ein ziemlich betagter Patriarch werden dürfte, würde mir noch zehnmal mehr Freude machen, wenn ich Kredit genug bei Ihnen hätte, die hypochondrische Grille vertreiben zu können, die Sie sich in den Kopf gesetzt haben, daß Sie mein Alter nicht erreichen würden. Vor zwanzig Jahren dachte und glaubte ich über diesen Punkt von meinen Gesundheitsumständen gerade so wie Sie von den Ihrigen; ich hatte gar keinen Begriff davon, wie ich 60 Jahre sollte alt werden können, und hatte zu diesem Mißtrauen in meine Leibesbeschaffenheit eben so viele und vielleicht noch mehr Ursachen als Sie. Nach dem 55sten Jahre wurde meine Gesundheit unvermerkt immer fester, und ich befinde mich nun im 66sten so, daß ich ohne Absurdität mein 70tes Stufenjahr zu überleben hoffen kann. Warum sollte es mit Ihnen nicht eben so gehen? Ich hoffe und glaube es, und ein großer Theil meiner Glückseligkeit beruht auf diesem Glauben; denn Sie sollen und müssen mich überleben, wäre es auch nur um meine Confessions oder Nachrichten von mir selbst und meinen Schriften oder wie Sie meine Selbstrecension betiteln wollen, verlegen zu können, die nicht eher als nach meinem Hingang aus dieser Welt gedruckt werden soll."

An denselben. „Herzlich erfreut es mich, daß Ihnen Ihr Hohensiaettinum wenigstens eben so wohl

zuschlägt, als mir mein Osmantinum, — und wiewohl ich Ihnen keinen Augenblick verdenken kann, daß Sie den Zauber des reinen Naturlebens unter ländlichen Beschäftigungen und Genüssen stark genug fühlen, um von Zeit zu Zeit mit Macht an den Fesseln zu schütteln und zu reißen, die Sie an Ihren mühvollen Beruf binden, so freue ich mich doch nicht weniger, daß Sie sich das Selbst sagen, was Sie mich, wofern ich mit Ihnen unter Ihren Vegetabilien und Animalien Hand in Hand herumwandeln könnte, Ihnen so wahr und schön sagen lassen. Wohl Ihnen, lieber Göschen, daß weder der Kaufmannsgeist noch die Künstlerische Ruhmgier diese schönen und rein menschlichen Gefühle in Ihnen geschwächt haben, die Ihnen und mir das Leben erst zum Leben machen. Bedenken Sie aber auch, daß Ihr Freund Wieland 64 Jahre alt wurde, bis er dazu kam, den Lieblingswunsch seines Lebens (wiewohl unter ziemlich lastenden Bedingungen) erfüllt zu sehen. Sie, mein theurer Freund, werden viel früher zum ruhigen Genuß der Früchte Ihrer Arbeiten kommen. Es ist noch um 10 Jahre höchstens zu thun, so können Ihre Söhne das Lästigste der letztern auf ihre jüngere Schultern nehmen, und Sie legen sich dann in den Schatten Ihrer selbst gepflanzten Bäume, und Ihre Seele freut sich einer schönen Natur, die gewissermaßen Ihre eigne Schöpfung ist, und schaut mit heiterm Blicke und frohem

Bewußtseyn in ein Segen- und Arbeitvolles, aber mit edelm Streben nach einem schönen Zweck wohlgeführtes Leben zurück. Daß dies, liebster Freund, in den Armen Ihrer guten Henriette, Ihr Loos seyn möge, und dereinst ein ruhiges, glückliches und Nestorisches Alter die Krone darauf setze, ist einer der wärmsten und herzlichsten Wünsche Ihres ewig treu ergebenen und verbundenen, Wieland."

Wieland, der auch eines solchen Rückblicks auf sein vergangenes Leben sich erfreuen konnte, fühlte sein Alter höchst beglückt, wenn auch er seine neuen Schöpfungen vor sich sah, wenn er in seiner 300 Schritte langen doppelten Linden-Allee auf und niedergehen, in seinem Hölzchen umherirren, nach seinen Spalierbäumen und sonstigen Pflanzungen sehen, und die Hoffnung des Herbstes an seinen Traubengeländern schon voraus genießen konnte; und er fühlte sich dann wirklich — wie er seinem Gleim schrieb — in einer Art von Elysium, wenn er erwog, „daß ihm zu der Glückseligkeit, ungestört mit den Geistern der Weisen und Dichter der Vorwelt Umgang zu pflegen, auch das Vergnügen gegönnet war, seinen guten Genius, in Gestalt eines Weibes, an seiner Seite, und einen Kreis von Kindern und Enkeln um sich zu haben, unter welchem ihm seine Tage eben so leicht und schnell entschlüpften, als jenen Bewohnern des dichterischen Elysiums. — Das Einzige, was allenfalls (wenigstens zur voll-

ständigen Aehnlichkeit mit dem Elysium, das uns Lucian so genialisch geschildert hat,) abgeht, sind die Buttersemmeln und Bratwürstchen, die auf den Bäumen wachsen, die gebratenen Rebhühner, die von selbst auf den Tisch geflogen kommen, und die schönen krystallenen Kelchgläser, die man von den Hecken abbricht, um sie aus Quellen und Bächen mit köstlichem Wein zu füllen, die eben so freiwillig als unerschöpflich aus allen Felsen hervorsprudeln u. s. w. So bequem und wohlfeil hab' ich es nun freilich nicht, lieber Bruder; aber, die reine Wahrheit zu sagen, ich möcht' es nicht einmal so bequem und wohlfeil haben; denn ich halte das Gesetz, daß uns die Götter nichts Gutes ohne Arbeit geben, für ein sehr weises Gesetz, und betrachte eine gewisse Porzion Mühe und Sorge, quantum satis, als die unentbehrlichste Würze zum wahren Lebensgenusse." — "Wiewohl — schrieb er Geßnern — nun die Tage, wo man die Stube hüten muß, gekommen sind, so freue ich mich doch auf die in fünf Monaten wiederkehrende schöne Jahrszeit schon so lebhaft im voraus, daß ich sie wirklich im Geist schon genieße, und den dazwischen liegenden Winter um so weniger lang finden werde, da die litterarischen Arbeiten, womit ich ihn auszufüllen gedenke, mehr als hinlänglich wären, eine doppelt so lange Zeit zu beschäftigen. Ich werde aber fleißig seyn; denn es ist nicht mehr als billig, daß

ich das Recht, den Sommer bloß mit Genießen zuzubringen, im Winter durch Arbeiten erkaufe."

Was ihm den harmlosen Genuß dieser stillen Glückseligkeit um vieles erhöhte, war der Umstand, daß die Gemeine, deren Mitglied er jetzt war, ihn als eine Art von Agathodämon betrachtete, und Grund dazu hatte, da durch seinen Kauf und die übernommene Zahlung diese Gemeine Befreiung von den Frohndiensten und die freie Trift als reinen Gewinn erhielt.

Besuche, die ihm in der Stadt so oft lästig gewesen, erhielten jetzt, bei ihrer größeren Seltenheit, etwas Erfreuliches für ihn, vorzüglich jedoch von denen seiner Weimarischen Freunde, mit denen er seine Ideen austauschen, sein Herz eröffnend sich in die vergangenen Tage zurück versetzen konnte, und von denen er überzeugt war, daß sie wirklich seiner Gegenwart in Weimar ungern sich beraubt sahen. Zu den Weimarischen Freunden gehörte damals auch Jean Paul, der ihn zwar eben so oft abstieß als anzog, dessen interressante Originalität ihn jedoch allezeit kräftig anregte. „Ich war, sagte er einst zu Lüttemüller, nahe daran, mich über Jean Paul zu ärgern, besann mich jedoch noch zu rechter Zeit, daß er das Recht hatte Er selbst zu seyn, und daß das, was ich an ihm vermisse und was mich zuweilen toll machen möchte, von viel Hohem und Vortrefflichem mehr als ersetzt wird. Er hat in der That eine göttliche Beglaubigung, zu seyn, was

er ist." Ein Fest für sein Herz war es, wenn er auch seinen Fürsten, seine Fürstin, die Herzogin Mutter, unter denen sah, die ihn nicht entbehren mochten, und ihn freundlich unter dem Schatten seiner Bäume begrüßten. Hatte er früher in Weimar in seinem engeren Hause seine Freunde, Georg Jacobi, Gleim, Voß, Baggesen u. A. mit freudigem Herzen empfangen, so würden sie ihn jetzt gar in Entzücken versetzt haben. Diese älteren entfernteren Freunde noch unter sein wirthliches Dach aufzunehmen, war ihm freilich versagt, aber mancher der jüngeren, an die er sich inniger anschließen konnte, weilte auf längere Zeit beglückend und beglückt bei ihm. Einen schönen Nachgenuß gewährte ihm auf lange Zeit der Besuch seines lieben Landsmannes Gräter, dem er nach seiner Abreise schrieb: „Ihre Freunde zu Oßmannstädt können mit allem guten Willen, Ihnen, lieber Gräter, recht dankbar zu seyn, sich doch des Gedankens nicht erwehren, Ihren sogenannten Besuch für eine bloße Erscheinung im Traum zu halten, die dadurch, daß diese Erscheinung eine Wirkung Ihres Willens war, zwar eine Art von unreifer und unvollständiger Realität erhalten hat, dem Effekt aber nach doch kaum um den neun Hundert neun und neunzigsten Theil eines Million=Theilchens besser ist, als jeder andere etwas lebhafte und zusammenhängende Morgentraum. Und was könnte nun das Resultat dieses Resultats anders

seyn als dieses: daß wir Arkadier, Selbsthalter und Eremiten von Oßmannstädt, den von dem Hrn. Prof. Gräter von Schwäbisch-Hall bei uns abgelegten Spät-Herbst-Besuch für keinen wahren, ächten, wohlkonditionirten Besuch, den ein Freund seinen Freunden auf ihrer Villa abstattet, oder vielmehr schenkt und zu Güte kommen läßt, ansehen und gelten lassen können; und uns daher, nicht nur überhaupt, nach Reichsstädtischer Art und Weise, quaevis competentia pro futuro ausdrücklich vorbehalten haben wollen, sondern auch, alles gebührenden Ernstes darauf bestehen, daß sothaner angeblicher Besuch ganz und gar nicht in Anschlag gebracht werden könne, sondern die wichtige und vollständige Realisirung desselben auf eines der nächsten Jahre, und spätestens auf das letzte des achtzehnten, oder das erste des neunzehnten Jahrhunderts uns cum omni causa et effectu vorbehalten bleibe, und das von Rechtswegen."

Unter mehreren anderen lebte auch einige Zeit lang Heinrich v. Kleist bei ihm, den er in Weimar kennen gelernt hatte. „Ich lernte, schrieb Wieland an Göschen, ihn näher kennen, fand an ihm einen jungen Mann von seltnem Genie, von Kenntnissen und von schätzbarem Charakter, gewann ihn lieb, und ließ mich daher leicht bewegen, ihm, da er mir einige Zeit näher zu seyn wünschte, ein Zimmer in meinem Hause zu Oßmannstädt einzuräumen. So ist er denn sechs Wochen lang mein Hausgenosse

und Commensal gewesen, und ich habe mich nicht anders als ungern und mit Schmerz wieder von ihm getrennt."

Im Jahre 1799 aber ward er von dem seltensten aller Besuche erfreut. Er schrieb Göschen darüber zu Anfange des August: „Sie haben vielleicht bereits aus einem der tausend Mundstücke der Fama vernommen, daß meine 68jährige Freundin und erste Liebe, Mad. la Roche, sich mit einer ihrer liebenswürdigen Enkelinnen, Sophie Brentano,*) seit 3 Wochen bei mir in Oßmannstädt befindet. Sie, mein theurer Freund, werden dies gern als eine vollgiltige Entschuldigung des Verzugs meiner Antwort auf Ihre beiden letzten Briefe gelten lassen."

Die Stelle aus dem Tagebuche der verehrungswürdigen Frau, welche die Zeit, die sie in Oßmannstädt verlebte, schildert, wird zugleich am besten Wieland in Oßmannstädt schildern.

„Den 15. Juli, schreibt sie, nach beinahe 30 Jahre gedauerter Trennung, sah ich ihn wieder, den guten würdigen Freund meiner Jugend. Ich umarmte ihn, seine unschätzbare Gattin, und vier seiner

---

*) Nicht die Gattin von Clemens Brentano (ehemalige Sophie Mereau), sondern dessen Schwester.

Pr. 4233 2. VIII. 1799

sechs Töchter, und Er lernte Eine meiner sechs Enkelinnen kennen; — ich war in seinem Hause! O wer wollte diese Gefühle und die Bilder der Erinnerung beschreiben, welche da meine Seele überwältigten! Was war seit 1750, da wir uns zum erstenmal sahen, in uns, in unserm Schicksal, und auch bei unsern Freunden vorgegangen! Wie weit waren wir von unserm ersten Wollen und Denken in einem großen Kreis umher geführt, bis wir als gute Freunde und Verwandte uns 1799 wieder fanden! Schöne Stunde, in welcher ich nach so langer Trennung zwischen Wieland und seiner mir so werthen Frau saß, und von jedem eine Hand hielt! — Möge alles Süße dieser wahren edlen Freude meines Herzens sich als Wiederschein in ihnen erneuen, so oft sie an einem stillen Abend auf diesem Sopha ausruhen, und bei den letzten Strahlen der Sonne ihr verdienstvolles Tagewerk überdenken! — Ich schlief spät ein, denn meine Seele war zu sehr bewegt, und ich hörte noch Wielands ungekünsteltes, aber seelenvolles Klavierspiel, mit welchem er alle Abende seine Ideen und Gefühle, unter dem Einfluß seines sympathetischen Freundes Horaz, in sanften Einklang bringt. Vor 49 Jahren belauschte ich ihn das Erstemal bei der Aussicht nach dem weiten einsamen St. Martinskirchhof in Biberach, — heute tönte jede Saite aus Sabinums Gegenden zu meinem stillen Zimmer; denn Wielands Piano steht mitten unter diesen reizenden Bildern,

und es entzückte mich, den schönen Wunsch des Horaz bei ihm erfüllt zu sehen: Ein Landgut, welches ihn ernährt, ein gesundes Alter, Stärke der Seele, und jeden Tag die Musik, die er liebt! — Mein Erwachen war heitere Freude bei dem Gedanken, daß die Tage in Wielands Hause mich für Jahre voll Kummer schadlos halten würden. Die Ansicht aus dem Fenster war mir feierlich. Zwei große symmetrische Wohngebäude, welche auf einer Seite durch eine dichte Reihe hoher schlanker Bäume verbunden sind, auf der andern an die Mauer des Vorhofes sich anschließen, der ein schönes Wasserbecken in der Mitte hat, welches unter dem Schutz einer Sirene den Ablauf eines doppelten Springbrunnens erhält; die tiefe Ruhe und auch die einsame Lage dieses Wohnsitzes rührte mich, als ich dachte: Dieses Ganze ist Sinnbild von Wielands Geist, alles groß, und seine Thätigkeit, wie diese Quelle, von dem frühen Morgen seines Lebens bis an den Abend seiner Tage, unerschöpflich fortströmend! — Mit wie vielem Vergnügen und Theilnahme lernte ich das ganze Innere der Gebäude und den weiten Umfang des Gartens kennen, welcher sich an den Ufern der Ilm mit einem Birkenwäldchen schließt, unter dessen Lauben die edelsten Schatten Griechenlands ihren Freund unbelauscht und ungestört besuchen können. Ich speißte täglich mit 7 Kindern von Wieland, sah 4 seiner Enkel, und sein zweiter Sohn wurde mir von

ihm als Verwalter seiner Landwirthschaft vorgestellt. Dieses patriarchalische Leben hatte für mich unendlichen Werth. Wie schön wurde mir eine Morgenstunde, in welcher ich neben Wieland, aus dem Fenster seiner Bibliothek, den Theil des Gartens übersehen wollte, welcher auf dieser Seite des Hauptgebäudes liegt, und da seinen zweiten Sohn erblickte, welcher, als junger rüstiger Landmann, mit aller Gewandtheit einen mit Rosenhecken umfaßten Grasplatz abmähte. Ein Blick auf die Büchersammlung sagte mir: Nun bist du mitten in Wielands Besitzungen, siehst in dem Zimmer alles, was die Seele zu reicher Kenntniß wünschen, in dem Garten dies, was die Erde an Ertrag für Nahrung und Vergnügen geben kann! Wie einzig mußte die Betrachtung werden, als ich Wieland von dem Plan des höchst nutzbaren Anpflanzens seiner Felder, Wiesen und Gärten sprechen hörte, die Rückerinnerung aber mir zuflüsterte: Vor 49 Jahren legte er den Entwurf für den Anbau in dem Gebiet der Wissenschaften eben so lebhaft und deutlich vor mein Auge! Innig wünschte ich, daß er in seinem Oßmannstädt ausführen und darstellen möge, was er in der Welt der Genien, der Philosophie, der Grazien und Götter bewirkte; aber Wieland neben mir stehend, war doch weit entfernt, in meinen Blicken auf seinen Garten, die Bitte zu lesen: Boden, den er betritt und liebt,

mögest du für ihn tausendfältig tragen, wie die Anlage seiner Geisteskräfte für unser Teutschland trug!

„Der Wechsel von Büchern und ländlichen Auftritten war äußerst angenehm. Wieland und sein ältester Sohn legten bald dieses bald jenes neue Werk auf meinen Tisch, worüber gesprochen wurde; dann kam eine Tochter mit Gläsern voll köstlicher Buttermilch, eine andere den Tag nachher mit einem Teller voll Kirschen, die gute Julie mit einem Korb voll Rosen. Dann sah ich sie auch unter der Leitung der besten Mutter, mit Sorge für die Wäsche, für die Küche und den Keller, mit Bereitung des Flachses, mit der Milchkammer und Leinwandbleiche beschäftigt. Es würde jeden klugen Mann gefreut haben, uns zu begleiten, als Wieland mich in den Wirthschafshof führte, mir Scheunen und Stallungen zeigte, und wir mit ihm seinen Schafen entgegen gingen; ich aber bei jedem Schritte seine Liebe zum Feldbau und seine Einsichten darin bewunderte.

„Bald folgte ein Tag mit Wieland und Göthe auf dem Landhause der verwittweten Frau Herzogin in Tiefurt. — — Wenige Tage nachher kam Göthe, freundlich die Mittagsuppe mit uns zu theilen. Mir war äußerst schätzbar, ihn und Wieland wie zwei verbündete Genies, ohne Prunk oder Erwartung, mit dem traulichen Du der großen Alten sprechen zu hören, und der Zufall gab heute wieder meiner Phantasie den eignen, gewiß nie wieder

kommenden Anblick, beide auf dem schönen heitern Gange vor Wielands Wohnzimmer zu treffen, als Göthe mit lebhaftem Vergnügen von dem so eben gemachten Ankauf eines ländlichen Ruhesitzes sprach, und gerade vor dem großen charakteristischen Bilde des alten Grafen v. Stadion stille stand, welcher sie, wie ich, mit Bewunderung zu betrachten schien, und sich gewiß, als edler Teutscher, über diese zwei große Teutsche und ihre Liebe zum Landleben gefreut haben würde. Mir kam die Erinnerung zurück, daß Wieland, welcher den Grafen auf seinem Landhause kennen lernte, ihm sagte: Alle große Männer hätten gegen den Abend ihres Lebens einen stillen Aufenthalt in dem Schooße der Natur gesucht. — — — Bald nachher hatte ich in der Lindenallee eine sehr angenehme Erscheinung, da ich Herders blühende Tochter, von Wielands Kindern und Enkeln umgeben, wie im Triumph eingeholt, meiner Freundin Wieland und mir zuführen sah. — —

„Neu verherrlicht wurde ein Tag, als die Herzogin Amalia mit aller ihrer Leutseligkeit den ganzen Garten an Wielands Seite durchwandelte, wie bei seinen geliebten Griechen eine Göttin der Gegend mit ihren Blicken und ihrem Wohlwollen den Schatten des Hains, den Pflanzen, den Obstbäumen und Blumen, welche Wielands Lieblingsspaziergänge umgeben, neue Schönheit und Nutzbarkeit ausgetheilt haben würde. Herder und seine Frau vermehrten

in meinem Herzen den Werth der großen Lindenallee auf Wielands Gut, welche ich mit diesen höchst schätzbaren Menschen durchging. Den nämlichen Tag lernte ich den von Teutschland für ein außerordentliches Wesen anerkannten Jean Paul Richter als einen guten, einfachen, aber auch sehr lebhaften, von Wieland sehr geliebten Mann kennen.

„Nach dieser Art reicher Gastmale folgten Tage eines süßen ruhigen Genusses, während welchen uns Wieland manche Stunde seiner Beschäftigungen aufopferte, mit uns sprach, spaziren ging, oder etwas vorlas, seine sanfte liebe Frau dann, über ihre Arbeit hin, mit aufmerksamen Vergnügen uns anblickte, wenn sie mein und meiner Enkelin dankbares Entzücken bemerkte. — Hohe ländliche Freude wurde mein Theil an dem Tage, da Wieland als Landmann in der Gemeine aufgenommen wurde, seine Unterschrift und sein Name in Oßmannstädts Lagerbuch eingetragen werden mußte. Es war schön, Wieland und seine drei Söhne den guten Vorgesetzten des Dorfs als ihren Mitbürgern die Hände reichen zu sehen, welche dann auch ihm und seinen Kindern Segen zu seinen Feldgütern wünschten. Wielands wohlwollendes Herz zeigte sich da eben so vorzüglich, als sein Geist in einer Akademie der schönen Wissenschaften geglänzt haben würde.

„Die Erscheinung der regierenden Frau Herzogin

war für uns alle ein Tag der hohen Feier ihrer Verdienste und ihrer so edlen Güte.

„Ein junger Mann aus Bremen, welcher in Jena Medizin studirt, gab den Anlaß, Wieland in einem neuen sanften Lichte zu betrachten. Herr Meyer hatte einige seiner kleinen Gedichte in das Reine geschrieben, und wünschte so furchtsam ehrerbietig, daß der große Meister nur einen Blick darauf werfen möchte. Wieland gewährte diese Bitte mit vieler Gefälligkeit: lobte das Gute mit so edler Miene, tadelte das Fehlerhafte so liebreich, daß wir ihn doppelt verehrten, und der bescheidene junge Mann sah so glücklich aus, als ob ein Genius ihm die Hand gedrückt und seine Feder eingeweiht hätte. Abends genoß ich eins der schönsten und reinsten Vergnügen. Ich wollte allein in dem Garten noch eine einfache Aussicht, welche ich sehr lieb gewonnen hatte, aufsuchen, meine Freundin folgte mir und sagte: wir wollen sehen, wo Wieland und unsere Töchter sind. Nach einem langen Spaziergang erblickten wir Mütter auf einmal das äußerst angenehme Bild, Wielands Töchter und meine Enkelin auf dem Absatz einer Terrasse beisammen arbeiten zu sehen, und dabei dem guten Familienvater, der ihnen gegenüber saß, andächtig zuzuhören. Wir gingen langsam, um den Anblick der uns so lieben Gruppe desto länger zu genießen. Meine Freundin sagte dann: Ich lasse Sie da, weil ich noch etwas zu besorgen habe. Ich konnte also nicht

mit ihr, konnte nicht vermuthen, daß man mich allein weiter gehen lasse, setzte mich verlegen neben Wieland, und fühle noch mit Trauer, daß ich einen Faden der Unterredung abgebrochen hatte. Die guten Kinder alle sahen aus, wie die von einer Schaale Waitzenkörner verscheuchten Vögelchen, und nur ein Wettlauf, um Vater Wielands Hut aus dem Saal zu holen, gab dem Ganzen eine heitere Wendung, und der Anblick der Schaafheerde bei dem Sotz stimmte alles zu der schönen ländlichen Ruhe des Leibes und der Seele."

Die Jugendfreunde hatten zum letzten Male zusammen gelebt, die Erinnerung an diese Tage aber sollte für Wieland eine reiche Quelle von Freude und von Schmerzen werden. Sophie Brentano, voll Feinheit des Geistes und Tiefe des Gefühls bei der Blüthe jugendlicher Schönheit; sehnte sich zurück nach dem friedlichen Oßmanntinum, und kehrte auch im Jahre 1800 dahin zurück, um es nie wieder zu verlassen. „Sophie — so erzählt Lütkemüller — kam im Mai, und wurde mit einer Liebe und Freude aufgenommen, die dem Herzen Wieland's und der Seinigen eben so natürlich, als ihrer Vortrefflichkeit angemessen war. Der Gesang der Nachtigallen ertönte ihr wie mit Wetteifer in und bei Wielands Lieblingsgehölz am Ufer der plätschernden Ilm. Es war ein

schöner Frühling; und was hätte für Wielands Geist und Sinn ihn, so wie den nachfolgenden Sommer, mehr verschönern können, als Sophiens Gegenwart, und die Anmuth, die sie um sich verbreitete?" — „Wieland liebte Sophie Brentano zugleich als seine Tochter und Freundin, und sie wirkte auf seinen Aristipp als eine Muse und Grazie." — An einem schönen Sommerabend hatte sie sich zurückgezogen an ein melancholisches Plätzchen, wo in das Gesäusel hoher piramydenförmiger Fichten das Geplätscher der Ilm sich mischte, die jenseit der Mauer hinfloß. Wieland suchte sie hier auf, und sagte: „Es wäre unverantwortlich, eines so schönen Abends nicht zu genießen. Ich lasse Sie nicht länger allein, weil ich mich seiner mit Ihnen erfreuen möchte." — Ach, erwiederte Sophie, wissen Sie, was ich wol möchte, Bis an meinen Tod bei Ihnen bleiben!" — „Bis an Ihren Tod? entgegnete Wieland etwas entrüstet. Das ist weit mehr, als ich verlange. Oder glauben Sie etwa, daß ich Methusalems Alter erreichen werde? Da würden Sie bei mir am Ende freilich vor Last der Langweile sterben. Sophie faßte sich mit einer Kraft, womit sie sich Gewalt anthat, und sprach wie leichthin: „Man sagt zuweilen leicht, was man nicht sagen wollte; aber es weht auch, man weiß nicht woher, ein Lüftchen in die Aeolsharfe unsrer Seele, und erweckt wunderbare Anklänge. Das kann auch an einem schönen Abend geschehen." —

„Ei wohl! bemerkte Wieland, und ich erfuhr vorhin etwas Aehnliches. Als ich in die Lindenschatten trat, war mir auf einmal, als wandelte ich in Delphi's heiligen Hainen, mit aller Sehnsucht meine Psyche suchend.“ — Sie scherzen, lieber Vater! sagte Sophie lachend. — „Und warum denn? entgegnete Wieland. Meinen Sie vielleicht, ich wäre der Empfindungen und Einbildungen Agathons gar nicht mehr fähig? Ich versichere Sie, in allen verschiedenen Perioden meines Lebens überfiel mich zuweilen eine Sehnsucht nach den Delphischen Hainen; sie wehte auch, ich weiß nicht woher, wie ein Lüftchen in die Aeolsharfe meiner Seele, und erweckte darin wunderbare Anklänge.“ — Das glaube ich gern, fiel der mit gegenwärtige Lütkemüller ein; was in Agathons Gemüthe lag, und was er selbst als sein Innerstes empfand, das war auch — wie soll ich sagen? etwas so Hohes und Schönes, daß dessen Verlust durch nichts Anderes in der Welt ersetzt werden konnte. Von dem wahrhaft weisen Archytas selbst wurde dieses, dünkt mich, anerkannt. — „Aber was sagt Aristipp dazu?“ fragte Sophie. — „Ich weiß nicht, antwortete Wieland, ob Aristipp weiser ist als Archytas; ich zweifle daran. Oder meinen Sie, ich müßte in aller Rücksicht so aristippisch seyn, als ich den Aristipp in seinen Briefen darzustellen habe?“ — Aber schwärmen können Sie doch nicht mehr! erwiederte Sophie. — „O! entgegnete Wie-

land, wenn mich auch nichts als Liebe für die Menschheit beseelte, so könnte ich dabei doch zuweilen schwärmen. Und das habe ich gethan, das thue ich noch, und das werde ich thun bis zum letzten Hauch meines Lebens!"

Ein andermal, da man über gekröpfte Linden sich in Sinnbildern überbot, fiel Wieland lebhaft ein: „Aber, wenn wir bei diesen Linden doch mit aller Gewalt sinnbildern wollen, so hätten wir auch wol auf den Stamm zu achten. Und was könnte uns dieser sagen? Was Dir das Schicksal auch nehmen oder versagen mag, behalte in Dir Saft und Kraft der Menschheit, und wirke damit unverdrossen mehr oder weniger, aber immer Gutes, mit immer innerlich kräftigem guten Willen."

9.

Das Schicksal stellte ihn nur allzubald auf die Probe.

Wenn er zuweilen beklagt hatte, daß Sophie, die so fähig sey guten Menschen das Leben zu verschönern, sich so leicht davon abwende, so scheint er noch nicht gewußt zu haben, daß der Wurm das Herz dieser Rose zernagte. Früher, als irgend jemand geahnet hätte, unterlag der zarte Körper den Ein=

drücken des zerrütteten Gemüths. Am 29. September 1800 schrieb Wieland an Göschen:

„Ich und meine Familie haben in diesem zu Ende gehenden Monat einen harten Stand gehabt. Sophie Brentano, das liebenswürdigste und interessanteste Mädchen von 24 Jahren, das vielleicht der Erdboden trug, wurde, nachdem sie uns, durch ihren Aufenthalt bei uns, eine Reihe paradiesische Tage geschenkt hatte, am 3. September von einer der sonderbarsten und verwickeltesten Nervenkrankheiten befallen, die sich in wenig Tagen als gefährlich ankündigte, mit jedem Tage trostlosere Symptome zeigte, und ungeachtet aller ersinnlichen angewandten Hilfe der vorzüglich in solchen Fällen leider! wenig vermögenden Heilkunst, in der Mitternachtsstunde des 19. Sept. in Gegenwart ihrer Schwester Gunda und ihres Bruders Georg (nicht Clemens) Brentano mit dem Tode endigte. Was wir in diesen trübseligen 16 Tagen erfahren und gelitten, möge Ihnen Ihre eigene Einbildungskraft und Ihr eigenes Herz sagen. — Die Hülse, die der entfliehende Engel zurückließ, ruht nun in einem stillen Plätzchen meines durch sie geheiligten Gartens. — Dies, und die traurige Gewißheit, daß Sie, wenn es auch möglich gewesen wäre, Ihr Leben noch einige Zeit zu fristen, doch nie wieder zu der schönen Klarheit ihres Verstandes, die ihr einen so großen Vorzug vor den meisten ihres Geschlechts gab, hätte ge-

langen können, ist der einzige Trost, womit ich mich nun behelfen muß, bis die wohlthätige Zeit ihre Wirkung gethan haben, und den Gedanken, das holde Geschöpf mir als einen über ihrem so lieben Osmantinum schwebenden Schutzengel vorzustellen, mir zur Gewohnheit gemacht haben wird."

„Ihr Brief — schrieb er am 28. Nov. der Frau v. Laroche — ging mir desto schärfer durch die Seele, weil er noch Hoffnung athmete, und ich ihn erhielt, da schon ein Grabhügel auf der Hülle der schönsten Seele lag, die je in Engelsgestalt unter den Menschen wandelte. Ach! sie war zu schön, zu gut, zu zart, zu sanft für eine Welt, wie diese!! Sie ist nun, was sie in diesem Leben nie, nie wieder hätte werden können, wofern es auch der Arzneikunst möglich gewesen wäre, sie diesmal zu erhalten — Sie ist glücklich! — Auch trauern wir nicht um sie! Wir beklagen uns selbst, und wer, der sie gekannt hat und zu schätzen fähig war, kann uns deswegen tadeln? Was ich an ihr verloren habe, wird mir nie ersetzt werden. Werden wir sie wieder sehen? — Das wolle der Himmel! Und warum nicht? Sehe ich sie doch öfters in Träumen. Noch in dieser letztverwichenen Nacht sah ich sie, so schön, so liebenswürdig und holdselig, so gefühlvoll und fröhlich, wie ich sie im Leben nur in ihren glücklichsten Augenblicken sah. Es war eine wahre vision beatifique für mich — und wie sie (als ob sie von einer

langen weiten Reise wieder käme) auf mich zuflog, ich sie in meine Arme schloß und nun, indem ich sie zu wiederholten Malen an mein Herz drückte, mit innigster Gewißheit zu mir sagen konnte: Sie lebt, die du todt geglaubt hattest, sie lebt, — in einem Wonnegefühl, wofür kein Bild noch Ausdruck ist. Im Gefühl einer Seligkeit, die ich noch nie empfunden hatte, stürzte ich auf meine Knie und dankte mit freudethränenden Augen und ausgebreiteten Armen zum Himmel empor, dafür, daß sie noch lebe, und erwachte wenige Augenblicke darauf.

An Dieselbe. Den 24. April 1801. „Die Wiederkehr der schönen Jahreszeit gibt nun auch der geistigen Gemeinschaft, die bisher zwischen unsrer Sophie Brentano und mir ziemlich ununterbrochen fortgedauert hat, neues Leben; denn alle meine Spaziergänge führen zu ihrem Grabe, und meine liebsten Ruheplätze sind nur wenige Schritte davon entfernt, und der Gedanke, daß uns nur noch ein kleiner Sund trennt, wird unvermerkt zu einem still fortdauernden Gefühl, das meinem Aufenthalt im Garten ein ganz eigenes melancholisch süßes Interesse gibt. — Weil es indessen gut ist, daß ich noch, so lange als möglich, für meine Kinder lebe, so helfen Sie mir, theure Freundin, Gott für die Erhaltung meiner bessern Hälfte bitten, deren zeither abnehmende und noch immer schwankende Gesundheit mich nur zu oft beim Blick auf Sophiens Ruhestätte mit

Trübsinn und herzzerdrückenden Ahnungen erfüllt! Noch hoffen wir, was wir so sehnlich wünschen, daß die immer näher kommende schöne und milde Jahreszeit das beste bei ihr thun, und uns eine Gattin und Mutter, die so wenige ihres gleichen hat, und die uns so unentbehrlich ist, auf lange Zeit wieder schenken werde."

Auch dieser sehnlichste seiner Wünsche, diese süßeste seiner Hoffnungen sollte unerfüllt bleiben. Der Sommer jenes Jahres war einer der rauhesten, über welchen Wieland seinem Freunde schrieb: „Der Junius war so kalt, windig und unfreundlich, daß wir in den Februar zurück geworfen zu seyn glaubten, und 14 Tage lang täglich zweimal die Wohnzimmer heitzen lassen mußten. Aber noch viel schlimmer spielte uns der Julius mit. Stürmische Westwinde bei Tag und Nacht, ein immer dichtbewölkter Himmel, kaum 2 bis 3 Tage, wo die Sonne zuweilen durchzubrechen vermochte, und zwei Regentage gegen Einen trocknen, sind diesen ganzen Monat über unser Loos; seit mehr als 4 Wochen steht der Barometer meist anderthalb, zwei, drei, höchstens vier Linien über 27 Zoll, und so oft er ein wenig über 4''' stieg, konnten wir sicher auf einen vollströmenden Landregen rechnen. Wie eine solche Witterung nicht nur den Menschen, sondern auch den Feld- und Gartenfrüchten aller Art bekommt, können Sie sich vorstellen. Die dadurch bisher aufgehaltene Ernte ist

Pal. 4499 23. VII. 1801

vor der Thür, und noch ist kein Anschein zu einer schön so lange und so sehnlich erwarteten Veränderung. — Doch, warum verkümmere ich Ihnen Ihre ländlichen Freuden mit diesen kläglichen, zu nichts helfenden Jeremiaden? — Der Mensch ist nun einmal in der Gewalt der großen Elementarischen Massen, und Geduld! Geduld! Geduld! ist die unwillkommene Lektion, die sie uns einbläuen, und an der wir unser Lebelang zu lernen haben, weil uns nichts schwerer eingeht."

Viel Geduld bei anhaltend übler Witterung gehörte sonst nicht zu Wielands größten Tugenden; er wurde dadurch leicht in üble Laune gesetzt, und nannte sich auch wegen dieser seiner großen Empfindlichkeit gegen die Witterung eine humoristische Natur. Eines Tages trat er mit sehr verdrießlichem Gesicht zu Lütkemüller und sagte: „Ich dachte es wohl! — Ich habe eben den Barometer angesehen; er ist noch um keine Linie gestiegen. Immer noch 27 Zoll! Da kann mir's mit meiner Arbeit nicht gelingen. — — Ja, ja, der Barometerstand hat auf unsern Geist mehr Einfluß, als Sie zu glauben scheinen. Was mich betrifft, so verliert der meinige bei zu geringem Drucke der Luft seine Spannkraft, oder wie Sie's nennen wollen. Er bedarf wenigstens 27 Zoll 6 Linien. — Geistreiche Getränke als Mittel dagegen, was sie auch wirken möchten, sie würden, selbst in leiblichem Maaße Arzneimitteln

gleichen, und ich liebe die natürliche Gesundheit und Geisteskraft mehr, als künstliche Stärke und Begeisterung."

In dieser Zeit aber verwieß sich Wieland um so mehr an die Geduld, weil die Ausübung dieser Tugend um seiner Gattin willen ihm doppelte Pflicht schien. Der Gesundheitszustand derselben erhielt ihn in fortwährender Besorgniß; je tiefer hinein in den Herbst, um so mehr. Am 19. Oktober schrieb er Göschen:

„Ihre Freundschaft, liebster Göschen, Ihre liebevolle warme Theilnahme und Ihre Aufmunterungen, das Beste zu hoffen und dem Schlimmsten die ganze noch übrige Kraft meiner Seele entgegen zu setzen, sind beinahe das Einzige, was mich in meiner gegenwärtigen Lage aufrecht erhält. Zwar bin ich noch nicht in der traurigen Nothwendigkeit, das Aergste erwarten zu müssen, aber ich kann doch nur selten über mich gewinnen es nicht zu fürchten. — Alles, was ich mir noch erlauben will über meinen Gemüthszustand zu sagen, ist, daß ich mich, so wenig beneidenswerth auch meine übrige Lage ist, für den glückseligsten aller Menschen halten würde, wenn mir der Himmel nur Sie, die nun 36 Jahre lang das ganze stille Glück meines Lebens machte, nur noch einige Jahre erhalten wollte. Sie allein ist mir Ersatz für alles andere; ohne sie — Gott allein weiß, ob und wie ich ohne sie leben könnte. Es gereicht mir keineswegs zum Trost, sondern erhöht vielmehr die

Last, die auf meine Seele drückt, daß Sie, mein theurer Freund, sich in einem ähnlichen Falle befinden. Indessen ist es der menschlichen Natur gemäß und eigene Erfahrungen bestätigen mich darin, daß ein großes entschiedenes Uebel von einem nicht ganz schwachen und geistlosen Menschen eher zu ertragen ist, als ein ungewisses, das uns in einem unaufhörlichen Schwanken zwischen Angst und Hoffnung hält."

Diesen Zustand des Schwankens endigte der 8. November. An diesem Tage schrieb er seinem Göschen, an den etwas abgesendet werden mußte, nur folgende wenige — mehrmals verschriebene — Zeilen, in denen aber sein ganzes Herz offen da liegt:

„Wenn Sie dieses erhalten, ist die treue Gefährtin meines Lebens, die 36 Jahre lang nur für mich und unsre Kinder lebte und für deren Werth ich keine Worte habe, wahrscheinlich von allen ihren Leiden entbunden — sie ist sterbend. O Mein Freund ——— wünschen Sie mir Geduld und Stärke." Wieland.

In den Augenblicken, wo ein geliebtes Wesen nach dem letzten stummen Lebewohl für immer von uns geschieden ist, kann die Leere des Herzens nichts ausfüllen, als ein noch viel innigeres Anschließen an die geliebten Personen, die mit uns noch zurückblieben, und verdoppelte Liebe im Geben und Empfangen. Dies empfand bei seinem tiefsten Schmerz Wie-

land im Kreise seiner Kinder, als Sie ihn hatte verlassen müssen, die im Jahre zuvor gegen Frau v. Laroche noch erklärt hatte, ihr sey, als könne sie nur zurück denken bis auf die Zeit, wo sie Wieland geheirathet hatte.

Hören wir nun Wieland selbst.

An Göschen. Den 10. Dec. „Der hat noch nicht Alles verloren, liebster Göschen, dem ein Freund wie Sie übrig geblieben ist. Ich fühlte dies sehr lebhaft und wohlthätig bei Durchlesung Ihres lieben Briefs. Auch ist noch so viel um mich her, was Ansprüche an meine Liebe und Sorge hat, und in dieser Rücksicht haben sich meine Pflichten verdoppelt; denn wie kann ich Ihr meine Liebe anders beweisen als durch verdoppelte Liebe zu denen, denen Sie das Leben gab, und für die Sie sich selbst aufopferte! Ich helfe mir also so gut ich kann; aber was ich nur zu gewiß weiß, ist, daß ich mich nie werde daran gewöhnen können, sie nicht mehr zu haben."

An Denselben. Den 31. Dec. „Mit mir geht es — wie es kann; leidlich wenigstens; ich arbeite viel, aber es ist als ob mir die Schwungfedern gestutzt seyen: sonst arbeitete ich mit Freude, mit Munterkeit; itzt mühsam, entgeistert, schwerfällig. Möglich, daß auch die trübselige, immer veränderliche und gar nicht wintermäßige Witterung etwas dazu beiträgt. Gewiß aber ist, daß ein Herkules, der

mir meine Alceste, nur mit so viel Gesundheit, als sie noch vor drei Jahren besaß, aus dem Elysium zurückbringen könnte, auf einmal einen ganz andern Menschen aus mir machen würde."

An Denselben. Den 15. Febr. 1802. „Hier, mein bester, bewährtester, innigst geliebter Freund, schicke ich Ihnen meinen guten ehrlichen Karl zu, den Sie aus Liebe zu seinem Vater und seiner Mutter in Affektion genommen, und für den Sie mit so vieler Güte sich verwendet haben. — Er wird Ihnen sagen, daß ich zur Verwunderung aller Menschen, in Betracht der Umstände, ziemlich gut bisher durch den Winter gekommen bin. Daß die Engelsseele, die nun meinen körperlichen Augen unsichtbar geworden, mir geistiger Weise immer gegenwärtig ist, und daß ich mich nach und nach an diese rein geistige Art von Liebe und Freundschaft gewöhne, trägt ohne Zweifel das Meiste dazu bei, daß ich mich noch so wohl, d. h. nicht viel schlimmer befinde. Daß ich bis zu meinem 70sten Jahr nur noch 6 Monate habe, ist für mich auch ein glücklicher Umstand — wollte Gott, er wär' es auch für meine Kinder! — — Nun, mein bester Göschen, lassen Sie und Ihre vortreffliche gute Henriette den Sohn Ihrer verewigten Freundin sich empfohlen seyn! — — Leben Sie wohl, liebster Freund — meine Augen wollen heute nicht länger Dienste thun."

An Denselben. Tiefurt den 1. August 1802.

„Ich lebe seit Anfang des Juni bei meiner gütigen Herzogin in ihrem Elysischen Tiefurt, welche mit einer, an Personen ihres Standes vielleicht beispiellosen Zartheit, Schonung, Aufmerksamkeit, Achtung und Freundschaftlichkeit, ihr Möglichstes thut, mich zu erheitern und vergessen zu machen, daß ich, ohne meine Alceste (die mir kein Herkules wiederbringt), wol zuweilen glücklich scheinen, aber nicht glücklich seyn kann. Der besten Fürstin wiederum, so gut ich es vermag, zu Gefallen zu leben, arbeite ich, wiewohl unter mancherlei Unterbrechungen etwas langsam in den Vormittagsstunden an einer Uebersetzung der Helena des Euripides, nach welcher sie mein aus eben diesem Dichter übersetzter Jon gelüstig gemacht, und bevor ich mit dieser Arbeit zu Stande bin, ist an den guten Aristipp nicht zu denken. Denn mit diesem kann und will ich mich nicht anders als mit ganzer Seele, mit ganzem Gemüth und mit allen mir noch übrigen Kräften beschäftigen."

An Frau v. Laroche. Den 23. Dec. 1803. „Es wird Ihnen wol schon bekannt seyn, daß wir unsern grossen und ehrwürdigen Herder nach einem zweimonatlichen äußerst schmerzlichen und peinvollen Krankenlager, verwichenen Sonntag Abends verloren haben. Es ist ein grosser, unersetzlicher Verlust für seine Familie, für die Welt und für seine Freunde. Er war mein bester, und gewissermaßen mein einziger Freund in Weimar — ich habe sehr viel an ihm ver-

loren, und hatte grosse Ursache, auch um meiner selbst willen zu wünschen, daß er, der so beträchtlich jüngere Mann, mich Alten überleben möchte! — Geduld und Ergebung!! — ist alles, was uns in solchen Fällen übrig ist; und mir wird diese Ergebung freilich insofern leichter, als mein Gefühl für Schmerz, wie für Freude, durch den 8ten November 1801 abgestumpft worden ist. Indessen ist es Pflicht, sich für die Lebenden, so lang als möglich, zu erhalten, und sich an der geistigen Gemeinschaft genügen zu lassen, die wir mit unsern Geliebten, nachdem sie unsern Augen und Armen entschwunden sind, noch immer fort unterhalten können. Das egoistische Gefühl unsers Verlusts ist menschlich; aber immer verliere es sich wieder in dem süßen Gedanken, daß sie ausgelitten haben, daß ihnen nun wohl ist, und unendlich mal besser ist als uns!"

10.

Die Ergebung in das Unvermeidliche des Schicksals konnte bei einem Wieland nie in ein dumpfes Hinbrüten ausarten; es war die Ergebung eines Weisen, der zwar keine kalte Gleichgiltigkeit beweisen kann, wenn das Schicksal seinem Herzen so tiefe Wunden schlug, der aber auch hiebei seiner Pflichten eingedenk bleibt. Er bedurfte der Erholung, und

konnte diese nur in dem finden, wozu seine Pflicht ihn auffoderte, in der Arbeit. Doch war er der angestrengten, in welcher er unterbrochen worden, nicht sogleich fähig. Die edle Herzogin Amalie, dies alles wohl einsehend, kam ihm daher mit dem Zartgefühl einer wahrhaft schönen Seele entgegen durch die Aeußerung eines Wunsches, bei dessen Erfüllung es ihr weit weniger um Sie selbst, als um Wieland zu thun war. Der Zweck wurde glücklich erreicht; der nun 70jährige Greis fühlte wieder neue Spannkraft seines Geistes, um, selbst bei großer Last immer mehr drückender Sorgen, zu seiner früheren Geistesarbeit, seinem Aristipp, zurückkehren zu können. Daß die wohlthätige Fürsorge seiner fürstlichen Freundin hiezu nicht wenig beitrug, ist gewiß; die Theilnahme aber, welche Aristipp bereits gefunden, wurde auch eine neue Ermunterung für ihn, zumal da diese Theilnahme ihm nicht blos in seinem näheren Kreise bewiesen wurde, sondern auch von außen, und zum Theil von Seiten her kam, woher er sie selbst kaum erwartet hätte. Einiger Beweise davon, die ihn vorzüglich erfreuten, können wir nicht unerwähnt lassen.

Seinem Freunde Göschen schrieb er: „Was Sie mir über die Entwickelung und Ausführung der beiden Hauptcharaktere des Aristipp und der Lais schreiben, hat mir großes Vergnügen gemacht. Solcher Leser, für welche nicht nur im Detail nichts verloren geht, sondern die auch Sinn für die Kom-

possizion, Haltung und Ausführung des Ganzen haben, d. i. gerade für das worauf Alles ankommt, solcher Leser wünsche ich mir recht viele; aber unglücklicher Weise gibt es deren unter 100 kaum Einen — weil in der That beinahe eben so viel Genie, Kopf, Bildung und Kunstsinn dazu erfodert wird, ein solcher Leser zu seyn, als ein Autor, der im Stand ist, solche Leser zu befriedigen."

Die Zeichnungen zum Aristipp waren Füger in Wien übertragen, und dieser schrieb ihm — nach einer Entschuldigung über verspätete Antwort: — „Wie wäre es außerdem möglich gewesen, so lange eine so angenehme Empfindung zurück zu halten, als diejenige ist, an Sie schreiben und Ihnen danken zu dürfen für die Ermunterung, die mir Ihr Beifall gewährt hat. Ihr Eifer für Teutsche Kunst hat Sie meine Versuche zu Klopstocks Messiade in dem vortheilhaften Lichte erblicken lassen, dem ich ein so ausgezeichnetes Zutrauen schuldig bin, als dasjenige ist, was Sie mir geschenkt haben, indem Sie Ihren Sokrates und Ihre Lais von meiner Hand gezeichnet zu sehen wünschen. Seit vielen Jahren verehre ich in Ihnen einen meiner vorzüglichsten Lehrer, dessen Werke meine Gefühle fürs Schöne vervielfältigt und meine Begriffe davon befestigt haben. Urtheilen Sie also, ob ich nicht mit Vergnügen die Reisfeder ergreifen werde, um Ihren Wunsch zu befriedigen. — — Was mein Genius leisten wird,

kann ich nicht sagen; nur so viel muß ich Ihnen voraus melden, daß er nicht so stolz ist als Sie glauben, und daß er sogar ein sehr furchtsamer Genius wird, wenn die beiden ersten Genien Teutschlands ihn auffordern, mit ihnen gleichen Flug und Schritt zu halten. Er weiß zu wohl, daß die Schwingen der malerischen Imagination nicht in die höheren Regionen der Dichtkunst reichen, und daß er wenig oder gar keine Hülfsmittel hat, geistige und moralische Eigenschaften darzustellen, wodurch der große Dichter alle Gegenstände veredelt. Nach meiner Meinung sind große heroische Handlungen noch leichter mit glücklichem Erfolg vorzustellen, als die feinern und zartern sittlichen Gefühle, wodurch Sie Ihren Sokrates und Ihre Lais gewiß liebenswürdiger geschildert haben, als sie wirklich waren. Man wird wol einen Sokrates und eine Lais zeichnen, wie so viele andere menschliche Gestalten, aber — daß sie der Empfindung des Anschauenden das Nämliche sagen, was er bei den Ihrigen fühlt, darüber zweifle ich sehr, ob irgend ein Künstler es leisten kann."

Ein Brief von Archenholz machte ihm durch Nachrichten von Klopstock ausnehmende Freude. „Ja wohl, schrieb er darauf, ist mirs nicht gleichgiltig, daß Klopstock (zu dessen Namen nichts hinzugesetzt werden kann, weil er schon Alles sagt), meinen Aristipp mit Vergnügen und Interesse gelesen hat! In dem Gedanken, einem Geiste wie der Sei-

nige eine Stunde lang angenehm beschäftigt und befriedigt zu haben, würde etwas unbeschreiblich Süßes für mich liegen, wenn ich mich ihm ganz überlassen dürfte." Wieland hatte seit langer Zeit den sehnlichen Wunsch gehabt, von Klopstock wahrhaft gekannt zu seyn, aber, weil Klopstocks Bewunderer immer seine größten Gegner gewesen waren, an Erfüllung dieses Wunsches nie recht geglaubt, und darum auch schon seinem Reinhold i. J. 1794 geschrieben: „Was Sie mir von Klopstocks Gesinnungen für mich schreiben, befremdet mich ein wenig, ohne mich weniger zu freuen. Gewiß ist, daß auch mich nicht wenig danach verlangt, diesen außerordentlichen Mann zu sehen, der eine so große Revoluzion auf dem teutschen Parnaß bewirkt und unserer Litteratur durch alles, was er zuerst gewagt und mit Kräften, die seiner Kühnheit gleich waren, ausgeführt, wahre Vorzüge vor der Litteratur aller andern Nazionen gegeben hat." Da er nun aber jetzt immer mehr die Ueberzeugung erhielt, daß man ihm mit Klopstocks Beifall nicht habe schmeicheln wollen, so kehrten dadurch viele der schönsten Erinnerungen seiner Jugend ihm erfreulich zurück.

Alles dieses vereinigte sich, ihm neuen Muth zur Fortsetzung des unterbrochenen Werkes zu geben. Während des Winters und Sommers nach dem Tode seiner jungen Freundin hatte er, wiewohl mit manchen Unterbrechungen, an seinem Aristipp gearbeitet,

und die Hoffnung gehegt, im Sommer 1801 den vierten Band zu beendigen. Während der schlimmsten Monate dieses Sommers aber schrieb er *Göschen*:

„Wenn alles so ergangen wäre, wie ich es am 1. Jenner dieses Jahrs ausrechnete, so sähe ich mich bereits im Stand, Ihnen das *Manuskript* vom 4. Bande meines *Aristipp* zu überreichen. Wahrscheinlich würde dies auch, mancher unvorhergesehenen hinderlichen Zufälle ungeachtet, dennoch der Fall gewesen seyn, wenn mein böser Genius, der meine leidige Neigung zu schweren Aufgaben kennt, mir nicht eine der allerschwersten, mühseligsten und Zeitverderbendsten unter allen möglichen litterarischen Aufgaben in den Kopf gesetzt hätte, deren Auflösung mich bereits 4 Monate lang einzig beschäftigt, ohne daß ich noch mit ihr zu Rande bin. Da Sie doch schwerlich errathen könnten was für ein halsbrechendes Abenteuer dies seyn mag, so will ich Ihnen lieber gleich sagen, daß es nichts geringeres ist als der Einfall, meinen Aristipp eine ausführliche Darstellung und Beurtheilung des Vornehmsten aller Werke des göttlichen Plato, seines unermeßlichen Dialogs *über die beste Republik* auf den Hals zu schieben. Sie können sich nicht vorstellen was für ein Stück Arbeit dies ist: wenn ich aber so glücklich seyn sollte, mich mit Ehren aus der Sache zu ziehen, so wird es das wichtigste und beste morceau meines ganzen Werkes seyn, und ich stehe Ihnen dafür, daß

Sie selbst es mit Vergnügen lesen sollen, wiewohl ich all mein Bißchen Hab und Gut wetten wollte, daß es Ihnen nicht möglich wäre, das Platonsche Original selbst auch in der besten Uebersetzung nur bis zur Hälfte Blatt für Blatt durchzulesen — trotz der Menge herrlicher Stellen, wovon es voll ist."

Eben diese Beurtheilung war hauptsächlich Ursache, daß er kurz darauf seinem Freunde erklären mußte: „Es findet sich, daß ich mit dem 4. Band zwar allerdings aufhören kann, aber daß die Ausführung meines Plans, den Aristipp bis nahe an seinen Tod fortzuführen, wenigstens noch einen starken Band erfodern würde. Im vierten kann ich ihn nicht weiter bringen als bis zum Tode seiner Kleone und zu seinem Entschluß, Cyrene wieder zu verlassen und sich zu seinem Freund Filistus nach Syrakus zu begeben. Ich bin aber gleichwohl entschlossen, es vor der Hand bei den vier Bänden zu lassen, und nicht eher an den 5ten zu gehen, als bis unsre — merken, daß dem Werke noch was fehlt, und bis Sie, mein Freund, Ursache finden, mich nicht als Freund, sondern als Verleger zum 5ten Band aufzumuntern. Dabei muß und wird es [e]instweilen bleiben. Denn wenn ich auch noch vor Fertigung dieses 5ten Bandes aus der Welt gienge, so blieben die 4 Bände doch ein für sich bestehendes Werk, und Niemand hätte sich zu beklagen, daß es unvollständig sey.

Schon im Oktober desselben Jahres aber hatte er,

1801

Ad. 4499 23. VII. 1801

auf Göschens Anregung, diesen Entschluß geändert. Zu der Zeit, wo er seiner Gattin wegen noch schwankte zwischen Angst und Hoffen, schrieb er diesem: „Ich schäme mich, daß ich Sie noch um 3 bis 4 Wochen Frist zur Vollendung des 4. Theil vom Aristipp bitten muß. Es ist mir leider in diesen vier bis sechs letzten Wochen physisch und moralisch unmöglich gewesen, irgend einer Geistesarbeit mit dem freien muntern Sinn, der eine der unerläßlichsten Bedingungen gut zu arbeiten ist, obzuliegen. Werde ich ihn aber in den nächsten 4 Wochen erhalten? Schwerlich! Aber Noth lehrt beten, und wenn ich alle meine Kraft zusammenraffe, so gedenke ich doch wohl mit den wenigen Briefen, die noch fehlen, in dieser Zeit zu Stande zu kommen. Aber mit dem fünften Theil wird es dann freilich noch Anstand haben müssen, wiewohl mein ernstlicher Wille ist, ihn nicht auf die lange Bank zu schieben. Was ich thun soll und will, muß ich bald thun; das fühl' ich nur zu wohl. Aber bevor ich an die Vollendung des Aristipp nur denken darf, muß ich unumgänglich Xenofons Symposion für das Attische Museum übersetzen — und dies ist keine leichte Aufgabe für einen Achtundsechziger. Seyn Sie indessen versichert, daß der Gedanke, daß Sie eine nicht weit aufgeschobene Fortsetzung wünschen, mich fleißig erinnern und nicht ruhen lassen wird, bis das Werk vollendet und so vollendet ist, daß ich selbst einiges Wohlgefallen daran haben kann."

Von diesem Vorsatz stand er auch dann noch nicht ab, als er in der Zwischenzeit den, wie er selbst sagte, Herkulischen Plan entworfen hatte, in Verbindung mit Böttiger und Jacobs ein Vollständiges Theater der Griechen in Uebersetzungen, mit Anmerkungen und Abhandlungen begleitet, herauszugeben, ein Werk, „welches einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichen und das französische Theâtre des Grecs (wiewohl ein vorzügliches Werk) weit hinter sich zurück lassen sollte." Göschen hatte sich zum Verlag bereit erklärt, und Wielanden, auf seine Anfrage, frei gestellt, was er früher liefern wollte, ob dieses Theater der Griechen oder den Aristipp. Da schrieb ihm Wieland:

„Sie stellen es in meine Willkühr, liebster Freund, ob ich mich zuerst an die Vollendung des Aristipp oder an den Anfang des Griechischen Theaters machen wolle. Ich habe mich zu dem erstern entschlossen, und werde also die bevorstehende Wintermonate dem 5ten und letzten Theil des Aristipp widmen. Ihre Bitte, dem Inhalt die möglichste Mannichfaltigkeit und Abwechslung zu geben, soll erfüllt werden. Ich weiß es nur zu wohl, daß die weitläufige Beurtheilung der Republik Platons, welche den größten Theil des 4ten Bands ausfüllt, für die große Majorität der Leser kein Interesse hat. Desto schlimmer, möchte ich sagen: aber da es nun einmal nicht anders ist, so geziemt es einem Schriftsteller

der gelesen seyn will, sich dem Geschmack und Bedürfniß des Publikums zu fügen. Zum Unglück war es eigentlich die schöne Lais, die unsern Lesern den Aristipp so schmackhaft machte, und diese ist nun leider! verschwunden und befindet sich an einem Ort, von wannen keine Wiederkehr ist. Doch wird auch für diesen Abgang im 5ten Theile nach Möglichkeit gesorgt werden, und an Mannigfaltigkeit und Interesse für gebildete Leser soll es nicht fehlen, und ich hoffe, es soll auch hier heißen: Ende gut, Alles gut."

Er beendigte aber jetzt blos den vierten Band, und bevor nur noch die mindeste Anstalt zum Anfang des fünften gemacht war, hatte er schon wieder einen andern neuen Plan entworfen, worüber er Göschen (den 8. Jan. 1803) schrieb: Nun bin ich, nach langem Hin- und Hersinnen endlich auf den Einfall gekommen, — aber bevor ich Ihnen das sagen kann, müssen Sie wissen, daß sich seit Jahr und Tagen, zu meiner eigenen nicht geringen Verwunderung, ein sehr vielversprechendes Schriftsteller-Talent in meinem ältesten Sohn Ludwig nicht nur entwickelt hat, sondern (was ich, so unglaublich es ist, mit Wahrheit und Ueberzeugung sagen kann), zu einem in seinem Alter, von 25 Jahren, ungewöhnlichen Grad von Reife gekommen ist. Er hat mir daraus immer, und so lange ein Geheimniß gemacht, bis es nicht länger möglich war, und so wurde ich bald nach

seiner Zurückkunft aus der Schweiz von ihm mit verschiedenen Aufsätzen überrascht, die mir große Freude machten, und mir völlige Gewißheit gaben, daß er sich unter den Schriftstellern des 19ten Jahrhunderts eine ehrenvolle Stelle erringen werde. Unter vielem noch unvollendeten hat er zwei, nach meinem Gefühl sehr gut und anziehend geschriebene Gespräche zwischen einem jungen Mann und etlichen geistvollen und gebildeten Mädchen, — und einen kleinen Roman so viel als fertig, der aus mehreren, durch Verbindung sonderbarer Charaktere und Situazionen mit der lebhaftesten Darstellung ungemein unterhaltenden und in Einen gemeinschaftlichen artigen Rahmen zusammengefaßten, Erzählungen besteht. Diese drei Stücke finde ich so wohl geschrieben, daß ich kein Bedenken trage, sie einem kleinen Werke von mir (dem in den letzten 6 Wochen verfertigten Menander) zu associiren, und das Ganze unter dem Titel Oßmannstädtische Unterhaltungen herauszugeben."

Der wahre Grund nun aber, warum Wieland in jener Zeit die Fortsetzung des Aristipp immer ins Auge faßte und wieder aus dem Auge ließ, und daneben so viele andre Plane machte, von denen auch kein einziger ausgeführt wurde, war lediglich die sorgenvolle und gedrückte Lage, in welcher der ehrwürdige Greis sich befand, und zwar durch das sich befand, wovon er die ruhigen Freuden seines höheren

Alters gehofft hatte, durch sein — Osmantinum. Nach wenigen Jahren von Freuden, die doch auch von tiefem Schmerz unterbrochen wurden, brachte ihm dieses nur quälende Sorgen und Kummer.

Am 21. April 1802 schrieb er Göschen: — — — „Sie werden aus dieser Bitte, mit größtem Recht, den Schluß ziehen, daß ich bei meiner Landwirthschaft keine Seide spinne. Dieser Stoff ist so vielseitig und reichhaltig, daß ich mich Ihnen darüber lieber mündlich als schriftlich möchte expektoriren können. Das Wesentlichste, und das Resultat von allem übrigen, worüber ich Sie gern au fait setzen möchte, ist indessen, daß ich mich in der That, durch den Kauf meines Gutes, durch den geführten kostspieligen Bau, die mannichfaltigen Kosten aller nöthigen Reparaturen und Verbesserungen, Anschaffung alles erfoderlichen Geräthes und Bevölkerung meiner Ställe mit Pferden, Kühen, Schaafen u. s. w., kurz mit dem ganzen Alfabet, das ich nach und nach aufsagen mußte, nachdem ich einmal A gesagt hatte, mich unvermerkt in Schwierigkeiten verwickelt, und eine Last auf mich geladen habe, unter welcher ich erliegen würde, wenn ich nicht mit Ernst darauf bedacht wäre, sie je bälder je lieber von meinen alten Schultern abzuwälzen, insofern es ohne Nachtheil und vielmehr zum wirklichen Vortheil meiner armen Kinder geschehen kann. So lange der holde Engel, der mich vor 6 Monaten verlassen mußte, noch sichtbar um mich

war, fühlte ich diese Last zwar auch; aber sie drückte mich weniger, ich hatte mehr Muth und Hoffnung, mehr Lust und Freudigkeit zum Arbeiten, und alles, was mein Geist unternahm, ging munter und leicht von statten. Seitdem ist leider! alles ganz anders — kurz, bester Göschen, ich fühle, daß, wenn ich noch einige Jahre den Meinigen, der Welt und meinen Freunden leben soll, es schlechterdings nothwendig ist, daß ich mich gänzlich Schuldenfrei mache — und dazu ist möglicher Weise nur Ein Mittel. Das ganze Gut zu verkaufen, wenn sich auch ein Käufer dazu fände, der mir dafür geben wollte was es mich kostet, dazu kann ich mich aus mehreren und entschiedenen Ursachen nicht entschließen. Meine Idee ist, das Gut zu zerschlagen, dem Pavillon, den ich bewohne, nebst dem Garten und einer einzigen Hufe Ackerland, für mich zu behalten, und aus allem übrigen ein für sich bestehendes kleines Erblehngut zu machen, und es gegen baare Bezahlung an den, der Lust dazu haben wird, zu verkaufen. Da das Gütchen so klein ist, so ist es natürlicher Weise keine Sache für reiche Leute. Indessen könnte und sollte sich doch wol in ganz Germanien unter 24 Millionen Menschen irgend Jemand finden, dem gerade ein solches kleines Landgut anstünde, und in dessen Augen es dadurch noch einen besondern Werth erhielte, daß er mein so naher Nachbar würde, und (alles vorausgesezt was hiebei

vorauszusetzen ist) mit mir und meiner Familie in einem beiden Theilen angenehmen freundschaftlichen Verhältniß leben könnte. Wenn meine Imaginazion bei guter Laune ist, so poetisirt sie mir verschiedne Arten möglicher Subjecte vor, die hiezu geeigenschaftet seyn könnten. — — Ich gestehe gern, daß diese meine Idee einem utopischen Traum ziemlich ähnlich sieht. Indessen sind doch schon viel unwahrscheinlichere Dinge realisirt worden."

An denselben. (Im August.) „Zu meinem Landgut haben sich bis itzt zwei Kauflustige hervorgethan; die Sache scheint aber noch im weiten Felde zu seyn, und ich wag' es noch nicht, mich der Freude, einer mich sehr danieder drückenden Last bald entledigt zu werden, zu überlassen. Nachdem ich alles, von allen Seiten, allein und besonders auch mit meinem Schwiegersohn, dem Rath Stichling, wohl überlegt, habe ich mich entschlossen, das ganze Gut, mit einzigem Vorbehalt des Hauses so ich bewohne, und des dazu gehörigen großen Garten, zu verkaufen; jedoch auch den ganzen usum fructum und jede selbstbeliebige Benutzung des letztern dem Käufer des Gutes gegen einen billigen Pachtzins zu überlassen. Der Garten, welcher über 25 Acker hält und für sich allein ein kleines Landgütchen ausmacht, und von dem künftigen Inhaber des Gutes leicht auf einen Ertrag von 5 bis 600 Thaler, ja mit der Zeit noch höher gebracht werden könnte,

der Garten, sage ich, soll, so lang es nur immer möglich seyn wird, bei meiner Familie bleiben, und dies um so mehr, da er das heilige Grab meiner Geliebten, und dereinst auch das meinige, neben ihr, in sich schließt. Finde ich einen annehmlichen Käufer zum Gut, so lebe ich künftig wieder in der Stadt, und bringe nur die schöne Jahreszeit, (so viel mir Tyche davon übrig läßt) in meiner Oßmannstädtischen Villa zu."

Den 17. Dec. 1802. — — — „Ich bin genöthigt, diese Bedingung (eines Vorschusses) zu machen, ohne welche es mir, in der fatalen Lage in der ich mich befinde, schlechterdings unmöglich wäre, weder am Aristipp noch an Etwas anderem mit gutem Erfolg zu arbeiten. Denn zu solchen Geisteswerken gehört *Freiheit* des Geistes und *Ruhe* des Gemüths. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr mich die unaufhörlichen Sorgen, wie ich die Meinigen bei Ehren erhalten, allen Prästazionen Face machen, und das mir so lästige Gut, wenigstens bis zu dessen Verkauf (wozu bis dato noch wenig Anschein ist) behaupten wolle, wie sehr, sage ich, diese Sorgen mich zusammen drücken und welchen nachtheiligen Einfluß sie bei einer so äußerst zarten und reizbaren Konstituzion, wie die meinige, auf Seele und Leib bei mir haben. Um also nur einiger Maßen mir zu der nöthigen Geistesruhe zu verhelfen, bin ich genöthigt, Ihnen, nicht als Buchhändler, sondern als *Freund*, zu sagen,

daß die Gefälligkeit, um welche ich Sie bitte, obiger Umstände wegen, eine nothwendige Bedingung des Engagements ist, welches ich mit Ihnen über die sämmtlichen Arbeiten, wovon die Rede war, einzugehen bereit bin."

Während dieser für ihn so peinlichen Periode, die durch manche Vatersorge noch kummervoller wurde, ließ er seine Zeit zwar nicht unbenutzt, benutzte sie aber nur zu mehreren kleineren Arbeiten, zu denen ihn eben damals die Aufforderungen verschiedener Taschenbuch-Verleger veranlaßten. Auf diese Weise entstand sein Pentameron von Rosenhain, 5 kleine Erzählungen, nebst einer sechsten als Zugabe (daher nachmals Hexameron), die er unter die Verlangenden so vertheilte, daß Vieweg in Braunschweig eine für 1803 und eine für 1804, Willmanns in Bremen zwei, und Cotta ebenfalls zwei für 1804 erhielten. Der Aristipp, der einstweilen noch immer in seiner Seele nachklang, führte ihn auch nach Griechenland zurück; er entwarf jedoch nur kleine Seitenstücke zu demselben in Menander und Glycerion und Krates und Hipparchia, worin er neue Charaktere und Situazionen aufstellte, die im Aristipp, dem sie an Geist, Interesse und Zierlichkeit nichts nachgeben, keinen Platz fanden. Da ihm, wie er sagte, Herder, Schiller und Göthe selbst mit ihrem ehrenvollen Beispiel, Beiträge zu den Taschenbüchern zu liefern,

vorgeleuchtet hätten, so glaubte er um so mehr diesem Beispiele folgen zu können, als, wie er Göschen schrieb, „die eiserne Noth, die ehmals Horazen, seinem eignen Geständniß nach, zum Dichter gemacht, ihn drückte und drängte, daß er alles, was seine alte Muse noch gebühre, bald möglichst in baares Geld umsetzen müsse, er aber übrigens auch, seiner Natur nach, ein so mittheilendes Wesen sey, daß er, sobald er etwas verfertigt, was ihm selbst gefalle, keine Ruhe habe, bis es in den Händen der Freunde seiner Schriften sey." Cotta, der ihn in Erstaunen versetzt, ja — wie er sagte — so erschrack, daß er nicht gewußt, ob er das Geld annehmen solle, — als dieser ihm für die Erzählungen aus dem Pentameron, aus eigner Bewegung 400 Gulden Rhein. als Honorar gesendet, erhielt jetzt beide kleine Werke leicht von ihm zu Taschenbüchern, und Wieland, der dies jetzt als Hilfe in der Noth ansah, dachte in dieser Noth nicht an seinen Freund Göschen, dem er doch von Menander geschrieben hatte. Wieland aber hatte auch vergessen, daß Göschen ihm für ein Taschenbuch gerade das Doppelte von dem geboten hatte, was er von Cotta erhielt. Göschen, der für die erste Zeit wol empfindlich darüber seyn konnte, sich übergangen zu sehen, und der Wielanden deshalb schrieb, daß das, was das Publikum schon einmal gekauft und gelesen, nur spärlicher abgehe, bewieß sich indeß hiebei wahrhaft als Wielands Freund, da dieser ihn

bald beruhigte, als er ihm schrieb: „Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß die Irrungen, die ein doppeltes Paar alter Griechen und Griechinnen unschuldiger Weise zwischen uns veranlaßt haben, das Grab unsrer vieljährigen Freundschaft seyn sollen." Aeußerungen wie die folgenden: „Wäre es nicht Thorheit gewesen, wenn ich, in meinen Umständen, solche Gelegenheiten nicht hätte benutzen wollen? — — Ich glaube, Sie können sich mein kleines Verkehr mit den Taschenbuchsjägern um so mehr gefallen lassen, da Sie ja auch nichts dagegen hätten, wenn ich dergleichen Aufsätze im Merkur abdrucken ließe, der noch unter meinem Namen und Böttigers Redaktion fortläuft;" — solche Aeußerungen zeigten Göschen nur zu deutlich, daß Wieland im Drange des Augenblicks — seinen eignen Vortheil vergessend — gehandelt habe.

Alle solche Hilfe in der Noth war aber für den armen Wieland nur so schnell vorübergehend, als die jetzige — und einzige — Irrung zwischen ihm und Göschen. Mit dem Jahr 1803 kam ihm erst bleibende Hilfe, und Göschen war der Erste, den er davon benachrichtigte, aus Gefühl theils der Freundschaft, theils der Pflicht. Im Februar schrieb er diesem: „Eine unverhoffte Fügung des Schicksals oder meines noch immer zu meinem Besten geschäftigen guten Genius hat mir vor etlichen Tagen einen Liebhaber zu meinem Gut zugeführt, der mir das ganze

Wesen (ohne das Inventarium, welches er besonders bezahlen wird) für 30,000 Thaler abgekauft hat. So ungern ich mich auch von dem Boden trenne, worin die heiligen Gebeine meiner ewig geliebten Dorothea ruhen, so kann ich diesen Verkauf doch nicht anders, als für das Glücklichste, was mir in meinem Leben noch begegnen konnte, anzusehen. Ich bin dadurch von einer Last, die mich öfters fast zu Boden drückte, befreit; ich werde auf einmal schuldenfrei, und es bleibt mir noch immer so viel übrig, daß ich für meine noch unversorgten Kinder ungleich mehr thun kann, als mir möglich gewesen wäre, wenn ich das Gut noch länger hätte behaupten müssen. Aber mit meinem Osmantino fallen nun freilich auch die Oßmannstädtischen Unterhaltungen weg. Alles was mir dabei leid thut, ist, daß ich Ihnen, liebster Göschen, die vergebliche Mühe gemacht habe, mir bei dieser todtgebornen Frucht Geburtshelferdienste zu thun. Denn das Projekt war so beschaffen, daß ich es auch aus andern Ursachen als wegen dem Verkauf des Gutes hätte aufgeben müssen. In der That bin ich beschämt über diese neue Probe, daß die Etourderie, mit der ich mein ganzes Leben durch zu kämpfen gehabt habe, mich selbst in meinem 70sten Jahre noch zu einem Projekt dieser Art hinreißen konnte. Zeitschriften, wodurch man sich selbst eine in der Folge lästige Verbindlichkeit auflegt, taugen nicht mehr für meine Jahre. Ich bedarf einer so viel mög-

lich unbeschränkten Freiheit des Geistes; ich muß arbeiten und ruhen können, wann, wo, und wie lange mirs gemüthlich ist, und Anstrengung würde mich gar bald außer Stand setzen, irgend etwas zu produziren. Sobald ich also den Aristipp vollendet habe, werde ich mich blos mit der Uebersetzung des Euripides und Aristofanes, und allenfalls noch mit kleinen Werkchen (mit poetischer Migniatur, wenn ich so sagen kann), beschäftigen und amüsiren, d. i. mit Arbeiten, wo ich anfangen und aufhören kann wann ich will, und mich weder um Monat noch Vierteljahr noch Messen zu bekümmern habe. Wir wollen also die Oßmannstädtischen Unterhaltungen dem Mond zufliegen lassen, wohin, nach Ariost, alle mankirte und unreife Projekte ihren Weg nehmen."

An Denselben. Den 17. April 1803. „Ich glaubte es unsrer alten Freundschaft schuldig zu seyn, lieber Göschen, daß ich einige Zeit verstreichen ließe, bevor ich Ihren letzten, in einer hypochondrischen Verstimmung, wie es scheint, geschriebenen Brief Punkt vor Punkt beantwortete, um ihn desto gewisser mit heiterer Gleichmüthigkeit beantworten zu können. Nun da ich ihn in dieser Absicht wieder gelesen habe, dünkt mich das Beste, mich des Schreibens und Sie des Lesens einer ausführlichen Antwort zu überheben, und Ihnen dafür mit Offenheit und Zutrauen zu entdecken, wie es dermalen mit mir steht, was ich in meiner dermaligen Lage, als ein

schon vor 2 Jahren jubilirter teutscher Schriftsteller, mir selbst noch zumuthen kann, und wessen Sie sich, als Verleger meiner Sämmtlichen Werke künftig zu mir zu versehen haben.

„Noch vor weniger als 10 Wochen befand ich mich im Besitz eines Gutes, dessen Acquisizion und zeitherige Behauptung mich nothgedrungener Weise mit einer die Hälfte meines Vermögens übersteigenden Schuldenlast nach und nach beladen hatte. Die Summe, deren ich bedurfte, um auch nur blos meinen unvermeidlichen Ausgaben genug zu thun, stand (zumal in den letzten zwei Jahren) mit dem Ertrag des Gutes und meiner übrigen firen Einnahme in einem so unproporzionirten Verhältniß, daß ich, um das sehr beträchtliche Deficit zu decken, alle meine Kräfte aufbieten mußte, das vacuum, das Ceres und Pales in meinem Beutel ließen, durch den Ertrag der Früchte meines Geistes zu ersetzen. Ich fühlte von Zeit zu Zeit, daß ich über Vermögen arbeitete, oder wenigstens, daß ich, wenn es noch länger so fortgehen müßte, Gefahr liefe, auf Einmal in den traurigen Zustand von Erschlaffung und Kraftlosigkeit zu gerathen. Aber Noth hat kein Gesetz. Die Hoffnung, mein Gut ohne beträchtlichen Schaden verkaufen zu können, war sehr gering, die Last, die auf mir lag, immer drückender, und die Gefahr mit jedem Jahr ärmer zu werden, immer größer. Welche Lage für einen 70jährigen, von einer zahlreichen Familie um-

gebenen Mann von meiner Sinnesart und Konstitution! Welche Aussichten in die Zukunft! — In dieser Lage, lieber Freund, und vornehmlich in Rücksicht auf die beträchtliche Summe an voraus und auf künftige Abrechnung von Ihnen erhaltenen baaren Gelde, machte ich Ihnen den Antrag eines von mir zu unternehmenden Griechischen Theaters — versprach ich Ihnen noch in diesem Jahr den 5ten Theil des Aristipp zu vollenden — schrieb ich Ihnen von Gott weiß welchen Oßmannstädtischen Unterhaltungen u. dergl. Meine unvermerkt abnehmende Kräfte und mehrmalige Unterbrechungen des Grades von Gesundheit, dessen ich bisher gewöhnlich genoß, erinnerten mich zwar, daß ich mit allen diesen Spekulazionen mir selbst und Ihnen mehr versprach, als ich wahrscheinlich würde halten können: aber, wie gesagt, ich mußte mir helfen wie ich konnte; ich suchte mir selbst Illusion zu machen, und war entschlossen, wenigstens so lange ich konnte, mein Aeußerstes zu thun. So, mein Freund, stand es mit mir, als, bald nach allen den eventuellen Anträgen, die ich Ihnen gemacht, und den Abreden, die ich mit Ihnen darüber genommen hatte, mein guter Genius mir, über alle meine Hoffnung, einen vermögenden und edeldenkenden Liebhaber zu meinem Gute zuführte, der mir so viel dafür baar bezahlt, daß ich wenigstens ohne Schaden davon komme. Dieser, Epoke in meinem Leben machende, Umstand hat

nun auf einmal meine ganze Lage verändert. Die Last ist mir abgenommen; in wenigen Wochen bin ich schuldenfrei; was mir übrig bleibt ist mein; die Interessen davon reichen, nebst meiner Pension, zu anständiger Führung meiner Haushaltung zu, und ich brauche nicht mehr über Vermögen zu arbeiten. Bei dieser Bewandniß der Sachen muß ich Sie also bitten, liebster Göschen, alle die Spekulazionen und Anträge, womit ich Sie vor einigen Monaten behelligt habe, als nicht geschehen zu betrachten, mich von allen daher derivirenden Verbindlichkeiten gütig und freundschaftlich loszusprechen, und was ich als Schriftsteller künftig noch thun kann und werde, gänzlich meiner Freiheit zu überlassen. Ich werde, so lange mir irgend eine Muse noch hold ist und mein Kopf nicht merklich schwächer wird, nie ganz unthätig seyn; aber ich kann mich zu Nichts mehr anheischig machen. — — Ich bin zwar fest entschlossen, den Aristipp zu vollenden, aber, da der Verkauf des Gutes und alle dadurch verursachten Geschäfte, Zerstreuungen, neue häusliche Einrichtungen u. s. w. mich auf einmal aus der zu einer solchen Arbeit nöthigen Stille und Zurückziehung in mich selbst herauswarf, so kann ich unmöglich sagen, wie bald ich diesen letzten Theil, der die Krone auf das Werk setzen soll, werde zu Stande bringen können.

„Ich hoffe mich nun so weit gegen Sie expektorirt zu haben, daß Sie sich ohne Mühe an meinen

Platz setzen, und das, was Ihnen in meinem Verfahren anstößig gewesen ist, in einem milderen Lichte betrachten können. Ich verspare auf unsere nächste Zusammenkunft eine nähere und umständliche Eröffnung, die mich, selbst in Ihren Augen, wenn auch nicht gänzlich rechtfertigen, doch gewiß mehr als entschuldigen wird. Ich scheue mich nicht, mich Ihnen eben so unverhüllt darzustellen wie ich vor meinem eigenen Gewissen stehe. — So viel, mein theurer und gewiß herzlich geliebter Freund, unter den Zerstreuungen des Aufräumens, Einpackens und Ausziehens, welche mir die ganze bevorstehende Woche rauben werden. Hoffentlich ist dies meine letzte Emigrazion, bevor ich die immer näher heranrückende Reise antrete, die ich, um meiner Kinder und Freunde willen, gleichwohl so lange als möglich aufzuschieben wünsche. Und hiemit leben Sie wohl und bleiben immer meiner unveränderten herzlichen Liebe und Ergebenheit versichert."

Wie höchst peinlich Wielands damalige Lage gewesen seyn müsse, kann wol nichts deutlicher bezeugen, als diese Menge von Projekten, deren eins nach dem andern er zu seiner Rettung entwarf. Aber nicht sowohl die Zumuthungen, welche der Greis an sich selbst machen, als die ungewissen Versicherungen, die der Mann, welcher sich sonst stets so streng an seine Zusagen band, jetzt zu geben sich genöthigt sah, lassen dieses Peinliche seiner Lage in seinem ganzen

Umfang erkennen. — Seinen Schriften aus jener Zeit merkt es wol Niemand an, daß der 70jährige Greis auf so harte Proben vom Schicksal gestellt wurde. Klinger konnte daher wol von ihm sagen: „Wer an der Glückseligkeit der Dichter zweifelt, der betrachte nur den Abend ihres Lebens, und vergleiche ihn mit dem Abend eines Welt-Staats-Geschäftsmannes. Wenn das Gerippe der Wirklichkeit ohne alle Täuschung vor den letzten tritt, so kleidet es der Dichter in den Duft der Phantasie, und erweckt zu Asche gewordene Gestalten zu lieblichen frischen Bildungen, wenn sie ihm die gegenwärtige Zeit versagt. So verjüngt sich Wieland in Griechenland, wenn sein Zeitalter, dessen Thaten, oder sein Spiegel ihm zu laut sagen, er sey Greis geworden. Seine Dichtungen sagen es ihm bis jetzt nicht." Hatte nun aber Wieland diese Glückseligkeit als Dichter voraus, so kommt doch unstreitig auch nicht wenig auf die Rechnung des Philosophen. Gewiß, jene Linden, deren Stamm ihm einst gesagt hatte: „Was dir das Schicksal auch nehmen oder versagen mag, behalte in dir Saft und Kraft der Menschheit, und wirke damit unverdrossen mehr oder weniger, aber immer Gutes, mit immer innerlich kräftigen Willen!" — gewiß standen sie ihm jetzt nicht zum Vorwurf da. Sie hatten wieder Zweige getrieben, er aber alle Kraft seines Geistes zusammengerafft, um von neuem zu wirken; und die jetzigen Früchte seines

Geistes zeigten nicht nur keine Spur vom Greisenalter, sondern auch nicht von einer so peinlichen Lage.

Die Erzählungen seines Sohnes Ludwig, welche in die Oßmannstädtischen Unterhaltungen hatten aufgenommen werden sollen, beschloß dieser nun selbst herauszugeben. „Mein Sohn, schrieb der Vater, will aus Bescheidenheit, oder einem in Bescheidenheit eingekleideten Stolz, weder auf noch unter meinen Flügeln in die Welt fliegen.“ Jene Erzählungen erschienen indeß doch bei Göschen nicht ohne des Vaters Namen; und Wieland schrieb diesem: „Ich gestehe es, die Worte auf dem Titelblatt: „von Ludwig Wieland, herausgegeben von C. M. Wieland“ scheinen etwas Auffallendes zu haben, und mich dem Publiko gegenüber in ein ungeziemendes Licht zu stellen. Wenn indessen der so gestellte Titel etwas dazu beitragen kann, die 750 Exemplare desto eher los zu werden, so lasse ich mir auch diese kleine Unannehmlichkeit, wie so manche andre, die mir die Paternität von einem bel-esprit zugezogen hat und vermuthlich noch ferner zuziehen wird, gefallen.“

11.

Im Frühjahr 1803 sollte Wieland sein Osmantinum dem neuen Besitzer, einem wackern Hamburger, Hofrath Kühn, überlassen. Kurze Zeit vorher besuchte ihn hier noch Böttiger, aus dessen Bericht hierüber das hieher Gehörige auszuheben ich nicht umhin kann.

„Den 11. April — schreibt er — Nachmittags fuhr ich zum letzten Mal nach Oßmannstädt. Alles war dort schon zur Abreise gerüstet, Vieles voran geschickt. „Ich hätte dies Gut wol eigentlich nie kaufen sollen, sagte Wieland. — — Die Phantasie oder Fee Mab spielte mir einen ihrer bösen Koboltstreiche. Ich hatte vor 40 Jahren den poetischen Landjunker belacht. Nun ward ich's selbst." — — Ich wieß auf einige Blumentöpfe am Fenster, worin die Erstlinge des dies mal früheren Frühlings blühten. Er verstand's, und sagte: „Sie haben Recht; ich habe diesem Oßmannstädt doch auch viele selige Stunden zu verdanken. Die ersten zwei Jahre war ich im Genusse aller Art. Dieser reinen Natur- und Genußfülle entkeimte die schönste Blüthe meines Alters, mein Arkstipp, der ohne diesen stillen Selbstgenuß, ohne dies heitere Land- und Gartenleben nie empfangen und geboren worden wäre. Er ist mein Liebling, ja er ist mir mehr als Agathon. Und darum verdrießt es mich oft, daß die leidige Politik

und die naturphilosophische Hagsa der jetzigen Lesewelt alle Empfänglichkeit für ein Werk geraubt hat, das, mit griechischer Mischung und Reinheit gedichtet, auch so empfangen werden müßte."

„Wir durchwandelten mit einander den Garten. Diesmal war nicht mehr, wie sonst immer bei den ersten Besuchen im Frühling, von jungen Anpflanzungen und neuen Anlagen die Rede. Die Bäume waren in diesem voreilenden Frühjahre mit Knospen übersäet. Die jungen Alleen, die den dazu erst geebneten Garten in der Mitte durchschnitten, und erst von Wieland mit bedeutendem Aufwand angelegt worden waren, versprachen eine seltene Fruchtbarkeit. Vor zwei besonders sich hervorhebenden Reine-Claude-Bäumen blieb er mit Rührung — Neid kam nie in seine reine Seele — ja gleichsam mit Andacht stehen, und rief: wie wird sich Kühn freuen! — Er zerschlug im Weitergehen mit seinem Gartenstock einen Maulwurfshügel. „Stundenlang, sagte er, hab' ich diese Maulwurfshügel geebnet und Steine weggelesen, so daß ich oft ganz durchnäßt von Schweiß die Wäsche wechseln mußte, und von meiner Frau tüchtig ausgescholten wurde. Oft hab' ich den rastlosen Minengräbern aber auch nur zugesehen, und mit Bewunderung seines Schatzgräbertalents ihm mit Hamlet zugerufen: 'Can'st work in the ground so fast! A worthy pioneer! —' mir auch wol diese und jene Verkörperung aus dem Kapitel der Metempsy-

chose bei meinem Maulwurf gedacht. Nun, auch dieser Zeitvertreib ist vorbei!

„Wir kamen an das Lustgehölze und Haselstaudengebüsch, wo die Gräber der Sophie Brentano und seiner Gattin mit jungen Rosenstöcken umkleidet, sich zeigten. Diese zu verlassen, sie in fremden Händen zu lassen, kostete dem guten Alten manchen schweren Kampf. Eine seiner verwittweten Töchter, die in Führung der Wirthschaft und Leitung des Hauswesens an die Stelle der Mutter getreten war, stand auch mit nassen Augen davor. „Ich traue es, sagte Wieland, nach einigem Schweigen, dem wackern Käufer meines Gutes zu, daß ihm die Stätte, wo auch ich einst neben meiner Gattin begraben zu seyn wünsche, stets heilig und unantastbar seyn werde!"

„Wir besahen noch manches wohlbekannte und durch mannigfaltige Erinnerungen, die daran geknüpft waren, geheiligte Plätzchen. „Hier hing Sophie Brentano, diese holde Ophelia, ihrer Schwermuth nach!" sagte er. — „Hier — wir standen an einer kleinen Terrasse auf der andern Seite des Gartens, von wo man auf eine Gemeine-Trift und auf die Hintergebäude des Dorfes blickte, — kritzelte meine gute alte Sophie (Laroche), die ja stets etwas zu exzerpiren oder aufzuschreiben findet, Manches in ihre Schreibtafel, was wir nun auch wirklich schon mit aller ihrer herzlichen Redseligkeit mit Druckerschwärze auf Weiß gemahlt zu sehen be-

kommen." — „Und hier — indem wir bald am Ende der großen Lindenallee zum Wohnhause zu an eine große Brücke gelangt waren, wo in dem Schattengewölbe in der Sonnenschwüle es stets kühl blieb — hab' ich mit unserm Herder den Plan zu seiner Aurora fürs neue Jahrhundert besprochen, aus welcher nun, dem eisernen Gebot der Zeit gemäß, eine lehrende, strafende Adrastea geworden ist." — So gingen noch mehrere Erinnerungen an uns vorüber. Jedes Baumes Frucht wußte er genau herzuerzählen. Ein großer Amarellen - Kirschbaum stand an der Mauer. Ihm ertheilte Wieland besondre Lobsprüche. Von ihm habe er noch mit eignen Händen seiner alten treuen Freundin Laroche einen Teller voll zum Frühstück gepflückt. Ein großer Korb auf dem kleinen Blumenparterre vor dem Wohnhause hatte ihm allein auf vierzig Thaler gekostet. Auch von ihm schien er sich ungern zu trennen. Doch machte ihm der Gedanke, daß der neue Besitzer da Blumen und Feldfrüchte pflücken könne, wo Er nur wildes Gestrüpp und wucherndes Unkraut fand, sichtbare Freude."

So endigte Wielands heißersehntes Idyllenleben in Oßmannstädt. Die frommen Wünsche für dessen

neuen Besitzer, mit denen er es verließ, verdienten schon darum Erfüllung, weil dieser keine der Hoffnungen, welche der Scheidende von ihm gehegt hatte, unerfüllt ließ. Er ehrte die heilige Stätte, wo die von Wieland geliebten Todten ruhten, und Wielands Wunsch, dereinst auch neben ihnen zu ruhen.

Neuntes Buch.

1.

Mit aufrichtig herzlicher Theilnahme wurde Wieland bei seiner Rückkehr nach Weimar von Hof und Stadt empfangen. Es war, als sey ein lieber Vater in den Kreis der Seinigen zurückgekehrt, und die allgemeine Liebe und Achtung für ihn sprach sich auch unverkennbar darin aus, daß man ihn von nun an nie anders als Vater Wieland nennen hörte.

Zu seiner besondern Zufriedenheit trug seine Wohnung bei, die von dem Schauspielhause nur durch einen Garten getrennt, und kaum hundert Schritte von dem Hause, welches Schiller sich im Jahre zuvor gekauft hatte, entfernt war. Doch war es nicht dies, was ihm diese Wohnung so vorzüglich werth machte, sondern daß er aus den Fenstern derselben in die kleine freundliche Anlage sah, welche sich an dem Palast der Herzogin Mutter hinzog, worin, wie er sagte, die gute Fürstin als die wohl-

thätigste aller Feen waltete. Von Oßmannstädt aus hatte er Derselben geschrieben:

„Es macht mich sehr glücklich, gnädigste Herzogin, daß der Verkauf meines Gutes, wie ich höre, Ew. Durchlaucht gnädigsten Beifall hat. Ich konnte in jeder Rücksicht nichts Klügeres thun, und was ich auf einer Seite dadurch verliere, wird mir auf allen andern reichlich ersetzt. Das Erfreulichste für mich ist, daß ich Hoffnung habe, durch Beziehung der ehemaligen P–. Wohnung einem gewissen Zaubergarten so nahe zu kommen, daß es nur die Vergünstigung eines Schlüssels bedürfen wird, um mit aller Bequemlichkeit, die ich nur wünschen kann, ins Himmelreich einzugehen. Denn das wird für mich immer jeder Ort seyn, wo sich die über alles verehrte und geliebte Fürstin aufhält, deren Huld und herablassende Güte so wohlthätige Sonnenblicke auf den späten Abend meines Lebens wirft."

Er erhielt nicht nur diese Vergünstigung, sondern die edelmüthige Fürstin, die sich durchaus als seine Freundin bewieß, zog ihn jetzt in ihren nächsten Kreis, in welchem er seinen vieljährigen Freund v. Einsiedel wieder fand, und an zwei jüngeren Männern, v. Ziegesar (jetzt Präsident des Appellationsgerichts zu Jena) und — bald darauf — Fernow, der nach Jagemanns Tode zum Bibliothekar der Herzogin ernannt war, neue Freunde gewann. Wieland wurde täglicher Gesellschafter der

Herzogin Amalia, nahm auch Theil an ihrem Sommeraufenthalt zu Tiefurt, und wurde unvermerkt als ein Glied des Hauses und Hofes angesehen, als welches er auch im Schauspiel einen Ehrenplatz in der Herzoglichen Loge selbst hatte.

Manches Genusses konnte er sich jetzt erfreuen, den er ungern entbehrt hätte. So hatte er z. B. von Oßmannstädt aus seiner fürstlichen Gönnerin geschrieben: „Ich höre so viel Großes und Außerordentliches von der Braut von Messina, daß ich vor Ungeduld brenne, ihre Bekanntschaft zu machen. Jemand hat es als etwas Sonderbares und Auffallendes bemerkt, daß unser dramatischer Herkules, von den Reizen des schönen Geschlechts bezwungen, gänzlich in die Dienste desselben zu treten scheint, und uns hinter einander mit einer Wittwe Maria von Schottland, einer Jungfrau von Orleans, und einer Braut von Messina beschenkt. Böttiger hat mir versprochen, mich zu benachrichtigen, wenn dieses Stück wieder vorgelesen werde, und ich komme dann in die Stadt, wenn die Luft auch um einen Reaumürschen Grad kälter wäre als der Roman der Frau von Stael" (Delphine).

Jetzt bedurfte es nun solcher Opfer nicht, um sich ähnliche Genüsse zu verschaffen; und deren bot Weimar damals viele dar, welche Göthe theils in Verbindung mit Meier, unter der Firma der Wei-

marischen Kunst-Freunde (W. K. F.), theils in Verbindung mit Schiller bereitete.

Es war Wielanden sehr unangenehm gewesen, daß die Propyläen nicht waren fortgesetzt worden, jetzt aber konnte er sich der durch dieselben veranlaßten, gewiß in ihrer Art einzigen, Kunstausstellungen erfreuen. Die neue Kunstschule der Bühne, auf welcher sich Wolfs ausgezeichnetes Talent damals zu entfalten begann, nahm nicht weniger seine Theilnahme in Anspruch, wenn ihm gleich nicht alles zusagte, ja manches ihn sogar ärgerte, womit Göthe und Schiller damals — experimentirten, bisweilen selbst nicht ohne geheime, aber verheimlichte, Bangigkeit über den Erfolg. Herders Andrastea hielt ihn dann wol für solchen Aerger schadlos.

Alle diese Umstände vereinigten sich, ihm vor der Hand seinen Gleichmuth wenigstens wieder zu geben, der in diesem Jahre nur durch den Tod Herders gestört wurde. Seine schriftstellerische Thätigkeit begann er noch nicht wieder, und schrieb vielmehr zu Ende des Jahres seiner Freundin Laroche, die ihm ihre Liebe-Hütten zugesendet hatte: „Ich bewundere die unerschöpfliche Wärme und Lebendigkeit Ihres Geistes und Herzens, und preise sie darum glücklich; aber dennoch kann ich mich nicht enthalten, zu wünschen, daß es Ihnen und mir selbst endlich

vergönnt werden möchte, auf unsern Lorbern und Myrthen auszuruhen."

Es bedurfte einer besonders aufregenden Veranlassung, ihn zu schriftstellerischer Thätigkeit wieder zu wecken. Diese Veranlassung erhielt er durch die damals vielbesprochene Schrift eines D. Wötzel: Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode; welche Schrift um so größeres Aufsehen erregte, da ihr Verfasser sein Aushängeschild als Philosoph sehr klug benutzt hatte. Da sie dem Herzog von Weimar gewidmet war, so wurde sie auch an dessen Hofe als eine seltene Neuigkeit besprochen, und an einem schönen Sommertage im gesellschaftlichen Kreise vorgelesen. Die mancherlei Bemerkungen, welche dabei von allen Seiten gemacht wurden, die Erwägung des Umstandes, daß von einer solchen Schrift solchen Inhalts in kurzer Zeit drei Auflagen auf einander folgten, und eigne Erinnerungen wirkten bei Wieland zusammen, ihn zu einer Schrift über diesen Gegenstand, der von jeher ein großes Interesse für ihn gehabt hatte, zu bestimmen. Am 30. Oktober 1804 schrieb er Göschen darüber: „Ich arbeite seit etlichen Monaten an einem kleinen Werke, wovon ich aus wesentlichen Ursachen wünsche, und es daher zu einer Bedingung machen muß, daß es besonders, und als ein Buch für sich, im Buchhandel erscheine. Der Titel ist: Euthanasia, oder Gespräche über das Leben nach dem Tode,

veranlaßt durch eine Schrift, betitelt: Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode. — Diese Euthanasia wird aus drei oder vier Dialogen bestehen, wovon der erste und größte vollkommen fertig ist. — Das Ganze wird mich noch bis Ende dieses Jahres beschäftigen."

"Haben Sie doch ja — schrieb er — die Güte, meinen Vorwitz, den Herrn D. Wezel oder Wözel betreffend, so weit sie können, zu befriedigen. Er ist neuerlich in der Jenaischen Litt. Zeit. etwas scharf und beinahe zu derb behandelt worden. Das erste Gespräch meiner Euthanasia gewinnt dadurch desto mehr Interesse."

Dieses erste Gespräch, eine Beleuchtung der Wözelischen Schrift enthaltend, untersucht die Glaubwürdigkeit dieses Berichterstatters, den er nothwendig in eine der drei Klassen, die ihm Zeitlebens so viel zu schaffen gemacht hatten, unterbringen mußte, der Schwärmer — der Mistifizirten — oder der Betrüger. In seiner, obwohl genau und streng angestellten, Untersuchung darüber verfuhr er mit dem angeblichen Philosophen so säuberlich als möglich, seine wahre Meinung aber sprach er gegen Göschen bei Zurücksendung der Korrekturbogen aus. "Ich glaube selbst, schrieb er, das Hr. Doktor oder Magister Wözel durch meine Analyse seines über allen Ausdruck elenden und abgeschmackten Buchs in Reputation kommen wird; aber damit er Ursache habe,

sich dafür bei mir zu bedanken, möchte ich ihm rathen, sich in bevorstehender Messe um Geld sehen zu lassen. Wirklich wäre ein Hermafrodit mit drei Köpfen, sechs Armen und vier Beinen kein sehenswürdigerer Irrthum der Natur, als dieser in seiner Art gewiß einzige Mensch, in welchem Dummheit, Eigendünkel, Pfiffigkeit, Albernheit und Plattheit auf eine Art, die allen Psychologen zu schaffen machen könnte, vereinigt sind. Wer sollte nicht 4 Groschen daran spendiren, ein solches Misgeschöpf mit Augen zu sehen!" *)

Zu einer andern Zeit würde bei Wieland mit diesem ersten Gespräch der Euthanasia alles abgethan gewesen seyn, in seiner jetzigen Lage aber fühlte er eine innere Aufforderung, hiebei nicht stehen zu bleiben. Er selbst hätte seit dem Jahre 1800 viel mit der Geisterwelt zu thun gehabt, und wollte darüber mit sich abschließen.

---

*) Wäre es nicht um der Sache willen, so würde der Verf. dieser Biographie dieses Urtheil Wielands auf sich beruhen lassen, und es verschweigen, daß er Herrn Wötzels — Schulkamerad war. Als solcher kann er die Aehnlichkeit des Portraits bezeugen, und sich auf das Zeugniß aller seiner Schulkameraden berufen. Das Einzige dürfte noch hinzuzufügen seyn, daß Wötzel, der in frühern Jahren in drückender Armuth lebte, späterhin auf Geld einen um so höheren Werth legte.

Wir haben von seinem lebhaften Traume gehört, in welchem ihm sein abgeschiedener Liebling Sophie Brentano erschien. „Das Sonderbare dabei ist — schrieb er — daß ich an dem Abend, in dessen Nacht ich dieses selige Traumgesicht sah, auf Veranlassung eines Blicks auf das Wort Wiedersehen in ziemlich ungläubige Gedanken verfiel, und noch vor dem Einschlafen zu mir selbst sagte: „Wenn Sophie noch lebte, warum sollte es nicht in ihrer Gewalt seyn, mir irgend ein Zeichen, daß sie sich meiner noch erinnere und Antheil an mir nehme, zu geben?" Wäre es — einem andern wenigstens als mir — nicht zu verzeihen, wenn er in Rücksicht dieses Umstandes ein wenig abergläubig wäre, und den Traum für eine unmittelbare Folge einer Annäherung und Einwirkung der Seele Sophiens in die meinige halten würde?"

In Beziehung auf seine abgeschiedene Gattin schrieb er: „Wenn eine Möglichkeit wäre, daß die Geister der Verstorbenen erscheinen könnten, warum habe ich von meiner Gattin, von dieser treuen Seele, nie eine Erscheinung gehabt? Warum, wenn Geister auf unsre Selenorgane wirken können, erscheint sie mir nicht alle Wochen wenigstens einmal im Traum und unterhält sich mit mir, da sie doch weiß, wie unaussprechlich glücklich sie mich durch eine solche Herablassung zur menschlichen Schwachheit machen könnte? Sie kann also nicht, oder sie

darf nicht; und warum sollte es denn nicht mit allen Andern eben dieselbe Bewandtniß haben? — Da ich nun auf diese Fragen keine Antwort habe, so treten auf einmal die Vernunftschlüsse (die sonst das Herz weder zum Schweigen bringen, noch die Einbildungskraft hemmen können,) wieder mit ihrer vollen Kraft ein, und wirken wieder."

Den Zustand, in welchem er sich befand, bis die Vernunftgründe bei ihm selbst wieder wirken konnten, hat er in folgender Stelle geschildert, die zu seiner Charakteristik wesentlich gehört. „Was ich mir, sagt er, von meinem damaligen Gemüthszustand am deutlichsten bewußt bin, ist, daß über ein Jahr lang eine Art von innigem Gefühl, daß sie lebe und mir nahe sey, mich nie verließ; auch dann nicht, wenn ich mit Arbeiten beschäftigt war, wobei die Seele ganz in sich gesammelt seyn muß, um alle ihre Kräfte desto freier und harmonischer zusammenspielen zu lassen. Dieses Gefühl war sehr verschieden von demjenigen, was uns die körperliche Gegenwart einer geliebten Person, mit welcher wir lange gelebt haben, aller Orten wo wir sie zu sehen gewohnt waren, eine mehr oder weniger lange Zeit lebhaft vermissen macht. Dieses letztere Gefühl ist immer schmerzlich; jenes hingegen gewährte mir das einzige Vergnügen, dessen ich damals fähig war. Es war mit keiner mir bemerklichen Täuschung der Einbildung verbunden: ich glaubte

nicht Sie zu sehen oder zu hören; aber mir war, Sie sehe und höre mich. Ich fühlte ihre Nähe in meinem Innern, und kein Dogmatiker noch Skeptiker hätte mir die Gewißheit, daß Sie lebe und Antheil an mir nehme, wegvernünfteln können. Sobald ich allein war, unterhielt ich mich mit Ihr, ohne des ewigen Monodrama's jemals müde zu werden. Sogar unter den literarischen Arbeiten, die mich im ersten halben Jahr den größten Theil des Tages über beschäfftigten, wurde Sie so oft apostrofirt, als ich die Feder auf einen Augenblick niederlegte, ohne daß ich in der vorhabenden Arbeit im geringsten dadurch gestört wurde. Im Gegentheil, dieses Gefühl ihrer geistigen Nähe hatte die Wirkung auf mich, welche die Griechischen Dichter dem Anhauch einer Muse zuschrieben; es belebte meine Lebensgeister, und stärkte meinen Kopf, nicht weniger als mein Herz, kräftiger als das beste Kordial; ja, ich bin überzeugt, daß ich ohne dasselbe damals nicht nur nichts Erträgliches hervorbringen, sondern das Daseyn selbst schwerlich hätte ertragen können. — — — Daß meine Phantasie, bei einer solchen Gemüthsstimmung, Sie mir nie in sichtbarer Gestalt vor Augen stellte, da doch vielleicht nur ein einziger Grad höherer Spannung dazu vonnöthen war, darüber würde ich mich selbst wundern, wenn es nicht zu den Eigenheiten meiner Einbildungskraft (die überhaupt nie sehr feurig war)

gehörte, daß sie nur die individuelle Gesichtsbildung und Gestalt der Personen, die ich am meisten liebte, sogar in meiner Jugend, nie so lebendig und mit so scharfen Zügen vorbilden konnte, daß ich, wenn ich ein Maler gewesen wäre, nach dem Bilde, das mir von ihnen in der Phantasie vorschwebte, ein sehr ähnliches Portrait hätte zu Stande bringen können. Dies war nun auch der Fall bei Ihr, die ich inniger als je eine andere geliebt hatte; und daher erkläre ich mir auch, warum ich Sie so selten in Träumen sah. Denn wiewohl mir ihre geistige Gegenwart sehr wohlthätig war, so gestehe ich doch daß es Augenblicke gab, wo mir daran nicht genügen wollte, so daß ich Sie nicht selten mit dringenden Bitten bestürmte, mir im Traum zu erscheinen, da dies doch die einzige Möglichkeit Sie wiederzusehen sey. — Ich kann aber nicht sagen, daß Sie mir diese Gefälligkeit nur ein einziges Mal erwiesen; auch dann nicht, wenn ich mein Möglichstes gethan hatte, ihr die Mühe dadurch zu erleichtern, daß ich meine Phantasie mit Erinnerungen an die schönsten Scenen unsers Lebens zu erwärmen suchte. Indessen störte mich dies wenig in jenem wohlthätigen Gefühl Ihrer unsichtbaren Nähe, und ich wußte mir allerlei Gründe anzugeben, warum Sie meine Bitte nicht erfüllen wolle, wenn Sie es auch könnte. Kurz, ich gewöhnte mich an den Gedanken, daß, seit ihrem Verschwinden aus der sichtbaren Welt, keine

andre als eine geistige Gemeinschaft — as soul approches soul, wie ein Englischer Dichter sagt — zwischen uns möglich sey. Ich suchte mich nun durch die Vorstellung zu entschädigen, daß Sie, die einst mein guter Engel in irdischer Gestalt gewesen war, nun eben dieses Verhältniß gegen mich und die Ihrigen unsichtbarer Weise fortsetze; und es wurde mir um so leichter, diese Vorstellung lebendig zu erhalten, da ich ein sonderbares Vergnügen daran fand, jeden meiner bessern Gedanken Ihrer Eingebung, und jedes noch so kleine glückliche Ereigniß meines Lebens Ihrer Leitung und Mitwirkung zuzuschreiben. — Auch jenes selige Gefühl aber, nachdem es über ein volles Jahr in fast gleicher Stärke gedauert hatte, unterlag endlich dem Einfluß der Zeit und der Zerstreuungen des Lebens, verlor unvermerkt von seiner Lebhaftigkeit, und zog sich endlich in die Masse jener dunkeln Gefühle zurück, deren wir uns zwar gewöhnlich nicht bewußt sind, die aber durch die geringste Veranlassung alle Augenblicke wieder hervorgerufen werden, und die Kraft, womit sie auf unser Gemüth wirken, nie ganz verlieren."

Man wird gestehen, daß kein Mensch mehr innere Veranlassung haben konnte, über die in Frage stehenden Gegenstände nachzudenken, als Wieland; und man wird es sehr natürlich finden, wenn er, nach den Selbsterfahrungen seines Lebens urtheilend, gegen alle Geistererscheinungen sich erklärt, und

die Entstehung der Sagen davon alle zurückführt auf jenes Gefühl oder jenen gefühlähnlichen Wahn, daß eine verstorbene Person noch da sey, der natürlicher Weise allen Erinnerungen an dieselben einen höhern Grad von Lebhaftigkeit und Wärme leihe, welches beides die Einbildungskraft spanne, und bei schwerblütigen oder nervenkranken Personen auch wol überspanne; wozu es dann nur einiger weniger Fälle bedürfe, wo der individuelle Nervenzustand bei Personen von starker Einbildungskraft die Idee eines Verstorbenen bis zur Anschaulichkeit außer sich erhöht hatte. An allem diesem, und was sonst von Gründen gegen die Möglichkeit von Geistererscheinungen noch folgt, wird wol Keiner — auch wenn er sich verwundern sollte, daß gerade der Verfasser der Briefe Verstorbener an ihre hinterbliebenen Freunde es ist, der, in seinem hohen Alter, alle diese Gründe aufstellt —, er müßte denn gar zu sehr auf Jung-Stilling geschworen haben, ein Aergerniß nehmen; wol aber haben Manche es an andern Aeußerungen der Euthanasia genommen. Wieland breitete sich nämlich bei dieser Gelegenheit auch über Unsterblichkeit überhaupt und über persönliche Fortdauer der Seele nach dem Tode aus, und brachte da manche Einwürfe vor — gegen die gewöhnlichste und beliebteste Vorstellungsart davon, welches aber am meisten verhindert zu haben scheint, seine Aeußerungen darüber aus dem richtigen Gesichtspunkt zu betrachten.

Die Beurtheilung, wenn sie richtig seyn soll, muß von der Erklärung Willibalds, d. i. Wielands selbst, ausgehen, wo er sagt: „Ich hoffe du kennst mich zu gut, als daß du mir die Absicht zutrauen könntest, irgend eine gute Seele durch meine Behauptung in ihrem Glauben irre machen zu wollen. — — Ich bin weit entfernt das ewige Leben unsers Geistes zu leugnen: aber, da wir uns, unversehens und auf die unschuldigste Weise von der Welt, in so ziemlich starke Zweifel an der Realität des gemeinen Begriffs von der Persönlichkeit nach dem Tode verwickelt fanden, glaubte ich etwas sehr Menschenfreundliches zu thun, wenn ich euch zu überzeugen suchte, der Verlust, womit wir uns bedroht sehen, dürfte wol vielmehr Gewinn als wahrer Verlust für die Menschheit seyn. Daß unser eigentliches, den Tod überlebendes Ich, dadurch, daß es aufhört der individuelle Mensch zu seyn, den es im vorigen Leben vorstellte, nichts Bedeutendes verliere, denke ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben. Nun hoffe ich euch zu überzeugen, wie parador meine Behauptung auch klingen mag, daß wir in unserm gegenwärtigen Menschenleben an Humanität und echtem Lebensgenuß sehr viel gewinnen würden, wenn der Sadduzeische Glaube, daß der Tod allen unsern jetzigen Verhältnissen und Verbindungen ein Ende mache, allgemein werden könnte."

Dieses könnte ist hiebei nicht zu übersehen;

und wer diese Aeusserung bestreiten will, der kann nur von der Frage ausgehen: warum dies nicht kann? Bei Beantwortung dieser Frage würde manches zur Erörterung kommen, was die Gegenredner in der Euthanasia nicht in Anregung gebracht haben. Uebrigens aber ist Wieland ganz auf dieselbe Weise zu vertheidigen, auf welche Delbrücks Scharfsinn Schillers Worte:

> Du hast gehofft: Dein Lohn ist abgetragen,
> Dein Glaube war dein zugewognes Glück:

zu vertheidigen gewußt hat. Wieland hielt in der That gewisse Anwendungen von dem moralischen Glaubensgrunde an Unsterblichkeit für schädlich, und mochte es nicht leiden, daß man wegen zu hoffender Vergeltung unsrer Tugend an ein künftiges Leben glaube, weil die reine Tugend sich selbst Lohn sey, und vielleicht kaum die reinste Tugend einen Lohn verdiene. Was ihn aber besonders mistrauisch gegen alle Anweisungen auf die Glückseligkeit eines andern Lebens machte, das war der schändliche Misbrauch, den die Gewaltigen der Erde von ihm gemacht hatten, die es gar bequem und trefflich gefunden, für die geraubten Freuden dieses Lebens mit solchen Anweisungen auf ein künftiges zahlen zu lassen. Aus demselben Grunde konnte er auch nicht leiden, daß man die Vervollkommnung der Menschheit in eine Periode hinausschieben

wollte, wo der Mensch alles andere eher ist als ein Mensch; Vervollkommnung der Menschheit betrachtete er durchaus als den letzten Zweck im gegenwärtigen Leben, und auf diesen müsse alles Wirken und Streben aller menschlichen Kräfte gerichtet werden, damit der Mensch endlich zum wirklichen Besitz alles dessen gelange, was nothwendige Bedingung seiner Bestimmung ist, nämlich zu dem wirklichen vollständigen Besitz aller Rechte eines vernünftigen Wesens. Mit der Glückseligkeit, meinte er, werde es sich dann wol von selbst besser finden, als es sich gefunden, so lange man denen, welche Vernunft predigten, den Mund verstopft habe. — In solcher Ueberzeugung behauptete er nun auch in der Euthanasia, es möge vielleicht besser gewesen seyn, wenn die Menschen nichts anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die letzte Linie und das eigentliche Ende ihres Menschenlebens sey.

Selbst das Gefühl der Liebe aber, welches am meisten gegen eine so trostlose Ueberzeugung sich sträubt, wußte er dafür in Anspruch zu nehmen; denn bei dieser Ueberzeugung, sagt er, „würden wir milder, menschlicher, mitleidiger, nachsichtiger gegen Andre, und vornehmlich weit zarter, aufmerksamer und behutsamer in unserm Benehmen gegen diejenigen seyn, mit denen wir durch engere Bande der Freundschaft und Liebe zusammenhangen. Einen

starken Beweis, daß ich mich in dieser Meinung nicht täusche, scheint mir eine Erfahrung abzugeben, welche vermuthlich die meisten, die einer geliebten Person durch den Tod beraubt wurden, gemacht haben. Wie lebhaft wir uns auch bewußt seyn mögen, diese Person innigst geliebt und unsrer Absicht und Meinung nach Alles gethan zu haben, was sie davon überzeugen und unserm eigenen Herzen hierin ein Genüge thun konnte; so erwachen doch, wenn sie auf immer für uns verloren ist, tausend quälende Vorwürfe in unserm Innern, daß wir viel mehr, unendlich mehr hätten thun können und sollen, und unsre Einbildungskraft vereinigt sich mit unserm Gewissen, uns an unzählige besondre Fälle zu erinnern, wo wir uns ganz anders benommen hatten, als sie von uns zu erwarten berechtigt war, und als unfehlbar geschehen wäre, wenn uns in dem Augenblick, da wir fehlten, der Gedanke des Todes und einer ewigen Trennung vorgeschwebt hätte."

Gewiß würde dies alles bei einem Menschen von Zartgefühl der Fall seyn; aber auch nur bei diesem. Eben so gewiß wird der gute Mensch keines von der Unsterblichkeit hergenommenen Motivs zum Guthandeln bedürfen. Wieland, der dieses Zartgefühl hatte, und der ein guter Mensch war, konnte daher, weil er seine Individualität zum Maasstab für das Allgemeine nahm, sich leicht bewogen finden zu dem Wunsche, daß man mehr an die Eu-

thanasia, das ruhige Hinscheiden des Guten, als an die Athanasia, die Unsterblichkeit, denken möge. Seine jetzt ausgesprochene Meinung mag mit anderwärts von ihm geäußerten in Widerspruch stehen, seine Gesinnung aber verleugnet sich auch hier nicht, und bei allem, was er als problematisch dahin gestellt seyn ließ, stand ihm das Eine, was er nie aus dem Auge verloren, unwandelbar fest. „Ich, sagte er, kenne kein anderes Mittel, um mit Ruhe und fröhlichen Erwartungen an den Tod zu denken, als das Geheimniß des alten Sokrates, das Bewußtseyn eines wohlgeführten Lebens. Erinnere Dich der tiefen Ruhe, womit unsere Fannia *) — in welcher auch nicht ein Fünkchen Schwärmerei jemals geglommen hatte — dem Tod entgegen sah! Das Bewußtseyn, daß man nie Böses, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, setzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verspricht, nennen möchte. Wer sich in diesen Augenblicken Gutes bewußt ist, traut der ganzen Natur Gutes zu, ist ohne Furcht und Sorge für die Zukunft, und erwartet gelassen und getrost was da kommen wird. Eine solche Seele senkt

*) Unter diesem Namen ist in der Euthanasia von Wielands Gattin die Rede.

sich, wie ein Kind in den Busen der Mutter, mit voller Zuversicht in den Schooß des Unendlichen, und schlummert dann unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin sie nie wieder erwachen wird. Dies ist, nach meiner Ueberzeugung, im reinsten Sinne des Wortes, was meine alten Griechen Euthanasia nannten, die schönste und beste Art zu sterben; und da sie von einer Bedingung abhängt, die immer in unsrer Gewalt ist, warum sollten wir uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? — Zwar sehe ich nicht, warum wir, in schwächern Augenblicken nicht befugt seyn sollten, mit der liebenswürdigen Elisa Rowe den süßesten Träumen der Fantasie und des Herzens nachzuhängen, oder mit Eduard Young auf die erhabensten Ahnungen eines über die Sinnenwelt emporstrebenden Geistes zu horchen: aber von allem, was guten Menschen gewiß ist, das Gewisseste, bleibt doch immer, daß sie sich nicht betrügen können, wenn sie in ruhiger Ergebung, und gleichsam mit geschlossenen Augen, bis zum letzten Athemzug, das Beste hoffen."

Die ganze Euthanasia war übrigens eine wahre Herzenserleichterung für Wieland, insbesondere aber folgende Erklärung in derselben.

„Alles Wünschenswürdige erwarte ich von den Fortschritten der Nachwelt. Des guten Samens ist

viel ausgestreut, und ein Theil wenigstens wird aufgehen und Früchte bringen. Die Menschheit, wie langsam auch ihre aufsteigende Bewegung seyn mag, wird sich mit immer wachsender Geschwindigkeit von jeder erstiegenen Stufe zu einer höhern erheben, und auf jeder sich irgend eines ihr noch anhängenden gemeinschädlichen Vorurtheils, Irrsals und Misbrauchs entledigen. Die Religion ist das Palladium der Menschheit, oder vielmehr, sie selbst ist die reinste, höchste Humanität, steht durch sich selbst, und bedarf keiner stützenden Rohrstäbe. Jede Verfinsterung, durch welche das Menschengeschlecht schon gegangen, zog auch um ihre himmlische Gestalt einen düstern Nebel, der sie hinderte, ihm ihr Licht und ihre Wärme mitzutheilen. Aberglauben, Schwärmerei, Magie, Dämonism, Möncherei, und wie sie alle heißen jene der Menschheit feindselige Geister, sie setzten sich im Dunkeln an ihren Platz, und wirkten, längere oder kürzere Zeit, unter ihrem (der Religion) Namen — was sie vermöge ihrer Natur wirken konnten. So wie die Menschheit sich der Quelle des Lichts wieder näherte, trat auch die Religion wieder aus dem Nebel hervor, erhob sich mit ihr, und wird sich von einer Lichtstufe zur andern so lang erheben, bis sie dereinst in ihrer ganzen Schöne über unsern glücklichen Nachkommen stehen und die ganze Fülle ihrer wohlthätigen Einflüsse auf sie herabschütten wird. —

Möchte diese Zeit näher seyn, als einige Zeichen von böser Vorbedeutung besorgen lassen!"

2.

Zu den Zeichen von böser Vorbedeutung, bei denen Wieland den Kopf gar oft bedenklich zu schütteln Gelegenheit fand, rechnete er eine neue naturphilosophische Begründung des Aberglaubens, welcher medizinische Charlatanerie auf dem Fuße folgte, und nach welcher baldige neue, auch theologische Wunderkuren voraus zu sehen waren; denn was ließ sich nicht schon alles von der Fernseherei und Fernfühlerei bei der neu erprobten Kraft der Wünschelruthe erwarten! Dem Glauben an dies alles sah er bei kindlichen Gemüthern trefflich vorgearbeitet durch die immer offener katholizirende Aesthetik, eine immer gespenstischer werdende Romantik, und die von einer falschen Theorie geleitete Schicksalstragödie.

Um alles beisammen zu haben, durfte er sich nur an die von A. W. Schlegel — in Berlin — gehaltenen, und in seines Bruders Europa abgedruckten, Vorlesungen erinnern. Da hatte man es gar kein Hehl, daß die Reformazion, von wel-

cher die Aufklärung herstammt, sehr verderblich auf Europa gewirkt habe. Die Reformatoren wurden insbesondre auch darum getadelt, weil sie „die Nothwendigkeit und Bedeutung einer sinnbildlichen Entfaltung der Religion in Gebräuchen und Mythologie verkannten.“ Die Buchdruckerkunst hätte, — nachdem durch sie die klassischen Autoren verbreitet waren — „nur wieder untergehen mögen.“ — Der Grundfehler der Aufklärung ist, daß sie „gar keine Ehrerbietung vor dem Dunkel hat.“ — „Den Vorstellungen von Zauberei, sympathetischen Wirkungen u. dergl. liegt die höhere Ansicht der Natur zum Grunde.“ Darum sollen nun auch Magie und Astrologie wieder hergestellt werden. „Die dynamische Einwirkung der Gestirne, daß sie von Intelligenzien beseelt seyen, und gleichsam als Untergottheiten über die ihnen unterworfenen Sphären Schöpferkraft ausüben; dies sind unstreitig weit höhere Vorstellungsarten, als wenn man sie sich wie todte, mechanisch regirte Massen denkt. Gewiß erhebt es den Menschen mehr, dem der Anblick der Gestirne nur darum gegönnt zu seyn scheint, um ihn über das Irdische zu erheben, wenn er überzeugt ist, daß sie sich auch individuell um ihn bekümmere, als wenn er sich für einen bloßen glebae adscriptus, einen Leibeigenen der Erde, hält. Die Beziehung der Planeten auf die Metalle und so manche verworfene Vorstel-

lungsarten der Astrologie werden durch gründlichere Physik wieder emporgebracht."

Bei solcher dünkelsüchtigen Mittelalterei sah Wieland anstatt der Herderschen Aurora für das neunzehnte Jahrhundert die Jakob Böhmische wieder aufgehen, und er schüttelte den Kopf um so mehr, wenn etwa ein Besuch von dem eifernden Voß, der damals in Jena lebte, ihm den Kopf über alles dieses recht warm gemacht hatte, und wenn er verächtlich oder mitleidig alle, die mit jenem Wesen sich nicht befassen mochten, gemeine Naturen schelten hörte, in denen das Höhere nicht aufgegangen sey.

Mit Vergnügen sah er daher solche schriftstellerische Anstalten, welche von allem diesem Spuk sich frei erhielten; und weil er dieses von einem Journal für teutsche Frauen, welches zwei von ihm sehr geschätzte Schriftsteller, Rochlitz und Seume, von dem Jahr 1805 an bei Göschen herausgaben, mit größter Zuversicht erwartete, so ließ auch er, so wie Schiller, sich sehr gern als Herausgeber mit nennen. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen nicht ganz. Man höre nun aber hierüber ihn selbst.

An Göschen im Januar 1805. „Mein langes Stillschweigen, lieber Göschen, läßt Sie ohne Zweifel leicht voraus sehen, daß es mich schwer ankomme, Ihnen von dem ersten Stück Ihres Journals unverhohlen meine wahre Meinung und die sehr ungünstige Wirkung, die es auf die sämmtlichen Damen

und Herrn von meiner hiesigen Bekanntschaft gemacht hat, eröffnen zu müssen — und schon damit allein habe ich alles gesagt. Mir schwante gleich nichts Gutes, als Sie mir von einer Buchhändlerischen ratio status sprachen, welche Sie nöthigte mit dem ersten Stück zu eilen. Eilen thut nun einmal kein Gut. Was mir am meisten Leid thut, ist, daß Sie (um Ihre Eile gegen die leisen Vorwürfe des bessern Genius zu rechtfertigen) sich selbst über die Beschaffenheit dieses ersten Stücks eine Illusion machen, die mich in Verlegenheit setzt, wie ich Ihnen meine Meinung von der Sache glimpflich genug sagen könne. Aber die Wahrheit muß nun einmal heraus. — Außer dem trotzigen Gustav, der Ballade, dem Liede von Karoline Rudolphi und Ihrer als Zugabe angehängten Idylle ist nichts, was dazu geeigenschaftet ist, von diesem neuen Journal eine vortheilhafte Meinung zu erwecken und Leserinnen von feinem Gefühl und Geschmack anzuziehen und zu befriedigen. Einige Aufsätze würden eins der folgenden Hefte nicht verunziert haben, ob sie gleich für den Debüt des Journals nicht gut genug waren. Aber die Wanderer im Geisterreiche!!! — Und ein in jeder Betrachtung so jämmerliches Machwerk soll nun sogar für die Hauptschüssel des ganzen Traktaments gelten, und füllt nicht weniger als 86 Seiten. Wer ist diese Luise Brachmann, die sich so herzhaft dazu bekennt? Und wenn sie die Verfasserin

der Ballade ist, in welcher unglücklichen Stunde ist sie von einem so widerlichen Wechselbalg, wie dieses so ganz verunglückte Mährchen, entbunden worden. — Doch wozu das alles? Was geschehen ist, das ist nun einmal nicht zu ändern. — Der erste Heft, aufgeführt von Wieland und Schiller, Rochlitz und Seume hat nun einmal seine Erscheinung im Publikum gemacht, und wer sich am schlimmsten dabei befinden wird, ist, fürchte ich, mein Freund Göschen. Avertant omen Superi! denn das wollen die Götter nicht, daß es allenthalben eine so schlimme Aufnahme finde, wie in Weimar, wo nichts als einiger Respekt vor den beiden Vorreitern die bösen Zungen zurückhält, sich in Spöttereien und Sarkasmen ohne Ende zu ergießen, — welche zwar freilich blos dem (zuerst wie natürlich) gelesenen Mährchen der Luise Brachmann gelten, aber am Ende doch auch alles übrige, was von ihren narkotischen Schatten bedeckt wurde, in das allgemeine Verdammungsurtheil mit hineinzogen. — Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt mit Schillern ausführlich von der Sache zu sprechen. Er expektorirt sich vielleicht nicht so frei darüber gegen Sie als ich — dem es unsre vieljährige Freundschaft zur Pflicht macht, Ihnen, wo es seyn muß, auch unangenehme Wahrheit zu sagen. Aber so viel ich aus etlichen Worten, die er in einer großen Assamblée, wo wir uns bei der Erbprinzessin sahen, gegen mich fallen ließ, schließen kann, sieht er

die Sache in eben dem Licht wie ich — und in der That ist es nicht wohl möglich, daß wir beide sie in einem andern Lichte sehen. — — Verzeihung, lieber Göschen, daß ich so lange auf dieser häßlich schnarrenden Saite verweilt habe. Aber ich gestehe, es ist mir zu schmerzlich, daß es so kommen mußte, da ich die Folgen voraus sehe. Jedermann beurtheilt ein neu herauskommendes Journal (zumal wenn es Vier bekannte Namen als Schildhalter aufstellt) nach dem ersten Stück. Mit welcher Stirne können wir nun solche Frauen wie Mad. Harmes (ci-devant Berlepsch), Brun, Frau v. Wollzogen und ihresgleichen einladen mit der Verfasserin der Wanderer im Geisterreich in Compagnie zu treten? — Gewiß ist, daß eine Reihe von Heften mit sehr vortrefflichen und glänzenden Stücken angefüllt dazu gehört, um wieder gut zu machen, was diese fatale Luise Brachmann verdorben hat. Verlassen wir uns ja nicht zu sehr auf den seit einigen Jahren in Teutschland, dem Anschein nach, weit und breit herrschenden Ungeschmack! Es gibt der Leute von richtigem Urtheil und zartem unverdorbenem Gefühl für das wahre Schöne noch ziemlich Viele, und am Ende behält ihre Stimme doch immer die Oberhand. — — Ich hätte Ihnen noch über Verschiedenes zu schreiben, aber ich besorge, Sie in eine solche Stimmung gesetzt zu haben, daß es klug seyn wird, die Feder für dies mal nieder zu legen, und nichts hinzu zu thun als die Versicherung,

daß ich allen Luisen Brachmann der Welt zu Trotz, nie aufhören werde von ganzem Herzen der Ihrige zu seyn."

Die folgenden Hefte gaben ihm immer bessere Stimmung und er söhnte sich endlich auch mit der armen Luise Brachmann wieder aus. „Von gleicher Güte, schrieb er, kann nicht alles in einer Zeitschrift seyn, und soll es auch nicht seyn; Niemand kann verlangen, daß er an einer großen Tafel alle Schüsseln ausschließlich nach seinem besondern Geschmack und für seinen Gaumen allein zubereitet seyen; es ist genug, wenn nichts, das Nase und Zunge beleidigt, aufgetischt wird, und jeder Gast wenigstens Ein Gericht findet, das ausdrücklich für ihn gekocht zu seyn scheint."

Das erste Heft des zweiten Jahrganges aber setzte ihn von neuem in Wallung durch eine Erzählung mit dem Motto aus Schiller: Der Mensch versuche die Götter nicht! Wielanden, der sich schon im Amadis so lebhaft gegen jeden Romantischen Busiris erklärt hatte, mußte diese Erzählung um so mehr abstoßen, da sie auf etlichen 20 Seiten in der That alles zusammengedrängt hat, was man in einer Schicksalstragödie voll gespenstischer Romantik nur immer Abergläubisches und Schauderhaftes verlangen konnte; noch weit ärgerlicher aber war ihm der Umstand, daß diese Erzählung einen Verfasser hatte, von welchem eine solche Verirrung ihm ganz uner-

wartet kam, und der auch in der That seiner schönen Natur Zwang angethan haben muß, um dieses, — späterhin gewiß von ihm selbst belächelte oder bereute, — Kunststück zu Stande zu bringen. Der Verfasser dieser Erzählung war kein Andrer als — Rochlitz.

Wieland schrieb darüber: „Sagen Sie mir ums Himmels willen, wie kommt Rochlitz dazu, ein solches Produkt mit seinem Namen zu sanktioniren, und es grade im ersten Heft des neuen Jahrgangs auszustellen? Sie glauben nicht, wie sehr unser Freund sich selbst und dem Journal durch dieses Sinn- und Zwecklose Ding Schaden gethan hat. Aber das sind die Früchte der neumodischen Aesthetik! Das Unbegreifliche ist nur, wie ein so trefflicher Kopf sich von dem Schwindelgeist der Zeit bethören lassen kann. Und was muß die kleine Zahl der Leute, die ihre Knie nicht vor dem Baal gebeugt und aus der besseren Zeit des 18ten Jahrhunderts noch einen gesunden Kopf und Sinn für das wahre Schöne gerettet haben, von mir denken, dessen Name auf dem Titelblatt des Journals, wo nicht die Güte solcher Aufsätze zu garantiren, doch wenigstens meinen denselben gegebenen Beifall zu beurkunden scheint? — Ich habe dem Herrn Hofrath Rochlitz meine Meinung von der Sache, zwar bescheiden genug, aber doch unverblümt geschrieben, und bin sehr begierig zu hören, durch was für Raisonnemens er eine solche Hirngeburt rechtfertigen will, von der sich schlechterdings

nicht begreifen läßt, was für eine Tendenz sie in einem für bereits gebildete oder noch zu bildende Weiblein bestimmten Lesebuch haben soll oder kann. Was für Wunderdinge werde ich noch erleben, wenn das so fortgeht! Gott besser's!"

Rochlitz hatte Wielanden noch im ersten — Vatergefühl für seine Rosa geantwortet, und Wieland schrieb hierauf, vielleicht auch zu empfindlich, an Göschen: „Schon mehr als einmal fühlte ich mich zu der Bitte gedrungen, daß Sie meinen, ohnehin sehr entbehrlichen und (wie Sie selbst am besten wissen müssen) im 19ten Jahrhundert nichts mehr bedeutenden Namen auf dem Titel Ihres Journals künftig weglassen möchten. Ich habe dazu einen leicht zu errathenden zweifachen Grund: 1) weil ich an diesem Werke gar keinen aktiven Antheil habe, und 2) weil mein Name auf dem Titelblatt wenigstens eine stillschweigende Billigung aller darin vorkommenden Aufsätze andeutet, und mich also auch gewissermaßen für alle verantwortlich macht. — — —. Ich bitte Sie, mein lieber alter Freund, überlegen Sie meine Bitte kaltblütig von allen Seiten, und Sie werden nicht nur finden, daß ich wohl berechtigt, ja in gewisser Hinsicht, sowohl um meiner Selbst, als um des Herrn H. R. Rochlitz willen, nothgedrungen bin, Sie um meine Entlassung zu bitten: sondern es wird Ihnen auch klar einleuchten, daß Rochlitzens Name berühmt genug ist, um das Journal unter sei-

ner und allenfalls Seume's Firma allein gehen zu lassen. — — Und wird nicht bloß allein mein hohes Alter und meine Entfernung von Leipzig einen Beweggrund an die Hand geben, den alle Teutschen vom Lande Hadeln bis zu den Rhätischen Alpen für vollgiltig annehmen werden? Nochmals, bester Göschen, beherzigen Sie alles, und legen Sie besonders das gehörige Gewicht auf den Umstand, daß Rochlitz dadurch von einer Art von Gêne, die seinem Poetischen Genius künftig nicht anders als lästig fallen müßte, freigemacht würde, wenn er bei seinen Produkten ganz unbesorgt zu seyn brauchte, was der alte, seiner zweiten Kindheit sich täglich mehr nähernde, Wieland dazu sage. Denn bei der entschiedenen Unverträglichkeit unserer Begriffe über das ästhetisch-Schöne und Gute könnten der Fälle, wie der mit der Rosa, noch öfter vorkommen."

Noch einmal kam er auf dieses, wie er es nannte, zur Novelle geadelte Päpistische Volksmährchen zurück. „— — — Lassen Sie also, so schrieb er an Göschen, meinen unschuldigen Namen immer unter Rochlitz und Seume, die ich beide aufrichtig hochschätze, so lange stehen als es Ihnen gefällig ist; ich ersuche Sie sogar darum, da ich billig besorgen müßte, daß es Ihrem Freunde Rochlitz in dem schiefen Verhältniß, worin wir — durch das fatale Gelübde einer frommen, aber höchst thörichten, Christkatholischen Mutter, durch den häßlichen Despotismus,

Bei einer ähnlichen Gelegenheit schrieb er Göschen: „Aber wer vermag etwas gegen den Strom der Zeit? und gegen die Anlockungen glänzender Irrlichter? Verleihe uns Gott eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe — betete schon der alte Juvenal, und ich sage dazu ein herzliches Amen!“

3.

Da er eben so wenig mit dem Strome schwimmen wollte und konnte, als gegen denselben anzustreben noch Kraft genug in sich fühlte, so zog er sich aus dem Chor der Schriftsteller gänzlich zurück. An den Aristipp ward allerdings eine Zeit lang noch gedacht, und vielleicht wäre dieser auch noch vollendet worden, wenn nicht in jener Zeit der mahnende Freund Böttiger Weimar mit Dresden vertauscht hätte. Wieland fand öfters Ursache seinen Verlust, in persönlicher und litterarischer Hinsicht, zu beklagen; und wenn er bisweilen, seines undeutlicher werdenden Gedächtnisses wegen, mit großer Mühe etwas zusammen suchte, seufzte er: Ja, der Böttiger fehlt! Der hat, glaub' ich, mein ganzes Gedächtniß mit nach Dresden genommen! — So wurde denn, von dieser Zeit, an den Aristipp nicht weiter gedacht. Ganz unthätig zu bleiben und seiner gewohnten litte-

rarischen Thätigkeit gänzlich zu entsagen, wäre ihm aber unmöglich gewesen, und so entschloß er sich zur Ausführung eines Planes, den er schon vor 20 Jahren mit sich herumgetragen hatte.

Bereits im Jahre 1790 hatte er Göschen geschrieben: „Ihren Wunsch, die Briefe des Cicero von Jemand, den Sie nicht nennen, ins Teutsche übersetzt zu erhalten, finde ich sehr natürlich; ob Sie aber die über alle Maaßen große Schwierigkeiten eines solchen Werks, wenn es, ohne sich an dem Genius des großen Römers zu versündigen, ausgeführt werden soll, in ihrem ganzen Umfang so sahen, wie unser einer, daran zweifle ich, mit Ihrer Erlaubniß. Indessen gestehe ich Ihnen im Vertrauen, daß ich schon ziemlich lange den Gedanken, dieses litterarische Abenteuer zu wagen, mit mir herumtrage, und daß wol noch Ernst daraus werden könnte. Nur dürfte und möchte ich, nach der traurigen Erfahrung die ich mit Lucian gemacht, und die mir einige Jahre an meinem Leben kostet, mich in Absicht der Zeit und der Folge der Bände zu Nichts verbindlich machen. Daß eine Art von Kommentar dazu gehört, der die Arbeit dreifach erschwert und vermehrt, brauche ich kaum zu bemerken.“

Jetzt, in einer gewaltig bewegten Zeit, machte er sich mit dem Gedanken dieser Arbeit immer vertrauter, und scheute sich um so weniger vor den wohlbekannten Schwierigkeiten, da er überzeugt war,

die Mühe zur Besiegung derselben werde ihn leichter über eine Zeit hinwegbringen, in welcher der Drang der Weltbegebenheiten auch sein Gemüth heftiger aufregte, in seinem Leben aber Freuden mit Leiden unaufhörlich abwechselten.

Das Ende des Jahres 1803 brachte ihm die Trauer über Herders Tod. Der November des Jahres 1804 brachte ihm die Freude, den Erbprinzen als beglückten Gemahl an der Hand der liebenswürdigsten Kaiserstochter in das stille Thal der Ilm, begleitet vom Jubel eines liebenden Volkes, einziehen zu sehen. Den Genius des Schönen, der, umringt von der Schaar der Künste, so gern in dem stillen vertrauten Thale weilte, ließ Schiller damals mit Recht sagen:

Ein schönes Herz hat bald sich heim gefunden,
Und schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt;
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft, und fest sich kettet,
So rankt das Edle sich, das Treffliche,
Mit seinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande,
Wo man beglückt, ist man im Vaterlande.

Wieland war unter den vorzüglich Beglückten, denn er gehörte zu denen, die schon an der Newa Strande Ihr nicht fremd gewesen waren. Je mehr er aber von Tag zu Tag Gelegenheit hatte, Geist

und Charakter der edlen Großfürstin sich entfalten zu sehen, desto mehr erfreute er sich des neuen Glücks, auch Ihrer Huld und Gnade in einem besondern Grade gewürdigt zu werden. Die schönen Verhältnisse, die sich jetzt in dem fürstlichen Familienkreise anknüpften, das neue Leben, das wie ein heiterer Morgen anbrach, der einen schönen Tag verkündigt, erheiterten ungemein den Abend seines Lebens.

Der Frühling von 1805 brachte ihm neuen Schmerz, denn in ihm mußte er auch Schillers glänzendes Gestirn untergehen sehen, und er war voll Besorgniß für Göthe. „Ich kann mir vorstellen, schrieb er den 6. Juni an Göschen, welche Sensazion die Nachricht von Schillers Tode in Leipzig gemacht haben muß. Nach Herdern, und so lange uns Göthe noch erhalten wird, konnte Teutschlands Litteratur keinen empfindlicheren Verlust erleiden. Wollte Gott, daß wir nur nicht auch über den Einzigen, der uns darüber trösten kann, noch immer in Sorgen schweben müßten! Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie leicht mir ums Herz würde, wenn ich gewiß seyn könnte, diesen Fall nicht zu erleben. Indessen nimmt doch die Hoffnung täglich zu, daß seine treffliche Natur das Uebel, das ihn schon zweimal in diesem Jahr dem Tode nahe gebracht, zuletzt doch, wo nicht gänzlich besiegen, wenigstens so modifiziren und dämpfen werde, daß seine Freunde und die Welt seines Daseyns in unsrer Mitte noch lange genießen,

Prol. 4880 1805

und sich noch manche Früchte seines herrlichen Geistes versprechen können." — Ueber sich selbst schreibt er: „Einen so strengen und fast ununterbrochen bis zu diesem 6. Juni fortdauernden Winter habe ich in 72 Jahren nicht erlebt, und ich wundere mich alle Tage, wie es zugeht, daß eine so zarte Maschine wie diejenige, an die mein Daseyn gebunden ist, eine solche unbarmherzige Witterung mit so wenig Beschwerden, als ich in der That diese Zeit her gefühlt habe, auszudauern vermögend gewesen ist."

Am 31. Jannar 1806 schrieb er demselben: „Sie haben einen harten Stand gehabt, und wenn der liebe Gott, wie man sagt, diejenigen am meisten züchtigt, die ihm die liebsten sind, so möchte ich wol wünschen daß er Sie ein bischen weniger lieb hätte. Wiewohl das letztere (dermalen wenigstens) mein Fall gewesen ist, so bin ich doch während der ganzen Zeit auch nicht auf Rosen gelegen. Doch ist bis jetzt alles noch so erträglich abgegangen, und wir halten uns mit der Hoffnung besserer Zeiten von einem Tage zum andern hin, wiewohl uns diese Zauberin so lange schon gefoppt hat, daß wir ihr gar nichts mehr glauben sollten. Einen frohen Augenblick gewährt uns indessen doch der morgende Abzug der 21,000 Beschützer, die wir — mit der ganzen Natur und allen Europäischen Mächten im Frieden lebenden Weimaraner — seit 6 Wochen mit 8000 Pferden inclusive, auf dem Halse gehabt haben. Noch größer würde die

Freude seyn, wenn wir diesen Abzug unsrer blauen Schutzengel als ein gewisses Friedenszeichen ansehen könnten."

Leider war dies nicht der Fall, und schreckliche Tage sollten für das bisher so glückliche Weimar folgen. Während Wieland den Sommer des Jahres 1806 mit seiner fürstlichen Gönnerin noch einmal zu Tiefurt in heiterer Muße verlebte, zog sich das furchtbare Ungewitter zusammen, welches seine ganze Glückseligkeit zu zerstören drohte. Kaum hatte der Herbst den Aufenthalt auf dem Lande zu verlassen genöthigt, als das stille Thal der Ilm von wildem Kriegsgetümmel wimmelte, und die drohende Gefahr immer näher kam. Da mußte Wieland den Tag erleben, an welchem seine fürstliche Gönnerin den Sitz ihrer Ruhe verlassen, und der Erbprinz die geliebte Gemahlin vor den Greueln des Krieges ins Ausland flüchten mußte. Die Schlacht von Jena entschied am 14. Oktober damals Preußens und Teutschlands Schicksal; die Nacht aber, welche jenem Tage folgte, war für Weimars Bewohner die schrecklichste. Noch in ihren Spaziergängen und in ihren Straßen wurde gekämpft; Kugeln flogen über und in die Stadt. Wie ein reißender Strom drang des Feindes Heer von allen Seiten herein, und es gab nun kein Eigenthum, keine Zucht, keine Sitte mehr. In des Schlosses Nähe loderten Häuser in Flammen auf; geplündert wurde überall; Rettung durch Flucht war nicht

möglich, weil man auf der Straße neuen Mißhandlungen ausgesetzt war.

In der allgemeinen Verwirrung dieser Nacht wurde Wieland glücklicher Weise durch die Husaren und Chasseurs selbst, die sich bei ihm einquartirten, vor Plündrung gesichert; gleich am Morgen des andern Tages aber nach 7 Uhr, sendete ihm Mürat unaufgefordert eine Sauvegarde zu, und bald darauf trat der Marschall Ney bei ihm ein, ihm im Namen Mürats anzukündigen, daß er unter unmittelbaren Kaiserlichen Schutz stehe. — So hatte Wieland für seine Person und seine Familie sich nicht zu beklagen; ja er hätte sich glücklich schätzen können, wenn das allgemeine Unglück ihn nicht erschüttert hätte. Dagegen bedurfte er eines Heilmittels; ein solches fand er nur in einer Arbeit; und so begann er jetzt seine Uebersetzung von Cicero's Briefen.

„Was kann ich — schrieb er — denen, welche eine so große und mit Schwierigkeiten aller Art umgebene Unternehmung, wie eine Dolmetschung der sämmtlichen Briefe Cicero's unleugbar ist, für ein allzugroßes Wagstück für einen Greis von Fünfundsiebzig Jahren halten, was kann ich ihnen antworten, als — daß ich selbst gänzlich ihrer Meinung bin, und kaum etwas anders zu meiner Entschuldigung anzuführen habe, als die Zeit, in welcher, und die Art, mit welcher dieser verwegene Gedanke wie ein Gewappneter über mich gekommen ist. Ich fühlte da-

macht ein zwiefaches dringendes Bedürfniß in mir, ohne dessen unmittelbare Stillung ich nicht länger ausdauren zu können glaubte: das Eine war, mich je bälder je lieber aus einer fürchterlich einengenden Gegenwart in eine andre Welt, in eine Zeit und unter Menschen, die längst nicht mehr waren, wo möglich unter lauter kolossalische Menschen vom Titanen- und Gigantenstamm zu versetzen; — das andere, irgend eine große, schwere und mühselige, aber mir mit allem dem angenehme und zu meinen gewohnten Studien passende Geistesarbeit zu unternehmen, welche mich hoffen ließe, daß sie mir, durch Lust und Liebe zur Sache und durch die, mit der Ausführung selbst nothwendig verbundene, unvermerkte Steigerung meiner Kräfte vielleicht so weit gelingen dürfte, daß ich die Welt mit dem Troste verlassen könnte, die letzten Jahre oder Tage meines Lebens nicht ohne alles Verdienst um meine geliebten — Sprachgenossen zugebracht zu haben. Wie hätte mir, zu Befriedigung dieses doppelten Bedürfnisses und zu Erreichung dieser Absicht, mein guter Genius einen glücklichern Vorsatz einhauchen können, als die Uebersetzung der Briefe Cicero's? Mit dem 1sten November 1806 wurde der Anfang mit so gutem Erfolge für mich selbst gemacht, daß ich von allem, was rings um mich vorging, wenig gewahr wurde."

Er bedurfte aber seines, nicht übertriebenen, jedoch anhaltenden Fleißes bei dieser Arbeit noch gar

sehr, um sich bei neuen für ihn unglücklichen Ereignissen aufrecht zu erhalten. Der Sturm des Krieges war zwar vorübergezogen, es wurde wieder stiller und heiterer, und für Wieland kehrte mit seiner fürstlichen Gönnerin seine vorige Glückseligkeit größtentheils zurück, aber — nur auf kurze Zeit. Das Unglück, das Sie noch erleben müssen, Ihres in der Schlacht bei Auerstädt verwundeten Bruders schmerzvoller Tod, der Fall Ihres einst so glänzenden Hauses, die ganze drangvolle und niederschlagende Gegenwart hatten auf die edle Fürstin zu erschütternd gewirkt, und — der wiederkehrende Frühling fand Sie nicht mehr! Unzählige Thränen des Schmerzes und des Dankes flossen bei der Nachricht von Ihrem Verluste; der jedoch kaum für einen Andern unersetzlicher war, als für Wieland. Zwar bemühten sich Hof und Stadt sehr angelegentlich, ihm den großen Verlust minder fühlbar zu machen: allein, wie dankbar er dies auch anerkannte, so mußte er sich doch mit aller philosophischen Standhaftigkeit ausrüsten, um diesen Schmerz nicht immer neu zu fühlen.

Die Verkündigung des Friedens, des Herzogs Ankunft, die Rückkehr des Erbprinzen und seiner Gemahlin, erfüllten ihn mit inniger Freude: um aber fortwährend über die Zeit zu siegen, bedurfte er des Bewußtseyns einer nützlichen Thätigkeit, und diese fand er in seiner unternommenen Uebersetzung, die, wie er hoffte, man nicht blos als Uebersetzung

lesen würde. Indem er die sämmtlichen Ciceronischen Briefsammlungen in eine einzige vereinigte und die Briefe in chronologischer Ordnung folgen ließ, gewann er eine fortlaufende Geschichte jener Zeit; und wenn diese Geschichte nicht zum Orakel der Gegenwart wurde, so — war es nicht Seine Schuld. „Nie, sagt er, hat man so große Kräfte in einem so hartnäckigen Kampf um Freiheit oder Sklaverei auf der einen, um Alleinbeherrschung der Welt oder Tod auf der andern Seite mit einander ringen sehen. Nie hatte sich noch so auffallend zu Tage gelegt, wie wenig die größten Talente, mit Rechtschaffenheit, Mäßigung und Humanität verbunden, gegen grenzenlose Herrschsucht, welcher alle Mittel zu ihrem Zweck zu gelangen gleichgiltig sind, auszurichten vermögen. Nie hatte sich augenscheinlicher bewährt, daß die erstaunlichsten Weltveränderungen sich zwar aus dem vorhergehenden und gegenwärtigen Zustand der Dinge, aus dem Charakter der handelnden Personen, aus ihren Lagen, Verhältnissen und Leidenschaften, kurz aus der immer individuellen Wirkung und Gegenwirkung aller dieser noch so sehr verwickelten Ursachen, so natürlich und begreiflich entwickeln, als ob die Götter und das Schicksal blos müßige Zuschauer dabei abgäben: und gleichwohl der Verwegenste und Ruchloseste so offenbar von den unsichtbaren Mächten unterstützt zu werden scheint, daß man sich nothgedrungen fühlt, in allem diesem den

verborgenen Plan einer über die menschlichen Dinge waltenden höchsten Macht zu erkennen, von welcher der begünstigt scheinende Liebling des Glücks unwissender Weise das bloße Werkzeug ist." Wielanden war die Vergleichung des Jetzt mit dem Einst, die sich ihm bei dieser Arbeit so oft aufdrängte, höchst interessant, und er wünschte, daß auch von Andern dieser historische und weltbürgerliche Gesichtspunkt gefaßt werden möchte. Darum scheute er nicht nur keine Mühe, um für das Ganze den historischen Zusammenhang auszumitteln, wodurch dem Leser das Verständniß der alten und der neuen Zeit erleichtert würde, sondern wurde auch um so mehr angereizt, auf die Uebersetzung selbst den sorgfältigsten Fleiß zu wenden. Daß er die Genialität von Cicero's Laune und Witz, seinen feinen Attizismus in leichtscherzender Einkleidung seines Tadels und Spottes, die ihm so geläufige Sokratische Ironie, die Frischheit, Leichtigkeit und naive Grazie seiner Diktion aufs treueste wiederzugeben suchte, sieht jeder; aber nicht jeder weiß, wie viele Mühe er darauf verwendete, und daß er bei absichtlich zweideutigen Ausdrücken, welche den Briefschreiber und die Zeit zugleich charakterisiren, oft Stunden lang unter entsprechenden teutschen suchte und wählte.

4.

Tiefurt war seit der Herzogin Amalia Tode für ihn verödet, und er entbehrte im Sommer 1807 der ihn sonst so beglückenden Naturgenüsse. Der edle Herzog, der ihn seiner liebsten Erholung nicht entbehren lassen wollte, ließ ihn im folgenden Jahre aus drei Lustschlössern sich eins zum Sommeraufenthalt auswählen, und Wieland wählte, theils der Nähe von Weimar, theils der höheren Lage und der halbwilden Natur wegen, Belvedere, wo der mit allen Arten einheimischer schöner Bäume und Buschwerk bewachsene, sanft abhängige Schloßberg auf der südöstlichen Seite ihn so freundlich in seine mäandrisch auf- und absteigenden, mit anmuthigen Ruheplätzen, Lauben, Blumenstücken, Bassins und springenden Wässern verschönerten Gänge zu Lustwandlungen einlud. Diesem Berge gegenüber, durch ein schmales Thal von demselben getrennt, erhebt sich wieder ein mäßiger, ganz mit Fichten bewachsener, Berg, und hier war Wielands Lieblingsplätzchen, wo er an warmen Sommerabenden zwischen 5 und 7 Uhr entweder die balsamische Luft unter diesen Bäumen einathmend hin und wieder ging, oder auf einer Bank, die er sich dahin hatte tragen lassen, in der Gesellschaft eines Cicero, Horaz, Luzian oder Shaftesbury saß. Nur ein einziges Mal hat sein jetziger Biograph ihn hier, wo er so gern ungestört war, aufgesucht, und

auch dies einzige Mal nur auf die ausdrückliche Versicherung, daß er ihm auch hier nicht unwillkommen seyn würde.

Nie werde ich vergessen, wie er mir da entgegen trat. Es war etwas so Ehrwürdiges und zugleich so Liebenswürdiges in seinem ganzen Wesen, daß ich ihn mit auffallender Rührung begrüßte. Man hat öfters seine Physiognomie als ein seltenes Gemisch von Satyre und Grazie geschildert, und in Augenblicken seiner schalkhaften Ironie hatte ich wol selbst dies wahr gefunden; jetzt aber nicht. Diese hohe, schön gewölbte Stirn, das ganze Profil dieses Kopfes erinnerte mich durchaus nur an einen Griechischen Weisen, und der milde Ernst seiner Züge, das freundliche Lächeln um seinen Mund, die Heiterkeit seines ruhigen, stillen Auges vollendeten den Eindruck. Hätte es eines Zeugnisses für die praktische Weisheit dieses Greises bedurft, so würde sie jeder in seiner noch so kräftigen Haltung bei einer schwach scheinenden Konstituzion — die er scherzend bisweilen mit Filigranarbeit verglich — gefunden haben. Er war von mehr als mittlerer Größe, aber schlank und schmächtig. Sein Gang, in welchem etwas Edles und Würdiges sich ausdrückte, war fest, und er bedurfte des spanischen Rohres in seiner Hand nicht zur Unterstützung. Nur von seinem Kopfe würde man haben sagen können, das Alter habe ihn vorwärts gebeugt, wenn man diese kleine Senkung nicht

um so eher der gedankenreichen Stirn zugeschrieben hätte, als man an der Lebhaftigkeit seines Geistes, seinem Witz und Scharfsinn, ja seiner Phantasie sogar die Wirkungen des Alters durchaus nicht spüren konnte. Nur seine grössere Bedachtsamkeit, seine ruhigere Umsicht und die Aussprüche seiner Erfahrung zeugten davon.

Als ich meine Freude äusserte, ihn nicht bloss so wohl, sondern in solchem Alter auch so rüstig zu finden, erwiederte er, daß er sich zu Zeiten selbst darüber verwundere, da er eigentlich von Kindesbeinen an eine Treibhauspflanze gewesen, durch Stubenluft und Frauenpflege verzärtelt. Zudem habe er mehr als sein halbes Leben schreibend zugebracht, seine Jugend in gewaltigen Kämpfen bald mit eingebildeten Sünden, bald mit der Liebe, getheilt zwischen anspannenden Schwärmereien und erschöpfenden litterarischen Lukubrazionen. Sein erstes Mannesalter sey nur eine Abwechselung von Aktenschreiben und Bücherschreiben gewesen, und unstreitig habe ihn da nur eine heitere Phantasie aufrecht erhalten. Auch nachher habe es an vielfachen Anstrengungen nicht gefehlt, und er begreife bisweilen selbst nicht, woher etliche 40 Bände seiner Schriften und wol an 30 seiner Uebersetzungen gekommen seyen, ungerechnet, was Merkur im Fluge mitgenommen, der ihm oft auch gar gewaltig zugesetzt habe. Mit seinem vierzigsten Jahre sey zwar ein neues Leben

für ihn angebrochen, allein die damaligen Hofdienste seyen doch auch nicht geeignet gewesen, die Gesundheit zu stählen. So habe er es nie zu der Rüstigkeit Klopstocks gebracht, der ein gewaltiger Reiter und Schrittschuhläufer gewesen. Er würde es im Reiten kaum zu Gellerts Fertigkeit gebracht haben; auf dem Eise könne er nicht einmal gehen, und körperliche Anstrengungen habe er sich nie zumuthen dürfen. Einst habe man ihm bei ermangelnder Bewegung das Sägen empfohlen, allein nur einmal habe er es versucht, und dann eine lange Zeit nicht einmal hören können, daß man säge, ohne zu schaudern. Bedenke er nun noch die hohe Reizbarkeit, die nun einmal im Guten und Bösen des Dichters Erbtheil sey, so verwundere er sich selbst, daß er niemals kränklich gewesen, und zu einem Alter gelangt sey, wobei er wirklich zuweilen an Agathodämons Tage zu reichen hoffe. Unstreitig danke er einen großen Theil dieses glücklichen Zustandes der sorgfältigen Pflege erst seiner Gattin, dann seiner Töchter, einen Theil davon aber ohne Zweifel auch seiner, wenigstens nicht unweisen, Lebensordnung. Als die Folge einer immer beobachteten Mäßigkeit, schloß er, muß ich es betrachten, daß ich jetzt, ohne mir zu schaden, wol noch zwei Hofschmäuse hinter einander aushalten wollte. Es geht freilich nicht ganz ohne eine tüchtige Emballage meines Seelengehäuses, und ich hin-

froh, daß meine Kalotte oben und meine Tuchstiefeln unten sich die Duldung erworben haben, als ein Pertinenzstück dieses Seelengehäuses angesehen zu werden. Wenn Merkur mir einmal mit seinem Stabe winkt, was er aus alter Freundschaft noch unterlassen hat, da wird es freilich an dreifache Häutungen und Ausschälungen gehen. Bis dahin habe ich mir für meine Seele zum Gesetz gemacht, mich die Zukunft nicht anfechten, und von Uebeln, die jetzt alle Welt befürchtet, die aber vielleicht doch nicht kommen, im Genuß der Gegenwart mich nicht stören zu lassen. Was ich damit meine, wissen Sie, und wenn Sie es einst der Mühe werth finden, so erinnern Sie alle, die mich nicht verstehen wollen, nur an Wielands † Euthanasia, nicht gerade an die, die er gegen einen berüchtigten Geisterseher schrieb, den nun berühmtere abgelöst haben, sondern an jene, für die er recht eigentlich gelebt hat, auch wenn er nicht an sie dachte; denn der Mensch ist nun einmal so ein wunderliches Wesen, daß er gemäß fortlebt, als ob es ewig so fortgehen würde. Es ist aber auch recht gut so, denn die Kopfhängerei hat noch nie etwas Gutes ausgerichtet, und ich meine, daß man Gott doch besser dankt durch Heiterkeit, als durch finstere Nachtgedanken. Die Griechen verstanden das wirklich besser.

So verlebte er nun stillheiter den Abend seines Lebens, weder lebenssatt noch lebensmüde. Mit Zu-

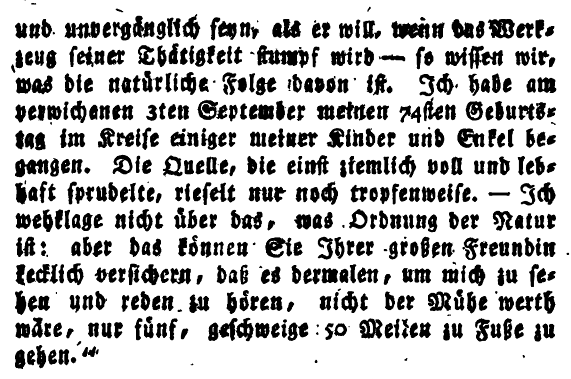
friedenheit blickte er auf seine zurückgelegte Bahn; mit ruhiger Ergebung auf das Ende derselben, entschlossen, mit echt philosophischem Gleichmuth das Gute und das Schlimme anzunehmen, was ihm bis dahin die Vorsehung noch zugedacht habe.

„Was uns noch bevorsteht, weiß der Himmel! Unser künftiges Schicksal ist ungewiß — wie es aber auch entschieden werden mag, ich werde es zu ertragen wissen, und mich selbst in keinem Fall verlassen." So hatte er in seinem letzten Briefe vom 3. November 1806 seiner Freundin Larsche geschrieben, von welcher er, während des damaligen Sommeraufenthalts zu Tiefurt Melusinens Sommerabende revidirt, und diese mit einer Vorrede begleitet hatte *), nicht ahnend, daß er die Vorrede zu ihrem letzten Werke geschrieben haben würde, wie es bei ihrem ersten geschehen. Noch zu Ende Januars 1807 erhielt er einen Brief, den letzten, von ihr; sie starb am 18. Februar. Wenige Monate vor ihrem Tode hatte die treffliche, auch vielgeprüfte, Frau ihm gleichsam Trost und Ersatz

*) In demselben Sommer revidirte er auch die Biographie des blinden Flötenspielers Dulon, welche ebenfalls mit einer Vorrede von ihm begleitet herauskam. Wieland war mit dieser Biographie insofern nicht zufrieden, als er die eigenthümlichen Ansichten, die er von einem Blindgebornen erwartete, darin nicht fand.



voraus zugesendet. Wieland schrieb ihr damals:
„Die Mittheilung der köstlichen Blätter von Ihrer
fürstlichen Freundin hat mir unendliche Freude ge-
macht, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür.
Wenn in dieser sublunarischen Welt alles an seiner
rechten Stelle wäre, so säße diese wahrhaft große,
durch Geist und Gemüth große, und in ihrem Stande
vielleicht einzige Frau auf einem Kaiserthrone. Aber
da nun einmal (aus Ursachen, welche Gott wissen
mag) in besagter Welt, insofern sie von der Will-
kür, den Leidenschaften, Launen und Thorheiten der
Adamskinder abhängt, nur gerade so viel Konsequenz
ist, daß nicht alles alle Augenblicke aus einander
geht und zusammenstürzt, — so geht es denn auch
wie es geht, und der Weisen und Guten, die immer
die schwächern (im materiellen und mechanischen
Sinne des Worts) sind, waren und seyn werden,
bleibt nichts übrig, als dem Glück, der Gewalt und
dem Minimum von Vernunft, das in dieser Welt
sich zeigt, zu Trotz, unter allen Umständen weise
und gut zu bleiben. — — — Das einzige, liebe So-
phie, was mir nicht erlaubt, so stolz auf den Werth,
den Ihre große Freundin mir beilegt, zu seyn, als
ich es zu seyn versucht bin, ist das Gefühl, daß sie
wirklich eine zu hohe Meinung von mir hat. Viel
guter Wille und einige Talente sind am Ende doch
alles, was ich werth bin. Ueberdies ist's nun ein-
mal nicht anders — unser Geist mag so selbständig



und unvergänglich seyn, als er will, wenn das Werkzeug seiner Thätigkeit stumpf wird — so wissen wir, was die natürliche Folge davon ist. Ich habe am verwichenen 3ten September meinen 74sten Geburtstag im Kreise einiger meiner Kinder und Enkel begangen. Die Quelle, die einst ziemlich voll und lebhaft sprudelte, rieselt nur noch tropfenweise. — Ich wehklage nicht über das, was Ordnung der Natur ist: aber das können Sie Ihrer großen Freundin kecklich versichern, daß es dermalen, um mich zu sehen und reden zu hören, nicht der Mühe werth wäre, nur fünf, geschweige 50 Meilen zu Fuße zu gehen."

Von dieser fürstlichen Freundin Sophiens erhielt Wieland die Nachricht von deren Tode, und antwortete hierauf: „Es scheint mein Schicksal, daß ich alles, was ich am meisten und innigsten liebte, überleben soll. Bald habe ich, außer meinen größtentheils weit von mir entfernten Kindern nichts mehr zu verlieren. Auch hat mich der Verlust, den ich am 9ten November 1801 erlitt, gegen jeden andern so abgestumpft, daß nur einer ist, den ich meinem jetzigen Gefühl nach nicht ertragen könnte. Ihnen, meine gnädigste Frau, die Sie unserer verewigten Freundin so viel näher waren, und wie es scheint schon viele Jahre in enger Geistesverbindung mit ihr lebten, muß ihr so wenig vermutheter, schneller Abruf aus diesem Leben freilich sehr schmerzlich

fallen. Die Lücke, die dadurch entstand, ist unersetzlich. Aber die Welt kann zufrieden seyn, eine so außerordentliche Frau — die von ihrer Kindheit an für diese Welt viel zu gut war — 76 Jahre lang besessen, und 36 Jahre die Früchte ihres mit ihrem Herzen gänzlich in Eins verwebten und gleichsam zusammengewachsenen Geistes dankbar und undankbar genossen zu haben. Für uns lebt Sie jetzt nur noch, insofern wir ihrer gedenken, und das wollen wir, und noch oft in unsern Briefen auf sie zurückkommen. Denn die köstlichen Worte „sehen Sie mich an als Ihr Vermächtniß," lassen mich hoffen, daß es Eurer Durchlaucht Wunsch und Wille ist, in einen freundschaftlichen Briefwechsel mit Sophiens ältesten Freunde zu treten, und ihrer Liebe zu ihm, als eines verlassenen und von keinem ihrer Erben angesprochenen Gutes um so unbedenklicher und geneigter sich zu bemächtigen, da Sophie selbst, wenn sie mir in ihrer Krankheit geschrieben hätte, mir die Ihrige, die ihr so theuer war, vermacht haben würde. Ich bin sonst nicht dafür bekannt, daß ich sehr freigebig mit meinen Briefen sey, aber mit Ihnen, gnädigste Frau, den angefangenen Geistesumgang und Gedankentausch so lange, als ich noch lesen und schreiben kann, fortzusetzen, wird für mich die angenehmste und interessanteste Erholung von der langwierigen, ernsten und anstren-

genden Arbeit seyn, die ich mir selbst für den Rest meines Lebens aufgelegt habe."

Dieser gewiß in seiner Art höchst seltene Briefwechsel mit der verwittweten Fürstin von Neuwied, welcher bis nahe an das Ende seines Lebens fortdauerte, eröffnete ihm in der That eine neue schöne Quelle köstlichen Genusses in den Jahren, wo er „nachdem so viele, deren Daseyn mit dem seinigen verflochten war, von ihm gerissen worden, in Gefahr stand ganz isolirt da zu stehen." In der idyllischen Schilderung, die er von der Feier seines 76sten Geburtstages zu Belvedere entwarf, sagt er: „Ich habe zwar in vollen 75 Jahren, Gottlob! kein glänzendes noch sonderliches Glück gemacht, und nicht nur manchen trüben Tag gesehen, sondern auch das herzdrückende Schicksal erfahren, alle Freunde und Freundinnen meiner Jugend und meiner besten Jahre zu überleben: aber dem ungeachtet verdank' ich der Mutter Natur eine so glückliche Organisation und Sinnesart, und meinem guten Genius so manche glückliche Ereignisse und ein so freundlich schönes Gewebe der 27,593 Tage (die Schalttage mitgerechnet), daß ich mich nicht zu täuschen glaube, wenn ich gegen Einen trüben oder stürmischen, womit die Parzen mich nicht verschonen konnten oder wollten, vierzehn heitre und vergnügte Tage eines so frohen und reinen Lebensgenusses zähle, als ein Sterblicher, ohne thörichte Forderungen an den Himmel zu

machen, von diesem unvollkommenen Erdenleben nur immer verlangen kann. Denn für mich sind die Gefühle, worin sich ein Tropfen Bitterkeit mit dem Süßen vermischt, immer die angenehmsten."

So ging er wohlgemuth dem Guten und dem Schlimmen der Zukunft entgegen, die ihm beides noch in überraschendem Wechsel brachte.

5.

Im Oktober desselben Jahres war der berühmte Kongreß zu Erfurt, während dessen die dort versammelten Fürsten auf einige Tage den Weimarischen Hof besuchten. Beim Diner am 6. Oktober fügt es sich, daß der Fürst Primas, dessen Besuch Wielanden hoch erfreute, im Laufe des Gesprächs der Wielandischen Prophezeihung von Napoleon und der Aeußerungen desselben über ihn gedenkt. — Napoleon wird dadurch begierig, Wieland zu sehen. Da dieser indeß gerade an diesem Tage nicht bei Hofe erschienen war, und auch eine Einladung zum Ball unter Vorschützung seiner Gesundheit abgelehnt hatte, so beruhte es hiebei. An demselben Abend aber führten die von Napoleon nach Weimar beorderten französischen Schauspieler den Tod Cäsars von Voltaire auf, und nun, meinte Wieland, habe er

doch der Begierde, den französischen Kaiser, die französischen Schauspieler, und unter ihnen vorzüglich Talma, auf einmal zu sehen, nicht widerstehen können. Er hatte seinen Platz in einer kleinen Seitenloge dicht am Theater, worin sonst der Herzog zu seyn pflegte. Napoleon konnte die Augen nicht in die Höhe richten, ohne ihn sogleich zu erblicken; und da dieser mit einem schwarzen Sammtkäppchen bedeckte, nicht alltägliche, Greiseskopf ihm auffiel, so erkundigte er sich nach demselben, und hörte, daß er Wielanden vor sich sehe. Beim Balle fragte er nun wieder nach ihm. Die Herzogin befahl, ihm sofort einen Hofwagen zu senden, und Wieland erschien gegen halb 11 Uhr Abends in seinem gewöhnlichen, sehr einfachen, aber immer anständigen, Anzug.

„Kaum war ich — schreibt er selbst — etliche Minuten da gewesen, so kam Napoleon von einer andern Seite des Saales auf mich zu; die Herzogin präsentirte mich ihm selbst, und er sagte mir sehr leutselig — das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf ins Auge faßte. Schwerlich hat wol jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick zu durchschauen und wegzuhaben, in einem höhern Grade besessen als Napoleon. Er sah, daß ich, meiner leidigen Celebrität zu trotz, ein schlichter, anspruchloser alter Mann war, und da er, (wie es schien) auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so

verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher seyn konnte, seine Absicht zu erhalten. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern, sanftern und anspruchlosern Menschensohn gesehen. Keine Spur, daß der Mann, der mit mir sprach, ein großer Monarch zu seyn sich bewußt war. Er unterhielt sich mit mir wie ein alter Bekannter mit seines gleichen, und, (was keinem andern meines gleichen widerfahren war,) an anderthalb Stunden lang in Einem fort und ganz allein, zu großem Erstaunen aller Anwesenden. — — Es war nahe an 12 Uhr, da ich endlich zu fühlen anfing, daß ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nahm mir also eine Freiheit heraus, deren sich schwerlich irgend ein anderer Teutscher oder Franzose unterstanden hätte. Ich bat Seine Majestät mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug fühle, das Stehen länger auszuhalten. Er nahm es sehr gut auf. Allez donc, sagte er mit freundlichem Ton und Miene, allez! bon soir!“

Aus der langen Unterredung war Wielanden immer Folgendes das Merkwürdigste. Das heutige Schauspiel hatte das Gespräch auf Julius Cäsar gelenkt, und diesen erklärte Napoleon für einen der größten Köpfe in der ganzen Weltgeschichte, ja, fügte er hinzu, er würde ohne Ausnahme der größte seyn, wenn er nicht einen einzigen, aber ganz unverzeihlichen Fehler gemacht hätte. Wieland sann

vergeblich, was das für ein Fehler gewesen seyn möchte, wollte jedoch nicht fragen; Napoleon aber, der ihm die Frage wol am Auge ablesen mochte, fuhr sogleich fort: Sie wollen ihn wissen, diesen Fehler? Cäsar kannte ja längst die Menschen genau, die ihn auf die Seite schafften, und so hätte er sie auf die Seite schaffen müssen. — Hätte Napoleon, fügte Wieland hinzu, hier auch in meiner Seele lesen können, so würde er gelesen haben: Du wirst Dir diesen Fehler nicht lassen zu schulden kommen!

Von Jul. Cäsar kam das Gespräch auf die Römer überhaupt, die Römische Kriegskunst und Politik, welche alle an Napoleon einen grosen Lobredner hatten. Desto schlimmer kamen die Griechen weg. „Aus diesem ewigen Zank einer Menge kleiner Republiken um wahre Erbärmlichkeiten," sagte Napoleon, „was kann da heraus kommen? Die Römer aber hatten ihren Sinn auf das Große gerichtet, und da kam auch das Grose heraus, diese ungeheure Gewalt des Römischen Reichs, die der ganzen Welt eine andere Gestalt gab, und in der Weltgeschichte Epoche macht." Wieland erinnerte an die Literatur und Kunst der Griechen, Napoleon aber versetzte: es läuft doch alles auf Zänkereien hinaus! — Indeß sprach er hierauf rühmend von Homer; dem er jedoch den Ossian vorzog. So kam das Gespräch auf die Poesie, in welcher Napoleon

nur die ernste Gattung, das Starke, Erhabene, Pathetische schätzte, meinend, die andere Gattung spanne nur ab und mache weichlich. Ueber Ariosto erklärte er sich kaum so gut, als der Kardinal Hippolito von Este, ja er äußerte sich misbilligend über alle ähnliche Poesie, „wobei er — setzte Wieland hinzu, — freilich nicht wissen mochte, daß er mir selbst eine Ohrfeige gab. Ueberhaupt aber ging aus allen seinen Aeußerungen über Poesie besonders hervor, daß er so ein Ding, was die Deutschen Gemüth nennen, durchaus nicht habe, und ungeachtet der Mann ungemein freundlich und verbindlich gegen mich war, so kam es mir doch zuweilen vor, als sey er aus Bronze gegossen. Indeß hatte er es doch dahin gebracht, daß ich ganz offen ihm endlich die Frage vorlegte, wie es denn komme, daß der Kultus, den er in Frankreich reformirt habe, nicht philosophischer und dem Geist unserer Zeit angemessener ausgefallen sey? — Lächelnd erwiederte hierauf Napoleon: Ja, mein lieber Wieland, für Philosophen ist er auch nicht gemacht, denn die Philosophen glauben weder an mich, noch an meinen Kultus, und den Leuten die daran glauben, kann man nicht Wunder genug thun und lassen. Wenn ich einmal eine Religion für Philosophen stiften könnte, die sollte freilich anders beschaffen seyn. — An diesem Faden spann sich nun das Gespräch über Religion fort, wobei Napoleon den Skeptiker so sehr machte,

daß er die historische Existenz Christi bezweifelte. Das war aber, sagte Wieland, nur ein sehr alltäglicher Skeptizismus, den er da auskramte, und ich fand an seiner Freigeisterei nichts zu bewundern, als die Offenheit, mit welcher er sie mir Preis gab."

In dem Briefe an die früher erwähnte Fürstin, worin er von dieser Begebenheit erzählt, schreibt er:

„Meine Fürstin erräth ohne Zweifel, daß ich sehr vergnügt nach Hause kam, diesen seltenen Erdensohn so nahe, so lange und in einem so milden Lichte gesehen zu haben. Dem ungeachtet that ich nicht, was zehn Tausend andere an meiner Stelle für ihre Schuldigkeit gehalten, oder auch aus vermeinter Klugheit gethan hätten. Ich erschien am folgenden Tage nicht in seinem Vorzimmer und that wohl daran. — (Drei Tage darauf) Sonntag Morgens erhielt ich eine Einladung vom Fürsten Primas und meinem Herzog, unverzüglich nach Erfurt zu kommen und bei dem erstern zu Mittag zu speisen. Hier machte ich, entre autres, eine sehr oberflächliche Bekanntschaft avec S. A. S. le prince de Benevent, autrement le ministre Talleyrand. — — — Montag Morgens erhielt ich eine Invitazion, mich um halb 10 Uhr nach Hof zu verfügen, um Se. Majestät frühstücken zu sehen. Ich stellte mich zur rechten Zeit ein, und das Vorzimmer füllte sich in Kurzem mit teutschen und französischen Altessen, Excellenzen und cordons de toute couleur; welche alle eingeladen waren, die-

sem kaiserlichen Menodrama (dem Dejeuné nämlich) entweder als Zuschauer beizuwohnen, oder unmittelbar vor demselben eine Audienz zu erhalten. Wir wurden aber avertirt, beide Kaiser befänden sich im Kabinet des französischen in Konferenz. Der Punkt, worüber sie einig werden sollten, schien Schwierigkeiten zu finden, die man nicht erwartet hatte. Kurz, wir antichambrirten samt und sonders, ein Paar schöne Herzoginnen von Würtemberg so gut wie wir andere, bis 12 Uhr, ohne daß die Thore des Paradieses aufgehen wollten. Die gemeinsame Noth der langen Weile nöthigte die Anwesenden Hilfe bei einander zu suchen, und so gebrach es mir denn nicht an mannichfaltiger Unterhaltung, wenn man die in einer kaiserlichen Antichamber vorfallenden Versuche dieser Art so nennen kann. Mir ging es dabei vielleicht am leidlichsten. Die immer höflichen und artigen Franzosen empressirten sich sehr artig gegen mich zu seyn und ihre Altesse und Excellenz mit meiner Celebrität au niveau zu setzen, — und nach und nach folgten auch die teutschen Altessen und Excellenzen diesem rühmlichen Beispiele ꝛc. Um meiner verehrten Fürstin nicht, wider meine Absicht, eine zu große Porzion der vorzimmerlichen Langeweile, die ich seit 30 und mehr Jahren in so reichlichem Maße nicht genossen hatte, mitzutheilen, überhüpfe ich, vermittelst der übrigen Etcetera alles, was ich noch aus diesen drei merkwürdigen Stunden meines

Erdenlebens erzählen könnte. Genug, um halb 1 Uhr ward ich endlich mit ein paar andern, mir Unbekannten, in das Kabinet hereingewinkt. Seine Majestät saßen in der Mitte des Zimmers, an einer kleinen, mit fünf oder sechs Schüsseln besetzten table-ronde, allein versteht sich, und ließen sich ein dejeuné à la fourchette, welches für ein Mittagsmahl gelten konnte, mit einem ihrem vermuthlichen Hunger proporzionirten Appetit belieben. Hastiger kann wol kein getulischer Löwe, der seit drei Tagen gefastet hat, sein dejeuné verzehren. Dazwischen wurden eben so hastig ein halb Dutzend Gläser Wein, halb mit Wasser vermischt, ausgeleert. Wir andern homunciones, etwa sechs an der Zahl, standen im Kreise um die Tafel herum, und der Kaiser, der (entre nous) ganz andere Dinge im Kopfe zu haben, und nicht bei ganz sonderlicher Laune zu seyn schien, adressirte von Zeit zu Zeit bald an diesen, bald an jenen, an mich vier oder fünf mal, eine unbedeutende kurze Frage. — Ich hatte nöthig, die anderthalbstündige Konversazion unter vier Augen, womit Napoleon mich am letzten Donnerstage begünstigt hatte, in mein Gedächtniß zu rufen, um mich in der gehörigen Stimmung und Unbefangenheit zu erhalten, — zumal da der gesegnete Appetit des Kaisers auch den meinigen nicht wenig stimulirt hatte. Ich würde indessen nicht die Wahrheit sagen, wenn ich sagte, daß er nicht so freundlich und graziös gegen

mich gewesen wäre, als ich es in diesem Augenblick nur wünschen konnte. — — — — Als ich mich am Donnerstag darauf eben an den Schreibtisch setzen wollte, siehe, da wurde ich, sehr unerwarteter Weise, von einem, mit dem kaiserlichen Wappen besiegelten, Brief in großmächtigem Format von dem Minister Secretaire d'État Maret, überrascht, welchen ich meiner Fürstin hier (zur beliebigen Vergleichung des heutigen französischen diplomatischen Styls mit dem an teutschen Höfen in ähnlichen Fällen üblichem Kanzleistyl) in Abschrift mittheile, mit flehentlicher Bitte, ihn ja nicht aus Ihrer Hand kommen, oder Abschrift davon nehmen zu lassen. Denn ich möchte ihn um Alles nicht in irgend einem teutschen oder französischen Blatt durch meine Schuld abgedruckt lesen."

Napoleon ließ ihm hiemit den Orden der Ehrenlegion übersenden, und der Kaiser von Rußland, dem Beispiele des französischen folgend, verlieh ihm den russischen St. Annen-Orden. — Sonderbar genug, daß es zwei Kaiser des Auslandes waren, und nicht ein teutscher Kaiser oder König, die auf solche Weise sein Verdienst ehrten, und eben so sonderbar, daß Wieland zwar Ehren-Mitglied des französischen National-Instituts, aber keiner teutschen Akademie war, außer der antiquarischen Gesellschaft zu Cassel! Es fiel ihm selbst ein wenig auf, als ich ihm dies bemerkbar machte, und er erinnerte sich

dabei, daß auch ein Ausländer früher gegen ihn gerechter gewesen sey, als seine Landsleute, nämlich der berühmte französische Dichter Graf Boufflers.

6.

Hätte Wieland nicht auch die schönen Erinnerungen gehabt, wie es bei dem Weimarischen Fürstenhause einem Manne von Geist, Geschmack und Talent zur Empfehlung diente, ein Teutscher zu seyn, so wäre es nicht zu verwundern gewesen, wenn sein Patriotismus unter solchen Erfahrungen erkaltet wäre. Gerade jetzt aber sollte dieser noch recht lebendig in ihm werden, und der Orden der Ehrenlegion bestach sein Urtheil nicht. Immer zwar erkannte er in Napoleon den außerordentlichen Mann, ja er hielt ihn für ein Werkzeug der Vorsehung, er konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß er nur ein Mitwisser, geschweige selbst Veranlasser so mancher ihm zur Last gelegten Greuelthaten sey, und legte dann auch die auf Napoleons Leben gemachten Anschläge in die Wagschale. An manchem, worüber man viel schrie, meinte er, sey doch nur unser schafmäßiges, linkisches und charakterloses Benehmen Schuld; wenn aber nicht alles so bliebe, wie es gewisse Leute gern möchten, so sey

ja dabei am Ende auch kein Unglück. Nun aber entwickele sich ein empörendes Unterjochungssystem mehr und mehr, und was in Spanien, so wie bald darauf in Oesterreich vorging, Palms Erschießung eingeschlossen, erregte ihm den tiefsten Unwillen. Selbst in seiner Nähe fielen unerträgliche Dinge vor; aber doch schnitt ihm kaum etwas mehr in die Seele, als der Fall der letzten freien Städte in Teutschland, Hamburg, Lübeck und Bremen, und daß ein einziger Federzug hinreichte, solche echtteutsche Männer in Franzosen zu verwandeln, und ein Paar Dekrete, um ihren ganzen Wohlstand in einigen Monaten zu vernichten. „Aber auch die fatale Periode unserer Fürsten ist gekommen," schrieb er, „und sie fängt gerade bei dem besten, rechtschaffensten, und von seinen Unterthanen bis zur Anbetung geliebten Herzog von Oldenburg an. Das Schlimmste ist, daß unsere Fürsten mit ihren angeerbten Unterthanen dermaßen zusammengewachsen sind, daß sie ein lebendiges Ganzes ausmachen, und daß ein Volk seinen Fürsten nicht verlieren kann, ohne daß es seine Existenz verliert, und beinahe alle Individuen unglücklich werden. — — Was wir erleben ist unglaublich, — aber wir sind noch lange nicht am Ende. Man spricht von Entschädigungen. Wo sollen sie herkommen? Wer ist sicher, daß er nicht auf den ersten Wink dessen, der sich Alles erlaubt, weil er Alles kann, sein von Jahrhunderten her angestammtes Erbland

hergeben muß, um einen andern zu entschädigen, der das seinige mit dem Rücken ansehen muß?" Ganz unerträglich war ihm überdies, daß man, „nicht zufrieden, uns dermaßen zusammengeschnürt zu haben, daß wir weder Hand noch Fuß regen könnten, auch noch zur Pflicht machte, keinen vernehmbaren Laut von uns zu geben, und alles, was geschieht, wie sehr sich auch unser Innerstes dagegen empört, entweder stillschweigend gut zu heißen, oder gar als recht und wohlgethan aus vollem Halse anzupreisen. Ich gestehe, das geht über mein Vermögen." — „Wie oft, schrieb er ein andermal, nehme ich mir vor, keine Zeitungen, keine Tagblätter, kein Frankfurter Journal, keinen Publicisten mehr zu lesen! aber ich gestehe, es geht über meine Kräfte, mir selbst Wort zu halten. Und in der That ist wol nichts natürlicher, als daß in einer Zeit, wie die unsrige, die Neugier ein unwiderstehlicher Trieb, und die Befriedigung desselben eines unserer dringendsten Bedürfnisse werden muß. Denn auf der einen Seite ist nichts mit der Seelenruhe unverträglicher, folglich peinvoller, als über Gegenstände und Ereignisse, welche unser Vaterland, also uns selbst und alles, was wir lieben, unendlich interessiren, in ungewissen Erwartungen zu schweben; auf der andern Seite muß eine Zeit, worin in dem engen Raum weniger Wochen, mehr Wichtiges, Großes, Unerwartetes und Wunderbares geschieht, als ehemals in eben so viel Jahrzehenden, ja

wol gar Jahrtausenden, — und zwar eine Zeit, die das Schicksal vieler Nazionen entscheiden, und dem ganzen Europa, ja, durch die Folgen dieser Entscheidung, dem ganzen Erdkreis eine andere Gestalt geben wird: eine solche Zeit muß nothwendig vermöge der Natur der Sache, nicht nur unsre Erwartung aufs Höchste spannen, sondern auch unsere ganze Aufmerksamkeit, so zu sagen, verschlingen, sich unserer ganzen Seele bemächtigen, und alles Kleinere, Persönliche, und Einzelne verdunkeln und verdrängen. Hieraus allein kann ich, wenigstens mir selbst begreiflich machen, wie es möglich ist, troz der Lebhaftigkeit, meiner Sympathie mit der besondern und allgemeinen Noth, mich in gewissem Sinne glücklich zu preisen, daß ich eine so merkwürdige Zeit erlebt habe, und, au risque de tous les hazards, zu wünschen, daß ich noch lange genug leben möchte, um die Entwickelung dieser großen Welt-Tragödie zu sehen, — zu sehen, wie der außerordentliche Geist, durch welchen, und in welchem wir alle leben, weben und sind, sich nicht nur über die Zulassung der ungeheuren Masse von Uebeln, worunter das Menschengeschlecht zu erliegen scheint, sondern über seine unleugbare Mitwirkung sobald die Zeit erfüllt seyn wird, rechtfertigen werde. — — Aus einem höhern Gesichtspunkte betrachtet, ist das ewige Wehklagen über das, was geschehen ist, und noch täglich geschieht, ein offenbarer Beweis, daß es denen, die

sich, wie Kinder unter der Ruthe, durch Zappeln, Wimmern und Schreien zu helfen suchen, an den zwei unentbehrlichsten Requisiten des menschlichen Lebens am Glauben an Gott, und an Sich selbst gänzlich fehlen muß: denn von jenem ist Ergebung und stilles Dulden die natürliche Folge, und dieser gibt uns Muth und Kraft, uns gegen den Andrang der äußern Zeitumstände aufrecht zu erhalten, und zeigt uns in unserm Innern zureichende Hilfsquellen gegen alle nicht ganz unerträgliche Uebel. Indessen muß ich doch bekennen, daß dieser mein doppelter Glaube nicht so unerschütterlich ist, daß er immer gegen die momentanen Wirkungen einer allzugroßen Erregbarkeit und Empfindlichkeit aushalten könnte.“

Als ich ihn eines Tages in einer solchen Stimmung fand, ergriff er mit besonderer Lebhaftigkeit meine Hoffnung, daß es sich wenden werde, wenn es aufs Aeußerste gekommen sey, daß es aber bis dahin kommen müsse, und daß wir dann dem, der uns jetzt in die Schule genommen, das Schulgeld bis auf den letzten Heller bezahlen würden. „Ja, ja,“ rief er, „da haben Sie recht! Nur hütet euch, ihr Jüngern, solche Gedanken nicht von den Dächern zu predigen, bevor der rechte Zeitpunkt gekommen ist:“ Er wurde sichtbar heiterer, denn auf einmal stand Xerxes vor seiner Seele, wie er mit einer unzählbaren Heeresmacht nach Griechenland vordrang, wie

in diesem Augenblick jede Privatleidenschaft, jede Erinnerung alter Beleidigungen oder frischer Beschwerden, alle Eifersucht, alles Mistrauen vor dem Gefühl der gemeinen Noth schwieg, wie Eine Seele auf einmal in der ganzen Hellas aufflammte, Athener und Sparter, Euböer und Korinther, und alle übrigen blos fühlten, daß sie Hellenen waren, und als Brüder um die Erhaltung und Freiheit des gemeinsamen Vaterlandes kämpften. Aehnliche Ursachen hätten im 15ten und 16ten Jahrhundert ähnliche Wirkungen bei den Helvetiern und Batavern hervorgebracht, warum also nicht auch bei den Teutschen? „Es sind beinahe 20 Jahre," sagte er, „daß ich (im J. 1793) über teutschen Patriotismus Betrachtungen, Fragen und Zweifel niederschrieb, denn in Wahrheit, es mußte damals ein moralisches und politisches Wunder scheinen, wenn ein sehr großer, aber aus äußerst ungleichartigen und schwach zusammenhangenden Theilen bestehender Staatskörper, ohne jene mächtigen innern Kräfte und verbindende Ursachen von Einem vaterländischen Gemeingeist beseelt, zusammengehalten und geleitet werden sollte. Jetzt wird freilich das Unmöglich Geschienene wahrscheinlich: allein ist einst die Zeit gekommen, wo es wirklich geworden ist, so denke ich, werde es immer noch gut und heilsam seyn, sich meiner Fragen und Zweifel zu erinnern, damit ein teutscher Patriotismus, wenn er eine Zeit

lang kein Unding gewesen, nicht sogleich wie eine Wasserblase wieder zerplatzte."

7.

Bei allem Patriotismus war jedoch Wieland zu echt und weltbürgerlich gesinnt, um in dieser Zeit den Gedanken von sich abhalten zu können, wie dies alles, was er noch erlebte, sich wol zu dem verhalte, was Lessing die Erziehung des Menschengeschlechts genannt hatte. Wenn er sah, wie man von neuem alle Unterschiede zwischen Zwang und Pflicht, Gewalt und Recht, Aberglauben und Glauben, Vernünftelei und Vernunft aufzuheben strebte, so konnten ihm wol Zweifel an der fortschreitenden Veredlung des Menschengeschlechts erwachsen; sie machten aber nie den festen Glauben an ihm wankend, in welchem er einst ausrief: es muß vorwärts gehen, es muß! — Die Frage unter den gegebenen Umständen aber war: wie kann es? Nach seiner Ueberzeugung nur dann, wenn die Besten und Edelsten sich eng und immer enger zusammenstellen und einen heiligen Bund für Wahrheit und Recht schließen würden, welcher, das höhere Menschenleben treu in sich bewahrend, für die Zukunft einen sicheren Halt darböte.

Solch einen Bund sollte er selbst noch, und, indem er als Mitglied in denselben trat, zugleich auch für die Zeit, die er selbst nicht mehr sehen würde, die Beruhigung finden, deren sein Menschenliebendes Herz bedurfte. Am 4ten April 1809 wurde er von der Freimaurerloge Amalie in Weimar, auf eine ausgezeichnete Weise, als Bruder aufgenommen.

Wenn ein Mann wie Wieland, der, bei der Klarheit seines Verstandes, seiner heiteren Vernünftigkeit und ruhigen Besonnenheit, Zeit seines Lebens alles Mysteriöse, alles geheimthuende Wunderwesen, entschieden von sich abgehalten, ja unaufhörlich bekriegt hatte, wenn ein solcher, in hohem Greisesalter aber bei völlig ungeschwächter Geisteskraft, in eine solche Verbrüderung tritt, so sucht er gewiß darin nicht das Unsichtbare zu sehen, das Unbegreifliche zu begreifen, das Unmögliche wirklich zu machen, und würde durch ein bloßes Spiel mit Symbolen so wenig als durch eine alltägliche Klubgesellschaft befriedigt worden seyn. Er legte sich die Fragen vor: Was ist der Geist der Freimaurerei? Und wie erreicht sie denselben? — — und hier ist seine Antwort darauf.

„Die drei, durch die Worte: Staat, Kirche, Freimaurerei bezeichneten Begriffe sind eben so viele Ideale, und müssen, als solche, in ihrer höchsten möglichen Vollkommenheit gedacht werden.

Sobald dies geschieht, so zeigt sich's, daß immer Tugend und Veredlung der Menschheit ihr gemeinschaftlicher und letzter Zweck ist, welchen Jedes durch die ihm eigenthümlichen Mittel und Wege zu erzielen sucht: so wie jener Zweck hinwieder das Mittel ist, die Menschheit einem noch höhern, obgleich ihrem gegenwärtigen Gesichts- und Wirkungskreis weit übersteigenden, Ziele immer näher zu bringen.

„Wenn nun dieses auch von der Freimaurerei gilt, so wäre die Frage: Wie sie das große Ziel, welches sie mit allen andern, auf Veredlung der Menschheit abzweckenden, Instituten gemein hat, zu erreichen suche? eigentlich das, was wir in nähere Betrachtung zu ziehen hätten. Denn entweder hätte sie gar keinen der Rede würdigen Zweck: oder in eben diesem Wie muß der besondere Zweck der Maurerei zu entdecken seyn.

„Die wesentlichen Symbole und Hieroglyphen, deren richtige Erklärung einen großen Theil unsers Geheimnisses ausmacht, deuten auf den Beruf, an den Bau eines herrlichen Tempels, der in der unermeßlichen Stadt Gottes aufgeführt werden soll, mit vereinigten Kräften zu arbeiten. Eine Arbeit, wozu zwar, im Allgemeinen, alle Menschen berufen sind, zu welcher aber die Maurerische Verbrüderung — weil sie nicht blos unter den Haufen der Berufnen, sondern unter der kleinern

Zahl der Auserwählten seyn will, sich selbst besonders und freiwillig auf die ernstlichste und feierlichste Weise verpflichtet.

Welches ist denn nun der richtigste und würdigste Begriff, den wir uns von den Sinn dieser symbolischen Darstellung des Maurerischen Berufs zu machen haben? Mir däucht gerade die Wahl des Symbols, und daß dazu, das Heiligste was die Menschen haben, ein Tempel, und aus allen Tempeln der Salomonische gewählt wurde, der in der alten Welt nicht seines gleichen hatte, und in welchem die Herrlichkeit Gottes gleichsam unmittelbar wohnen sollte, gerade dies kann uns den erhabenen Sinn desselben nicht verfehlen lassen. Oder was könnte durch diesen geistigen Tempelbau anderes und würdigeres angedeutet werden, als:

„Das ernste, thätige und anhaltende Streben aller ächten und redlichen Maurer, vor allen sich selbst, und dann auch, so viel möglich, die übrigen mit ihm verbrüderten Menschen dem Ideale der Humanität, dem was der Mensch, gleichsam als ein lebendiger Stein, in der ewigen Stadt Gottes zu seyn bestimmt ist, und wozu er schon in seinen rohen Naturstand alle Anlagen hat, durch unermüdete Bearbeitung immer näher zu bringen?“

Dies und dies ganz allein, meine Brüder, ist das Werk, welches wir nach unsern besten Vermö-

gen fördern sollen, und wozu der höchste Baumeister der Welten, jeden unter uns seinen Theil Arbeit nach Maasgabe seiner Kräfte und der Lage, in welche er gesetzt worden, zugemessen hat. Daß jenes Ideal, so hoch über uns steht, muß uns weder abschrecken noch irre machen. — Wir arbeiten aus der Tiefe zu ihm hinauf; es wird allerdings Zeit; es werden Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende, dazu erfodert, bis unsre Arbeit auf dem ganzen Erdboden bedeutend sichtbar wird. Das Werk kann in Hinsicht auf seine Größe, auf die beschränkten Kräfte und die kurze Lebenszeit der Arbeiter, und auf die unzähligen Hindernisse, welche sie zu gewältigen haben, nicht anders als langsam wachsen: aber redlicher Wille und unermüdeter Fleiß von Weisheit und Klugheit geleitet können und werden es vorwärts bringen. Das Meiste kommt freilich auf die Tüchtigkeit und den Eifer der Arbeiter an: und eben darum, scheint es, ist in unsrer Verbrüderung, nach dem Vorbilde der Innung, von welcher sie den Namen entlehnt hat, die Eintheilung in drei Grade, in Lehrlinge, Gesellen und Meister, beliebt worden. Aber, wie (nach dem Lateinischen Sprüchworte) alle Gleichnisse hinken, so geht es auch mit diesem: denn die Natur der Architektonischen Kunst, die wir treiben, bringt es so mit sich, daß nicht nur die Meister selbst nicht ausgelernt

haben, weil sie in einem höhern Sinne immer Lehrlinge bleiben, sondern daß auch, nicht selten, Männer als Lehrlinge aufgenommen werden, die im Grunde auch für Meister in unsrer Kunst gelten könnten, und daher billig um so viel bälder zu dem Grade der sie zu Meisterarbeiten berechtigt, befördert werden mögen. Ueberhaupt werde ich schwerlich einen Widerspruch zu befürchten haben, wenn ich behaupte, daß ein sogenannter Suchender, wenn er auch hundert Jahre suchte, nichts bei uns fürchten werde, was des Suchens werth ist, wofern er nicht die Anlage zu dem was den wesentlichen Charakter und die Tugend des ächten Freimaurers ausmacht, schon bei seinem Eintritte in unsern Tempel mit sich bringt. Nur mit dieser Bedingung wird sich sein Inneres in dem Lichte und in der Wärme, die ihm hier mitgetheilt werden, entwickeln und ausbilden: ohne sie wird es ihm ergehen wie Jenem, der eine Brille kaufte um lesen zu können, und sich nicht wenig verwunderte, als er erfuhr, man müsse schon lesen können, wenn die Brille zu etwas helfen solle.

„Ich sagte: die Höhe des Ideals, welches der ächte Maurer nie gänzlich aus dem Gesichte verlieren soll, dürfe uns von standhafter Verfolgung desselben nicht abschrecken: was allerdings geschehen müßte, wenn wir den kleinmüthigen Gedanken, „nach dem Unerreichbaren zu streben, sey vergebliche

Mühe" Gehör geben wollten. Das Höchste lässt sich freilich nicht auf einmal erfassen: wir steigen von Stufe zu Stufe, und bis der oberste Gipfel erstiegen ist, müssen viele Hügel und Berge, über welche er empor ragt, hinter uns liegen. Horaz spricht eine grosse Wahrheit aus, wenn er sagt, es sei schon viel gewonnen, bis zu einen gewissen Punkte vorwärts zu kommen, wenn uns auch nicht gestattet werde, weiter zu gehen. Den Sinn dieses Ausspruchs zu verstehen, wird uns der Gebrauch, den die Kunst vom Idealischen macht, die beste Anleitung geben. Die Freimaurerei wird, wie ich finde. häufig mit dem Namen der königlichen Kunst belegt. Ich gestehe, daß ich mir bei diesem vornehmen Prädikate nichts sonderliches zu denken weiß, wenn man nicht die Kunst recht zu leben darunter versteht, und indem man diese Kunst königlich nennt, sie dadurch für die höchste aller Künste erklärt, wiewol die Beispiele, daß Könige grosse Meister in derselben waren, von jeher ziemlich selten gewesen sind. In diesem Sinne kann unser Institut allerdings eine Kunst genannt werden, denn es ist, wie alle Künste, praktisch, das ist, es besteht weniger im Wissen als im Thun, und hat, wie alle andern ein Ideal, nach welchem, als den vollkommensten Modell und Kanon der Meister arbeiten und der Lehrling arbeiten lernen soll. Daß er es völlig erreiche, wird ihm nicht zugemu-

thet, er verdient schon Lob, wenn man sieht, daß er es zu erreichen sucht. Schlechte Modelle sind freilich mit geringer Mühe nachzubilden: aber wenn man sie auch völlig erreicht, hat man doch nur schlechte Arbeit gemacht. Das Ideal hingegen spannt die Kräfte des Geistes und beflügelt das Verlangen des Lehrjüngers: aber, indem es sich der Begeisterten zu nähern scheint, zeigt es ihm wie viel ihm noch fehlt, und macht es ihm eben dadurch möglich, sich immer weiter von der Unvollkommenheit zu entfernen. Auf diese Weise wird die Idee des Sittlichen Schönen und Guten, die ein göttlicher Finger dem menschlichen Gemüthe eingedruckt hat, dem ächten Maurer, der die Würde seines Berufs fühlt, und in der Lebenskunst Meister werden will, aber das, was der berühmte Kanon des Polykletus dem griechischen Künstlern war, die nach demselben arbeiteten; er bedient sich ihrer als eines Modells, wie er in allen Verhältnissen, Stellungen, Lagen und Momenten des Lebens seyn muß, um ein edler und guter Mensch zu seyn.

„Natürlicher Weise erfodert diese Lebenskunst, wie alle andre Künste, gewisse Kenntnisse, Regeln, Maximen und Studien, die wir unter den Namen Lebensweisheit zusammenfassen wollen: eine Art von Philosophie, die eben darum, weil sie durchaus praktisch und nur durch die Ausübung etwas werth ist, mit subtilen Spekulationen und übersinn-

lichen Meteorren nichts zu schaffen hat. Der Maurer als solcher, darf unzählige, an sich wissenswerthe Dinge nicht wissen: aber wehe ihm, wenn er in demjenigen unwissend wäre, was nicht zu wissen ein Uebel ist! Unsere Logen sind keine Akademien der Wissenschaften, keine chemischen Laboratorien; unsre Arbeiten keine Forschungen nach hermetischen, magischen, gnostischen und kabbalistischen Geheimnissen; keine fanatischen Anstalten, uns der Vorrechte reiner Geister schon in diesem Erdenleben zu bemächtigen. Aber alles, was uns in Kenntniß und unbefangener Beurtheilung unsrer Selbst, und der menschlichen Angelegenheiten überhaupt, fördert, unsern Kopf von Wahnbegriffen und sophistischen Spinneweben reinigt; Alles, wodurch es immer heller in unsrer Seele wird; Alles, was unser Herz erwärmt und für das Wahre und Schöne empfänglicher macht, — kurz Alles, wodurch wir und unsre Mitmenschen weiser und besser werden können, gebe den Stoff zu unsern Arbeiten! Nichts was den Menschen angeht, sei uns fremd! Denn es ist eine der wesentlichsten Bedingungen unsers engern Bruderbundes, alle Menschen, ohne Rücksicht auf Stand, Religionsunterschied, bürgerliche und nazionale Verhältnisse, als unsre Brüder anzusehen und zu behandeln. Der Freimaurer als solcher ist kein Bürger dieses oder jenes Staats, sondern ein Weltbürger,

oder, genauer im Geiste unserer Weihe zu reden, ein Theopolit, ein Mitglied der allumfassenden Stadt Gottes, in welcher Sonnen und Welten nur einzelne Wohnungen, und die zahllosen Klassen und Geschlechter aller, mit Vernunft und Freiheit begabter, Wesen nur eben so viele einzelne Familien ausmachen, die durch ein ewig unwandelbares Grundgesetz in Ein reinharmonisches Ganzes vereinigt sind. Bloß auf dieses erhabenste Verhältniß der Menschheit, welchem alle andere untergeordnet sind, und wodurch unser gegenwärtiges Leben an ein höheres Künftiges angekettet wird, gründen sich die wesentlichen Kategorien der Freimaurerei, als die wahren Grundpfeiler unserer Gesellschaft, die eben dadurch die edelste und ehrwürdigste ist, die sich denken läßt; und Niemand, der sich das nicht völlig klar zu machen vermag, rühme sich, den Schlüssel zu unsern Geheimnissen gefunden zu haben!"

So war Wieland, der mit seinem Oberon von sich sagen konnte:

Nur wer das Licht nicht scheut, der ist mit mir verbrüdert:

sich auch hier gleich, und arbeitete nur fort an dem Werke seines ganzen Lebens; jetzt, so nah am Ziele

desselben, mit einer gleichsam verbürgten Gewißheit, nicht bloß im Andenken der Nachlebenden fortzuleben, sondern auch fortzuwirken.

„Was ist denn — so sprach er ein andermal in diesem Bruderbunde — eines jeden, dieses Namens würdigen, Menschen wahres Leben? Was verdient diesen so viel umfassenden, so viel bedeutenden Namen im höchsten Sinne? Etwa jenes unstete Hin- und Herwogen auf dem stürmischen Meere der Sinnenwelt, wo wir nichts, was außer uns ist, unser nennen können, und jeder Augenblick, wo wir uns seiner versichern wollen, bereits von dem folgenden verschlungen ist? Oder etwa diese dumpfe Art von Daseyn, die der Mensch mit dem Thiere des Feldes gemein hat, und worin sich seine ganze Thätigkeit auf Befriedigung seiner sinnlichen Triebe und Bedürfnisse, und, wenn's hoch kömmt, auf Erstrebung selbstsüchtiger, von tausend Zufälligkeiten abhängender? und daher auch selten gelingender Entwürfe beschränkt? Mit Einem Worte, besteht das Leben in dem, weswegen es den Namen eines Traums verdient? Oder nicht vielmehr in wohlgeordneter, und, so viel möglich, ununterbrochener Uebung und Anwendung der edelsten Kräfte unsers Geistes und der schönsten Gesinnungen und Gefühle unsers Herzens, wodurch beide eine unverwandte Richtung auf Beförderung des Guten außer uns, d. i. auf solche Kraftäußerungen, welche als Bestandtheile des allge-

meinen Wohls und der allseitigen Ausbildung und Vervollkommnung der Menschen anzusehen sind? Lebt nicht jeder edelgesinnte Mensch weniger für sich selbst, als für andere? Ist nicht sein Daseyn, mehr oder weniger, eine immerwährende Aufopferung? War nicht, aus diesem Grunde, ein sich selbst nach und nach verzehrendes Licht von Alters her das schönste Sinnbild eines edlen und guten Menschen? Und kann man also nicht mit Wahrheit sagen: Das Leben im Andenken der Nachwelt, da es nur die natürlichste Folge ausgezeichneter und immer fortwirkender Verdienste ist, sey mit dem vorhergegangenen sichtbaren Leben in der Mitwelt gleichsam aus einem Stücke, und als eine wirklich fortgesetzte Persönlichkeit in derselben zu betrachten?"

8.

Dieser Gedanke, der ihm schon bei dem Verluste seiner älteren Freunde, Gleim, Weiße, Herder, tröstlich gewesen, gewährte ihm auch Trost bei dem Verluste jüngerer in den letzten Jahren seines Lebens, besonders nach Schiller Fernow's und Seume's, an denen beiden er, außer ihren Talenten und Kenntnissen, den biedern, geraden Sinn, und selbst den satyrischen Geist, der sich bei Fernow im Umgange mehr als in seinen Schriften aussprach, im-

mer hochgeschätzt und geliebt hatte. Ueber Seume hatte er Göschen einst geschrieben: „Die Vorrede unsers Freundes Seume zur Uebersetzung des Percivalischen Werks*) habe ich mit großem Interesse gelesen. Es ist eine Freude, derbe Wahrheiten so freimüthig und kräftig und doch so manierlich gesagt zu hören. Seume kann nun sicher seyn, daß Niemand glauben noch sagen wird, daß Englische Guineen oder goldne Napoleons aus ihm sprechen. Ich habe von jeher große Stücke auf die ächten Cyniker gehalten, deren Ideal Luzian in seinem Kyniskos so trefflich aufstellte. Der ächte Cyniker ist der ächteste Mensch und der wahre Weise, uno minor Jove, wie Horaz sagt. Das alte Griechenland hatte ihrer kaum ein halb Dutzend binnen 500 Jahren aufzuweisen; und in unsern Tagen ist Seume der Einzige, den ich wenigstens kenne.“ Wieland wirkte auch fortwährend für ihn, und es gelang seiner Verwendung von der Kaiserin Mutter in St. Petersburg eine Pension für diesen umgetriebenen Sohn der Erde zu erwirken. Leider aber kam die Versicherung derselben — zwei Tage später bei Wieland an als die Nach-

*) Zu Percivals Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung, in der Ehrmannschen Bibliothek der Reisebeschreibungen, welche Seume übersetzte, und welche den 18ten Theil dieser Bibliothek ausmacht.

richt von Seume's Tode in Töplitz. „So sonderbar — schrieb Wieland hierüber an *Böttiger* — rächte sich die launenhafteste aller Göttinnen an dem Manne mit dem Schnurrbarte, der ihr im Leben so oft ein Schnippchen geschlagen und ihrem Geschlechte überhaupt nur einmal aufrichtig gehuldigt hatte.“ — An *Göschen* schrieb er: „Die Nachricht von dem Tode unsers unvergeßlichen *Seume*, die ich gestern von *Böttiger* aus Dresden erhielt, wird Sie, mein geliebter Freund, nicht weniger schmerzlich erschüttert haben als mich. *Seume* hatte durch einige Briefe, die wir in diesem Jahre wechselten, und durch seinen letzten Besuch (den ich, wiewohl er sehr leidend *schien* und *war*, doch keineswegs so nah glaubte), mein ganzes Herz auf immer gewonnen, so daß es mir unmöglich war, einer leisen Ahnung, daß wir uns nie wieder sehen würden, nur einen Augenblick Gehör zu geben. Gott! Welch ein Geist, welch ein Herz, welch ein Charakter ist mit diesem seltenen Manne aus der Welt verschwunden! Daß sein Verlust für *mich* unersetzlich ist, ist das Wenigste: die *Menschheit* hat an ihm eine ihrer größten — leider! unerkannten — Zierden verloren! Wie viel hätte er *ihr* seyn können, wenn sie seinen Werth gekannt hätte, oder (richtiger zu reden), wenn nicht gerade das, worin sein höchster Werth bestand, ihn den Machthabern und sogenannten Großen zu ihren Zwecken unbrauchbar gemacht hätte! — Sagen Sie,

ist es nicht wunderbar, daß Seume dem Kaiser Napoleon so ähnlich sah? Beinahe möchte ich glauben, daß sein Herz ganz allein Schuld daran war, daß nicht ein zweiter Napoleon aus ihm wurde, und unter keinen Umständen werden konnte."

Während dieser Jahre sollte aber Wieland auch nicht frei von häuslichen und persönlichen Leiden seyn. Mehrere Wochen lang schwankte er zwischen Angst und Hoffen über das Leben seiner Tochter Julie, und hatte dann nur den Trost, daß ihr Tod die glücklichste Art zu sterben gewesen. Bei ihm selbst hatte sich seit Jahren schon ein Augenübel eingefunden, welches anfangs nie über zwei Tage anhielt, im Winter aber, wo der Schnee ihm sehr lästig wurde, sich bis zu einem Grade verschlimmerte, daß er oft Tage lang alles Lesens und Schreibens sich enthalten mußte, und nicht ohne die Befürchtung blieb, das Schicksal seines Gleim könne auch ihn treffen. Indeß hatte sich doch immer seine Konstitution glücklich erhalten; im Herbste des Jahres 1809 aber überfiel ihn eine so gefährliche Krankheit, daß es wirklich einem Wunder ähnlich war, wie seine Natur den Sieg über die Krankheit behauptete. „Das Sonderbarste meiner Krankheit, schrieb er einige Zeit darauf, ist, nach der Versicherung meines Arztes, daß das Herz und die ganze Blutmasse an dem schrecklichen Sturme auf alle übrigen Theile meines ohnedies schwachen Körpers keinen Antheil nahm, und seine

eigene Oekonomie ruhig fortzutreiben schien. Der Puls ging ruhig und gleich, nur etwas schneller als gewöhnlich. Dafür aber waren alle Muskularkräfte, Nerven, Flechsen und Sehnen so jämmerlich zugerichtet, alle Drüsen so rein ausgewunden und ausgetrocknet, alle Fibern so abgespannt, daß ein vierteljähriges Kind mehr Stärke in Armen und Beinen hat, als ich in den ersten 14 Tagen. Meine rechte Hand war lange fast unbrauchbar; über 14 Tage konnt' ich nicht einen Augenblick stehen. Kurz, ich mußte wie ein Kind wieder von vorn anfangen und die Verrichtungen des animalischen Lebens wieder lernen, als ob sie mir etwas neues wären. Wie gern möcht' ich hier meinen mich umgebenden Töchtern und Enkelinnen eine Lob- und Dankrede halten!" Nur langsam ging es mit seiner Genesung, da Arzneien nichts helfen konnten. Der Genuß alten Stein- und Oporto-Weins gab ihm allmählig wieder Kräfte, und er rühmte öfters dankbar, wie ihm sein Herzog die Quelle der Hygira im Hofkeller eröffnet habe. Nach seiner Genesung war er sich völlig wieder selbst gleich; nur über noch größere Abnahme des Gedächtnisses klagte er.

Diese Leiden wechselten indeß wieder mit manchen Freuden, durch welche der Hof und seine Freunde den Abend seines Lebens zu verschönern suchten.

Eine hatte ihm Göthe bereitet, und gerade darum war sie ihm um so lieber. Bei der ersten

Vorstellung von Göthe's Tasso — worin der nun auch verewigte talent- und gemüthvolle Wolf als Tasso jedes Herz gewann — erblickte man, so wie der Vorhang sich erhob, anstatt der vom Dichter vorgeschriebenen Hermen Ariost's und Virgils, die den Gartenplatz von Belriguardo zieren sollen, die Büsten — Wielands und Schillers. Antonio begann seine Schilderung vom Meister Ludwig:

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen, bunten Teppich deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Für's wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Wie unter Blüthenbäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leichtgetragnen Blüthen,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Amoretten.
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wohlgestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint,
Und doch im schönsten Takt sich mäßig hält.

Da richteten unwillkürlich alle Blicke sich nach der Herzoglichen Loge, in welcher Wieland saß, und jedermann freute sich seines geehrten Alters; der Neid selber gönnte dem alte Auszeichnung, der nie nach einer gestrebt hatte, und durch keine sich überhob.

Der Herzog und die Herzogin gaben ihm fortwährend neue Beweise ihrer Achtung und Theilnahme. Sein Geburtstag war jedes Jahr ein Festtag für alle gebildeten Bewohner Weimars, und an dem Morgen des einen — so schrieb er an Böttiger — „kam da nicht auf einmal meine, liebenswürdige große Schutzheilige und Patronin, eine wahre Maria voller Gnaden, unsre Großfürstin mit Ihrem Gemahl und einer schönen Hofdame angefahren, um mir Glück zu wünschen, daß ich noch lebe und sogar noch länger zu leben drohe, ungeachtet ich am 5. September Morgens um 7 Uhr im Jahre 1733 zur Welt gekommen bin und also, billiger Weise, schon lange einen Bessern als ich hätte Platz machen sollen! — Das war freilich eine eben so erfreuliche, als unvermuthete Unterbrechung."

Was ihn aber besonders in jugendlicher Heiterkeit erhielt, war zunächst der Kreis seiner Familie. „Durch viele und große Verluste, — so schrieb er schon einige Jahre vorher an Gräter — wird das Gefühl endlich abgestumpft. Wohl mir indeß, daß ich im Winter meines Lebens noch mit Gegenständen der Liebe umgeben bin, mit Kindern und Enkeln, die mir

Freude machen, und mein Herz wenigstens so lange warm erhalten werden, bis es zu schlagen aufhört.'

Der Kreis seiner Lieben war freilich kleiner und immer kleiner geworden, und bestand jetzt nur aus einer seiner verwittweten Tochter mit zwei Töchtern von dieser, und seiner jüngsten Tochter Luise. Schwerlich aber hat jemals ein Vater sich größerer kindlicher Zärtlichkeit erfreuen können, als er. So zärtlich aber als er geliebt wurde, liebte er auch wieder. — Man lese folgende zwei Briefe, die er an Göschen, nach dessen letztem Besuch bei ihm im Frühjahr 1810, schrieb, und die keiner weiteren Einleitung bedürfen.

Den 24. April 1810. „Tausendfachen Dank, lieber Göschen, für alle Freundlichkeit und Güte, so Sie und Ihre Gemahlin (die immer liebenswürdig bleiben wird, wenn sie auch Hekuba's Alter erreichte) seit dem Tage unsrer Trennung meinem holden Minchen erwiesen haben!! Ich höre sehr gern, daß das liebe Mädchen, — welche ihren Reisegesellschafter und Beschützer nicht genug rühmen kann — auch Ihnen den Weg durch ihr naives, muntres und treuherziges Wesen angenehm verkürzt hat, und daß sie gleich bei ihrem ersten Ausflug in die weite Welt sich so gut mit derselben zu befreunden und überall sich beliebt zu machen weiß. Ich wünsche, daß sie, wenn sie mit Madam Orls wieder zu uns zurückkommt, — wie es einer solchen jungen Matrose geziemt, einen guten Geruch in Leipzig zurücklasse.

„Auch mich, bester Göschen, hat Ihr kurzer Besuch und das Wiederaufleben unserer alten Freundschaft sehr glücklich gemacht; und da mein Aufenthalt diesseits des Mondes von keiner langen Dauer mehr seyn kann: so wünsche ich um so eifriger, daß das schöne Verhältniß, das seit so vielen Jahren zwischen uns besteht, zu unsrer beider Zufriedenheit ungestört bis ans Ende meiner Tage fortdauern möge.

„Adieu, mein geliebter Freund! Lassen Sie sich unser liebes Minchen ferner empfohlen seyn, und helfen, so viel möglich, ihre Rückreise zu rechter Zeit zu beschleunigen. — — Luise empfiehlt sich, und bittet Sie um die Gefälligkeit, das angeschloßne Briefchen an unser liebes Mädchen bestellen zu lassen."

An Denselben. Den 21. Juni 1810. „Ich hoffe, mein liebster Göschen, Sie halten es Ihrem alten und wohlbetagten Freunde, mit dem die Zeit unglaublich schnell davon läuft, zu gut, daß er so lange gesäumt hat, Ihnen für alle die Güte und Freundschaft, so Sie und Ihre Frau Gemahlin meiner lieben Enkelin Wilhelmine während ihrem neulichen Ausflug nach Leipzig, und besonders in Ihrer schönen villa oder villula zu Hohenstädt erzeigt haben, meinen wärmsten herzlichsten Dank darzubringen. Das gute, frohsinnige, leichte Sommervögelchen könnte uns nicht genug von der Anmuth und trefflichen Einrichtung dieses kleinen Buen retiro erzählen, das

Ihnen um so lieber seyn muß, da (außer der schönen Lage und den prächtigen Aussichten) alles übrige Ihre eigne Schöpfung ist. Kurz, wenn ich Sie diesen Sommer nicht zu Hebenstädt besuche (wozu leider! wenig Anschein ist); so hat Minchen wahrlich keine Schuld."

Wie glücklich würde sich der zärtliche Patriarch gefühlt haben, wenn er noch einmal seinen ganzen Familienkreis um sich hätte versammeln können! Dieses Glück konnte ihn nicht werden; doch beglückt fühlte er sich aber schon dadurch, daß sein geliebter Reinhold den Sommer des Jahres 1810 noch mit ihm verlebte, und er sich eines von dessen hoffnungsvollen Söhnen erfreuen konnte. Dadurch vereinigte sich das Zweite, was ihn in jugendlicher Heiterkeit erhielt, aufs innigste mit dem Ersten; worüber das, was er seinem Freunde Böttiger von der Feier seines diesjährigen Geburtstages schrieb, die beste Auskunft geben wird.

„Auch wieder ein Paar schöne Tage, die sich ganz besonders freundlich, heiter und liebevoll an die 28,105, die nun mit mir vorbei gewankt, gehüpft, gestolpert, getanzt, gewalzt, gestürmt und geschlichen sind, angeschlossen haben! Es ist doch eine hübsche Sache um's lange leben, wenn einem am Vorabend des 78sten Jahres noch solche Stunden zu Theil werden, wie ich am Abend des 4. September im enggeschlossenen Kreise brüderlich verbundener Freunde

genossen habe. Ueberhaupt konnte es nicht anders, als meinem Herzen wohl thun, so viele und unzweideutige Zeichen einer herzlichen Theilnahme, Achtung und Liebe von Ihnen allen, ohne Ausnahme, zu empfangen. Was aber den goldnen Becher der Freude bis an den äußersten Rand füllte, war der Gesang, womit ich von dem ältesten Sohne meiner ältesten Tochter Sophie, Karl Reinholt aus Kiel, ganz unvermuthet überrascht wurde. Dieser mein Enkel, ein junger Mann voll Geist und Gefühl, sehr gebildet, für seine 22 Jahre sehr gesetzt und verständig, voll Talent und warmer Liebe zu allem was Wahr, Schön und Gut ist, kurz seines Vaters, und wie ich wol hinzusetzen darf, seines Großvaters würdig und von vielen Menschen dafür anerkannt, wurde nach dem Wunsche seines Vaters vor etwa zwei Monaten in diese Verbindung aufgenommen, und machte mir schon damals durch sein ganzes Benehmen bei dieser rührenden Feierlichkeit große Freude. Von ihm also rührte nicht nur dieses Lied her, sondern er sang es auch selbst, nach einer von ihm unserm Musikdirektor Müller angegebenen, besonders schönen und passenden Melodie, mit einer sehr angenehmen, reinen, sonoren und gefühlvollen Stimme, so brav ab, daß er alle Anwesenden in eine der seinigen zusagende Stimmung setzte, so daß es sich wol selten trifft, daß ein Tafellied mit einer so allgemeinen Theilnahme und Rührung abgesungen wird. Da Sie mich in meinem

Innersten kennen, lieber Böttiger, so brauche ich Ihnen kein Wort mehr davon zu sagen, wie einem alten Familienvater zu Muthe seyn muß, der sich bei der Feier seines 78sten Geburtstags in einem so liebenswürdigen Enkel verjüngt und fortgesetzt sieht. — — Der 5te konnte nach einem so angenehmen Vorabend nicht anders als sehr vergnüglich zugebracht werden, wiewohl nicht ganz so, wie Sie sichs vorgestellt zu haben scheinen. Einige meiner trauten Freunde und Freundinnen hatten zwar abermals ein festliches Gastgebot im Belvederischen Schlößchen anrichten wollen: ich hatte es mir aber für diesmal so ernstlich verbeten, daß es unterblieb, und mir vergönnt wurde, den mittlern Theil des Tages, blos in Gesellschaft meiner hier anwesenden Kinder und Kindeskinder, ruhiger und gemüthlicher zuzubringen. Allein meine übrigen Freunde und Freundinnen wollten sich ihre Rechte und Ansprüche doch nicht gänzlich nehmen lassen, und so wurde ich Abends gegen 5 Uhr von einer glänzenden Gesellschaft von Damen und Herren überrascht, die mich und die Meinigen zu einem großen Thee einluden, und mir ihre lebhafte Theilnahme auf die freundlichste und verbindlichste Art zu bezeigen sich beeiferten. Unter andern wurde mir auch durch die Frau Hofmarschallin von Egloffstein ein Medaillon in vergoldetem Bronze, im größten Format, mit meinem, erkennbar getroffenen Bildniß en haut relief überreicht. — — Die alleran-

genehmste Ueberraschung aber war für mich Ihre Zuschrift vom 1. Sept. mit dem dreifachen Wunsche des alten Simonides und dem von Ihnen beigefügten vierten: μετα φιλων ἡβαν (mit Freunden frohe Jugend), der das Beste in sich schließt, was Sie mir in der höchsten Exaltation der Freundschaft nur immer wünschen können, — begleitet von der köstlichen offrande unsrer Freundin Bardua, die sich durch dieses meisterhaft, geistreich und fleißig kopirte Bild als eine würdige Schülerin von Kügelgen und Friedrich beurkundet. Das alles langte an jenem zu frohen Ereignissen auserwählten Tage, eben da wir von Tische aufstanden, zu Belvedere an, und setzte den Freuden desselben die Krone auf. Ich weiß nichts, was mich über den Verlust unsers unvergeßlichen Seume kräftiger trösten könnte, als diese so glücklich gelungene Kopie eines Bildes, worin der ganze individuelle Charakter des herrlichen Mannes, dem Aeußern und Innern nach, so wahr, so zart, so lebendig und kräftig dargestellt ist, daß es Jeden, der ihn (zumal in seiner letzten Lebensperiode) nur einmal in der Nähe gesehen, und nur eine Viertelstunde reden gehört, auf den ersten Blick so völlig mit seinem eigensten Ton anspricht, und daß man, bei der Unmöglichkeit ihn selbst ins Erdenleben zurückzurufen, sich keinen bessern Stellvertreter seiner Gegenwart wünschen kann, als dieses treffliche Bild."

Wie glücklich Wieland sich durch die Vereinigung dieser Umstände in jenen Tagen fühlte, wie die Energie seines Geistes, die jugendliche Frische seiner Phantasie, die Wärme seines Herzens sich dadurch erhielten, davon kann man wol keinen überzeugenderen Beweis verlangen, als sein am 4. November 1810 an seine Durchlauchtige Korrespondentin in Neuwied geschriebener Brief enthält *), in welchem er die Entschuldigung seines langen Schweigens in einen Dialog eingekleidet hat, der den frühesten schönsten Ergießungen seiner genialen Laune in nichts nachsteht. Nicht ein Wort ist zu viel davon gesagt in Böttigers Urtheil, daß es schwer seyn möchte, in den zahlreichen Briefsammlungen, die nun auch unsere Literatur von mehreren ihrer Heroen aufzuweisen hat, einen sinnreicher gedachten, zarter ausgedrückten aufzufinden, als diesen, wo er die Silhouette dieser, in jeder Hinsicht hochachtungswürdigen und Wieland ganz fassenden, Fürstin mit ihm selbst in einem vertraulichen Morgengespräch sich unterhaltend eingeführt hat. Gewiß ist er der vollgiltigste Beweis eines stets frischen, durch den Zauber der Musenkunst in beständiger Jünglingskraft fortblühenden Greisenalters.

---

*) In der Sammlung von Ludwig Wieland. Bd. 2. S. 198.

Lütkemüller, der schon seit mehreren Jahren Weimar verlassen hatte und zu Papenbruch bei Wittstock Prediger war, bat ihn in eben jenem Jahre der Pathe seines ersten Sohnes zu werden. Wieland nahm dies Zeichen liebevollen Andenkens freudig auf und schickte nicht nur seinem Pathen, Ludwig Paul Wieland genannt, ein Exemplar seiner sämmtlichen Werke, sondern dem Vater auch einen Brief, dessen Mittheilung zur Vollendung der Chrakteristik des Greises Wieland sehr zu wünschen wäre.

9.

Gegen Ende des Jahres 1810 schrieb er an Böttigern in Beziehung auf den Teutschen Merkur: „— — Ich würde mich wundern, daß Sie das Wiederaufleben dieses armen Lazarus für möglich hälten, wenn ich nicht sähe und fühlte, daß Sie bloß aus warmer Liebe zu mir, und im Grunde gegen Ihre Ueberzeugung, und offenbar gegen Ihren Vortheil, so denken, und Superos et Acheronta aufbieten wollen, ein Wunder zu seinen Gunsten zu thun. — — Sie haben bisher schon weit mehr gethan, als mir lieb ist, und ich müßte wirklich der letzte unter den Menschen seyn, wenn ich länger gestatten wollte, daß Sie, bloß aus Liebe zu mir, Ihre Zeit

und Mühe so augenscheinlich verschwenden sollten. Nein, mein bester Freund! dies wäre mehr als zu viel, um mir den ganzen Rest meines Lebens zu verbittern. Lassen wir den Gedanken, den Merkur, es koste was es wolle, bei einem doch immer nur armseligen Scheinleben zu erhalten, ein für allemal fahren! Lassen wir den Sterbenden im letzten Monat dieses Jahres seinen letzten Athem sanft und selig verhauchen, und bestatten wir ihn sine lux et crux, und ohne ihm eine be- und wehmüthige Leichenrede zu halten! Er hat wahrlich nur zu lange gelebt, da er den größten Theil seiner ältern Freunde überlebt hat. Sie können sich kaum vorstellen, wie leicht mir ums Herz werden wird, wenn ich meinen Namen (den ich schon so lange mit einem geheimen Vorwurf und mit Scham vor mir selbst auf dem Titelblatte paradiren sehe,) nicht länger als einen verwitterten Schild an einem in Nahrungsverfall gerathenen Wirthshause sehen muß. Die jährlichen 100 Thlr., die ich dem armen Bertuch als ein wahres Sündengeld abnahm, werden sich ja wohl noch auf eine andere und ehrenfestere Weise ersetzen lassen, wäre es auch nur, daß ich desto munterer und freudiger an meinem Cicero arbeite. Denn, ich gestehe, wenn mir auch dieser aufgekündigt würde, würd' ich es schwerlich so gleichmüthig ertragen, wie den Tod des T. M. — Daß der teutsche Buchhandel in den letzten Zügen liegen muß, ersehe ich (außer an-

dern mich unmittelbar betreffenden Todesvorboten) daraus, daß die treffliche Uebersetzung des Lieds der Nibelungen, von meinem Freunde Hinsberg, ein Gedicht, das vor 25 Jahren mit Gold wäre aufgewogen worden, keinen Verleger finden kann.“

Um so erfreulicher war ihm die von Göschen erregte Hoffnung auf eine neue Ausgabe seiner Werke, und zwar, wie er sie längst ersehnt hatte, mit teutschen Lettern. Die Einrichtung dieser Ausgabe beschäftigte ihn öfters sehr angelegentlich. Er schrieb Göschen darüber: „Die erste und wichtigste Frage wäre wol diese: ob die neue Auflage alles, was in der ersten ist, enthalten solle oder nicht? Da diese Frage, meines Erachtens, bloß aus Buchhändlerischem Gesichtspunkt entschieden werden kann und muß, so habe ich nichts darüber zu sagen, als daß sie mir viele und kaltblütige Ueberlegung von allen Seiten zu erfodern scheint. Glauben Sie Ihre Rechnung bei einer Auswahl des Besten und Interessantesten besser zu finden, als bei einer wiederholten Auflage meiner Sämmtlichen Werke, so bin ichs völlig zufrieden; nur muß ich bemerken, daß Alles, was sich mit gutem Gewissen retranchiren ließe, höchstens 3 oder 4 Bändchen ausmachen, und manchen Lesern auch damit vielleicht kein Gefallen geschehen würde. — — — Die 2te Frage ist: ob mir die Kinder meines Geistes in der Or-

nung, wie sie zur Welt gekommen sind, auf einander folgen lassen wollen? Und da dies aus mehreren Gründen wol das Beste seyn möchte: ob die Poetischen von den Prosaischen Werken abgesondert werden, und also zwei Klassen ausmachen sollen? Auch dies kann und soll blos von Ihnen entschieden werden. Wenn nicht merkantilische Rücksichten das Letztere rathen, so sollte ich beinahe glauben, es dürfte vielen, wo nicht den meisten Liebhabern meiner Schriften angenehmer seyn, sie, ohne Hinsicht auf Verse und Prosa, in der Ordnung, wie sie geschrieben wurden, zu lesen: um so mehr, da sie eben dadurch dem scharfsinnigen und aufmerksamen Leser eine Art von Geschichte, oder vielmehr die Belege zur Geschichte meines geistigen Lebens, welches ich (wenn der schwarzbraune Bruder des Schlafs mir Zeit dazu läßt) zu schreiben gedenke, an die Hand geben, und manchen Zweifelsknoten auf eine sehr natürliche Art lösen würden. Endlich kommt noch ein dritter Punkt, der aber im Grunde kaum eine Frage seyn kann: ob kleine, unerhebliche Verbesserungen im Styl und der Sprache, ohne die Besitzer der ersten Ausgabe zu beleidigen, nicht nur erlaubt, sondern sogar als ein unverlierbares Recht des Autors anzusehen seyn sollten?"

Zu der Geschichte seines geistigen Lebens oder, wie er sie sonst nannte, zu seinen Memorabilien, würde er schwerlich jemals gekommen seyn, und er

hatte schon vor Jahren seinem jetzigen Biographen versichert, den Gedanken daran aufgegeben zu haben, aus Gründen, die ihm stets eine neue Scheu erregt haben würden; die neue Auflage mußte, durch zufällige Umstände verhindert, damals noch unterbleiben; und so blieb die Uebersetzung des Cicero seine einzige literarische Arbeit, bei welcher er standhaft aushielt bis an seinen Tod, wo nur 40 Briefe zu übersetzen übrig geblieben waren, deren sein geliebter Gräter sich treulich annahm.

Im Sommer 1811 bezog er nicht, wie gewöhnlich, den Pavillon in Belvedere, weil, wie er schrieb, „das ewige Bergab- und Berganstelgen, ohne welches die Schönheiten von Belvedere nicht genossen werden können, seiner Brust und seinen etwas dünnen Beinen nicht länger zuträglich schien;“ sondern machte blos kleine Ausflüge nach Jena oder auch nur Spazierfahrten. Auf einer derselben am 11. September, auf welcher seine jüngste Tochter ihn begleitete, hatte er das Unglück, mit dem Wagen umgeworfen zu werden. Ihn selbst wurde ein Schlüsselbein zerbrochen; schlimmer und gefährlicher noch wurde seine Tochter verletzt.

„Am bewundernswürdigsten — erzählt Göthe von ihm — erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach diesem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung, ertrug er mit dem

größten Gleichmuth, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeußerung: es sey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wol billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genaß er auch bald, indem sich seine Natur, wie die eines Jünglings, schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sey. Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung noch in seiner Lebensweise hervor."

Am 28. October schrieb er darüber der Fürstin von Neuwied: „Es gehört unter die größten Uebel der schon so oft von mir recht herzlich verwünschten Celebrität (zu teutsch Berühmtheit) — die übrigens auch hinwieder ihr nicht zu verachtendes Gutes hat — daß einer nicht einmal den kleinen Finger, geschweige ein Schlüsselbein, was doch im Grunde eben auch nicht viel sagen will, — brechen kann, ohne daß es sogleich in öffentlichen Blättern der Welt verkündigt, und dadurch alle entfernten Freunde des Verunglückten, unschuldiger und ungebührlicher Weise, gegen den Willen desselben, zur Mitleidenheit gezogen, beunruhigt, und nicht selten in den Fall gesetzt werden, sich das Uebel ärger einzubilden, als es ist. Wäre dieser Umstand nicht, der mich nöthigte, den

ungebetenen Zeitungsnachrichten, wo möglich, zuvorzukommen, so sollte meine theuerste Fürstin von diesem ganzen Unfalle nicht eher was erfahren haben, bis alle, die er betroffen, sich wieder in den vorigen Stand hergestellt gesehen hätten."

Sein 80ster Geburtstag, der ihn in seiner früheren stillen Heiterkeit fand, wurde von den ihm verbündeten Brüdern zu Jena gefeiert, und diese überraschten ihn mit einer ihm zu Ehren geprägten Denkmünze, auf deren Vorderseite sein Bildniß mit der Ueberschrift seines Namens stand, auf der Kehrseite aber eine geflügelte Lyra mit einem Stern über ihr, von unten umgeben mit Blumengewinden, aus deren Mitte eine Psyche hervorschaut, und von oben mit der Aufschrift: Dem unsterblichen Sänger.

10.

Während alles dieses Wechsels von Leid und Freude, Arbeit und Genuß hatte Wieland den stillen Platz der letzten Ruhe zu Oßmannstädt nicht vergessen. Dieser war von dem neuen Besitzer, als unveräußerlich, der Familie Brentano zu Frankfurt a. M. ganz abgetreten worden. Man that nun den Vorschlag, ein Denkmal daselbst zu errichten; und da Wieland bestimmt erklärt hatte, daß auch Er vereinst

dort ruhen wolle, so war die Aufgabe, durch Ein Monument die drei dortigen Gräber zu bezeichnen, und man genehmigte die Idee eines jüngeren Freundes, eine dreiseitige Piramyde zu errichten, die in der Mitte der drei Gräber auf einem kleinen Rasenhügel so aufgestellt werden sollte, daß sie durch die Schrifttafel und das Emblem jeder Seite das vorliegende Grab bezeichne. Für Sophie Brentano wählte man das Emblem einer Psyche mit dem Kranze jugendlicher Rosen umgeben, für Wielands Gattin das sprechende Sinnbild der Eintracht und Treue, zwei verschlungene Hände in dem Eichenkranze teutscher Biederkeit; für Wieland selbst wählte man späterhin die geflügelte Lyra mit dem Sterne der Unsterblichkeit darüber. Der treffliche Weimarische Hofbildhauer Weißer führte diesen Entwurf in Seeberger Sandstein aus, und Wieland selbst verfertigte am 6. December 1806 folgendes Distichon zur Inschrift:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Niemand fürchtete beim Eintreten des Winters, daß dieser Stein seinen sterblichen Theil so bald decken sollte. Er erfreute sich einer fortdauernd guten Gesundheit, und hatte noch vor Kurzem großen Antheil an Ifflands Darstellungen auf der Weimarischen Bühne genommen, als er in der Nacht vom

10ten auf den 11ten Januar 1813 unvermerkt einen schlagähnlichen Zufall bekam. Nach einer Stunde schien die Natur selbst durch einen Fieberfrost eine Krisis zu machen, und sein Arzt entfernte wirklich durch die zweckmäßigsten Mittel für die ersten Tage alle Gefahr. In der Nacht vom 13ten Januar aber wiederholten sich die krampfhaften Zufälle, und das Fieber kehrte zurück. Von jetzt an nahm die Gefahr zu; den Blick des ehrwürdigen Greises aber trübten keine Bilder des Todes. Nicht ganz ohne Schmerzen waren seine letzten Tage; so wie sie nachließen, beschäftigte sich seine Phantasie nun mit der Gegenwart, mit seinen Kindern, und seiner noch nicht beendigten Uebersetzung Ciceros. Der neunte ruhige Tag gab wieder Hoffnung; am letzten aber (d. 20. Januar) kehrte das Fieber mit noch größerer Heftigkeit zurück, und da gingen erst Bilder der alten klassischen Zeit vor seiner Seele vorüber; dann ließen italienische Worte, die er aussprach, glauben, daß er in Ariosto's Gefilden wandle, bis endlich seine Seele ahnungsvoll bei Shakespeare weilte. Mehrmals vernahmen seine geliebten, ihn wehmuthsvoll umringenden Kinder in den Abendstunden, wie er, schwach zwar, aber vernehmlich, Hamlets berühmte Worte wiederholte: Seyn — oder Nichtseyn! — die er bald deutsch, bald englisch aussprach. Hierauf wachte er wieder, und schien sanft zu schlummern; es war der Schlummer der Euthanasia, kurz vor

Mitternacht hatte die schöne Seele von der irdischen Hülle sich getrennt.

11.

Tief war der Eindruck, den diese Trauernachricht am andern Morgen auf ganz Weimar machte; eben so allgemein aber auch der Wunsch, in den irdischen Ueberresten noch das Andenken des edlen Verewigten zu ehren. Es liegt etwas so Tröstliches in dieser letzten Pflicht, und etwas so Heiliges zugleich, daß kein zartes Gemüth ihrer entsagen konnte. Die Brüder Maurer beschlossen daher eine feierliche Bestattung. Der Legazionsrath Bertuch, seit 43 Jahren mit dem Verewigten freundschaftlich verbunden, erbot dazu das durch architektonische Verzierungen passende Lokal seines mittleren Gebäudes, welches schwarz ausgeschlagen und zweckmäßig verziert wurde. Hier wurde die Hülle des ehrwürdigen Dichters und Weisen am Abend des 24. Januar auf einem Katafalk ausgestellt. Der Kopf, den über der schwarzen Sammtkalotte ein Lorbeerkranz zierte, ruhte auf blauseidenen Kissen, mit goldenen Spitzen besetzt. Ueber den untern Theil des Sarges, so wie über den Dekkel, war eine blauseidene Decke mit Gold besetzt ausgebreitet; den Körper kleidete ein weißes Sterbegewand. Auf dem Deckel lagen oberhalb auf einem

rothen Sammtkissen Oberon und Musarion, in den Prachtausgaben von Göschen und Degen, in Maroquin gebunden, mit einem Lorberkranz umwunden. Darunter — als Anerkenntniß seiner klassischen Werke — sah man auf einem rothsammtenen und darüber liegenden kleineren weißen Atlaskissen der Russische und französische Orden.

Voll inniger Trauer wallfahrteten des Vollendeten Verehrer und Freunde in jenen Abendstunden dahin, noch einmal wenigstens die Hülle desselben zu sehen. Unverändert waren seine Züge; der Todesengel hatte nur einen erhöhten milden Ernst darüber ausgegossen, und man schaute das Bild eines Verklärten.

In der folgenden Nacht wurde der Leichnam still nach Oßmannstädt gebracht, und in dem Gartensaale des Gutsgebäudes — einst seinem so lieben Aufenthalt — beigesetzt und bewacht. Am Nachmittag des 25. Januar versammelten sich die sämmtlichen Brüder der Loge Amalia nebst einer großen Anzahl von Wielands Freunden und Verehrern in dem Schlosse zu Oßmannstädt. Auch die französische Gesandtschaft und eine Deputation der Stadt Weimar erschien, um öffentlich ihre theilnehmende Hochachtung auszudrükken. Sechszehn Maurerbrüder trugen den Sarg, welchem zunächst der französische Gesandte, Baron St. Aignan, mit des verewigten ältestem Sohne ging, an welche dann die ansehnliche Begleitung sich

anschloß. Die einfachen Glocken der Dorfkirche läuteten; mit aufrichtigster Trauer strömte die ganze Gemeine des Orts herbei, um noch ihrem alten Gutsherrn, wie sie Wieland immer nannten, die letzte Ehre zu erweisen. So begab sich der Zug die lange Allee hinab nach dem Boskett, der Stätte des Grabes. Hier war das Weimarsche Chor versammelt, und stimmte bei Annäherung des Zuges einen sanften Trauergesang an. Als der Sarg am Grabe niedergesetzt war, hielt der O. C. R. Günther eine kurze, aber herzliche Rede; und als hierauf: Wie sie sanft ruhn! ertönte, da wünschte mit thränendem Blick ein jeder dem Abgeschiedenen ein letztes Lebewohl, und sanfte Ruhe seiner Asche.

Bei seiner Todtenfeier in der Loge Amalie hielt Göthe die Gedächtnißrede, ein gleich ehrenvolles Denkmal für den Abgeschiedenen wie für den Lebenden!

12.

Geweiht ist die Stätte, wo duftende Blumen seine Hülle freundlich decken, diese Hülle eines edlen Menschen, eines echten Weisen, eines lieblichen Sängers, eines verdienstvollen Teutschen; eines an Geist und Gemüth reich begabten Mannes, der durch sein langes Leben unermüdet nach dem Wahren forschte,

das Gute Edle, und das Schöne darstellte; der redlich und mit besonnenem Eifer für die Ehre der teutschen Literatur sich bemüht, unter uns sie gefördert und im Ausland ihr Achtung verschafft hat: denn welche civilisirte Nation in Europa hat Wieland nicht gekannt, geehrt und geliebt? die Quelle der Poesie floß, wie er selbst am besten wußte, bei ihm so reich nicht, wie bei Göthe; aber er leitete die schönsten Quellen der Griechen, Römer, Engländer, Franzosen, Italiener und Spanier in ihr Bett, daß sie zu einem herrlichen Strom erweitert dahin floß, und zeichnete sich in einer Gattung aus, für die man dem Teutschen kaum Feinheit genug zugetraut hätte. Daß Er, der Einzige, Horaz und Luzian, Xenophon und Shaftesbury, Ariosto und Cervantes, Voltaire und Sterne, Crebillon und Metastasio, unter uns erneuerte, hätte nicht Tadel, sondern Dank verdient; und ein gerechtes Urtheil hätte nicht verschweigen dürfen, daß er bei der bildsamsten, in fremde Form sich leicht schmiegenden, Phantasie doch eigenthümlich ist, schon weil er vom Grundcharakter seines Volks nie abweichen konnte. Er hat uns Muster von didaktischen Gedichten geliefert, wie keine Nation gleiche dagegen aufstellen kann; Er hat das romantische Epos unter uns eingeführt, und ist von keinem seiner Nachfolger übertroffen worden; Er hat uns die ersten philosophischen Romane gegeben, deren innerer Gehalt, unter allem Wechsel der Mode, und selbst als spätere

Meisterwerke dieser Art erschienen, ihnen Dauer gesichert hat. Er hat zu einer Zeit, da es noch kein erträgliches bei uns gab, uns Singspiele gegeben, die wenigstens kein späteres übertroffen hat; Er war einer der melodiösesten unter unsern Dichtern, und unsre Sprache verdankt ihm weit mehr, als man anerkannt hat. Er war es zuerst und vorzüglich, der sie mit Laune der Grazie scherzen und mit humoristischer Gewandtheit sich bewegen lehrte. Er war es zuerst und vorzüglich, durch den sie an unsre Höfe und in die höheren Zirkel eingeführt wurde, was allein ihm einen Eichenkranz von seinen Sprachgenossen verdient hätte. Mit dieser Sprache aber hat er die Grazien selbst auch in die geselligen Zirkel seiner Zeit eingeführt, und wo sie erschienen, da verschwanden die rohen und die steifen Gelage wie die Reifröcke vor seinen Griechinnen. — Und gelangte nicht mit der Sprache nun auch manche nöthige Wahrheit dahin, wo man zu hören sie nicht gewohnt war? Und wie unumwunden sagte sie oft, der Mann, der an der Hand der Grazien auch die Weisheit erscheinen ließ, nicht um das Leben zu trüben und zu verdüstern, sondern um es zu beglücken, indem sie es veredelte. Gegen die Thorheiten stand ihm ein lächelnder Satyr zur Seite, der aber auch, durch seinen Muthwillen sogar, der Weisheit dienen mußte. Bei der griechischen Bildung, die er sich selbst gegeben, weckte er den Geist des klassischen Alterthums, das

er aus den Schulen in das Leben einführte, und gab dadurch auch seiner Zeit und seinem Volk eine höhere Bildung.

Mild gegen den Irrthum, schonend gegen Fehler, war er für Vernunft, für Recht und Pflicht, für alles was der Menschheit heilig seyn muß, weil es allein dem höheren Menschenleben Werth gilt, ein unermüdlicher, eifriger Kämpfer, aber eben deshalb auch ein rastloser Bekämpfer aller verderblichen Vorurtheile, aller Verfinsterung, aller Unterdrückung, aller Sophistereien. Veredlung und Beglückung seines Brudergeschlechts war sein Ziel. Er schwatzte nicht Religion und Philosophie, aber bethätigte sie im Leben, in welchem er dankbar alles Gute, und mit ruhiger Ergebung das Unglück hinnahm. Wer ihn ganz dem Irdischen dahingegeben geglaubt hat, der hat ihn nie gekannt — vielleicht, weil er ihn nie gelesen. In ihm war und wirkte das Höhere, allein er kannte nichts höheres als die Vernunft, die sich nicht aufspreizt wie die Phantasterei, die sich auf Stelzen stellt, um größer zu scheinen und — gesehen zu werden. Ihm gab es nichts Größeres im Leben, als, nie in Gemeinheit sinkend, den Sinn stets auf das Edle gerichtet, unausgesetzt ein guter Mensch, Gatte, Vater, Freund und Bürger zu seyn. Die Natur überspringen wollen, war ihm Unnatur, gegen die er mit allen Waffen seines Geistes ankämpfte wie gegen

die Heuchelei, die ihm, je offener und redlicher er selbst, ein desto ärgerer Greuel war.

Der Glaube, daß das Wahre und Gute, wenn auch wer weiß wie spät, aber endlich doch gewiß siegen werde, erhielt ihm bei diesen Kämpfen seinen Muth; nur müsse man in diesem Kampfe nie ermüden, und fortwährend Saamen des Wahren und Guten ausstreuen. Wer ermüdete aber darin weniger als Er? — Ihm ließe sich daher noch eine besondere Grabschrift, auch mit seinen eignen Worten, setzen.

Hier ruhet Wieland

Der, wenn ihn gleich kein Amt zum Dienst der Welt verbunden,
Beruf, und Eid und Pflicht stets in sich selbst gefunden.

